Hamm.

Wilhelm Mevius

13/7
9/10.
2

Als Geschenk erhalten

von meinem Lehrer

F. Staas

jetzt Fr. Grote.

jetzt Kleine Stover.

Die

# brandenburgisch-preußische Geschichte.

Für

**Lehrer an Stadt und Landschulen,**

für die

Jugend aller Religionsverwandten

und auch

für Vaterlandsfreunde

bearbeitet

von

**Friedrich Vormbaum,**

Seminar-Direktor und Schul-Rektor in Petershagen in Westphalen.

Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,

**Friedlein & Hirsch.**

**1845.**

# Brandenburgisch-preußische

# Geschichte.



Für

Lehrer an Stadt- und Landschulen,

sowie zum

Privat-Unterrichtsgebrauche

herausgegeben

von

Friedrich Bormbaum,

Seminar-Direktor und Schul-Inspektor in Bunzlau in Schlesien.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Breslau,

Verlag von Graß, Barth und Comp.

(W. Friedrich).

1865.

# Vorwort zur ersten Auflage.

Die Schulen unsers Staats haben sich, gottlob! dem größten Theile nach so gehoben, daß sie auch auf dem geschichtlichen Unterricht Rücksicht nehmen können. Dazu liegt die vaterländische Geschichte am nächsten. Denn die Lehrer sollen ein Volk bilden, entflammt von Liebe und Gehorsam gegen Gott, gegen König, gegen Vaterland. Preußens Lehrern ist diese Pflicht um so heiliger, weil sie schon durch das Gefühl der Dankbarkeit für das viele Gute, was für sie geschehen ist und noch immer geschieht, zu diesem Streben aufgefordert werden. Und da nun in unserer vaterländischen Geschichte sich mehr, als in irgend einer andern, so deutlich zeigt, wie Gott stets gnädig gewesen ist dem Fürstenhause und dem Vaterlande; wie unsere Regenten nur für ihr Volk gelebt und gewirkt haben, und wie dieses zu jeglicher Zeit Treue und Anhänglichkeit seinen Herrschern bewahrt hat: so stellen wir dieselbe wohl mit Recht beim Geschichtsunterrichte oben an.

Nur bedürfen die Lehrer, meiner Meinung nach auch die, denen in Seminarien die brandenburgische Geschichte vorgetragen ist, eines Handbuchs, durch welches sie bei der speciellen Vorbereitung auf die Lehrstunde in den Stand gesetzt werden, die Materien im Gedächtnisse wieder anzufrischen und zu ordnen. — Der Handbücher über die Geschichte des Vaterlandes giebt es sehr viele. Es sind ihrer theils Abrisse, Grundrisse, Uebersichten, welche den Schülern in die Hand gegeben werden sollen, theils ausführliche Werke zum Selbststudium. Wer mit dem Landschulwesen praktisch bekannt ist, wird, so hoffe ich, mit mir der Meinung sein, daß wir unsern Landleuten nicht zumuthen dürfen, ihren Kindern trockene Namentabellen und Aufzählungen zu kaufen, um so weniger, da jeder Lehrer mit leichter Mühe den Mangel eines solchen Abrisses zu ersetzen vermag. Ich werde nachher noch Einiges über diesen Punkt sagen. — Die ausführlichen Werke kosten fast alle mehrere Thaler, eine schwere Ausgabe für viele Lehrer, eine unmögliche für die Eltern. Und ob denn die bändereichen Werke in aller Hinsicht dem vorhin bezeichneten Zwecke entsprechen, ist sehr fraglich. Es sei mir erlaubt, mit wenigen Worten zu sagen, wie meines Erachtens ein Lehrbuch der vaterländischen Geschichte für unsere Schulen und ihre Lehrer beschaffen sein muß. Zugleich will ich dadurch dem verehrlichen Publikum Rechenschaft ablegen, welche Richtschnur mich bei der Bearbeitung dieses Werkchens geleitet hat. — Die Tendenz einer brandenburgisch-preußischen Geschichte für die Lehrer und die Schuljugend muß eine religiöse und eine patriotische sein. Hin-

sichtlich der erstern muß sie das Walten der göttlichen Vorsehung in Thatsachen zeigen und dadurch die religiös-moralische Gemüthsstimmung befördern; hinsichtlich der letztern muß sie die Liebe und Achtung für die Regenten, das Vaterland, die Verfassung und die Verwaltung befestigen helfen. Die Darstellung selbst erfordert eine gemüthliche, einfache, aber doch edle Sprache, damit nicht, wie manchmal der Fall ist, die Erzählung aus dem Kindlichen in das Kindische falle.

Mit großer Schüchternheit wage ich es nun, dem Lehrerstande und der Schuljugend ein Lehrbuch der preußischen Geschichte anzubieten. Ich bin weit davon entfernt, mir einzubilden, jener ausgesprochenen Tendenz glücklich genügt zu haben. Das ist eine sehr große Aufgabe, die ich nach mehrfacher Umarbeitung des Werkchens immer als schwerer empfinde, und nur das Bewußtsein, Gutes gewollt zu haben, giebt mir den Muth, das Buch an's Licht treten zu lassen. Darum muß ich auch sachkundige Männer, welche diese Arbeit einer Rezension werth halten sollten, recht sehr um Nachsicht und billige Beurtheilung bitten.

Das Buch ist erwachsen und ausgebildet worden durch den praktischen Unterricht. In der hiesigen Schullehrer-Bildungs-Anstalt und in der Bürgerschule hatte ich diesen Lehrgegenstand zu behandeln. Ich arbeitete einen Kursus dafür aus, gebrauchte ihn, arbeitete ihn zu mehreren Malen um, und so entstand endlich dies Werk. Obschon ich die besten und zuverlässigsten Quellen benutzt habe, so weit mir solche zu Gebote standen, so mache ich nicht vermessen Anspruch darauf, die Erweiterung und Vervollständigung unserer vaterländischen Geschichte durch das Lehrbuch fördern zu wollen. Dies wollen gütigst Historiker und Gelehrte berücksichtigen, die meine Schrift zufällig durchblättern sollten. Sie enthält gewiß noch manche Fehler und Mängel, welche für mich unvermeidlich waren. Dankbar werde ich daher auf öffentlichem, wie auf privatem Wege Berichtigungen und Winke gern annehmen und solche sorgfältig benutzen. Zugleich ist es meinem Herzen Bedürfniß, mehreren hochverehrten Männern meine dankende Anerkennung für so vielfache Unterstützung bei dieser Arbeit hier auszusprechen.

Zuerst ist das Buch für Lehrer bestimmt. Sie sollen durch dasselbe in den Stand gesetzt werden, zur Vorbereitung das Nöthige im Gedächtnisse anfrischen und ordnen zu können. Dazu habe ich, meiner Meinung nach, so viel gegeben, daß kein Volksschullehrer eines weitern Handbuchs bedarf. Vielleicht wird man mir den Vorwurf machen, das Werk enthalte zu viel. Aber ich halte es für Anmaßung, in einem solchen Lehrbuche Nichts mehr und Nichts weniger niederlegen zu wollen, als die Lehrer zu nehmen haben. So können sich diese nicht einzwängen lassen, und noch weniger so sehr streng die Grenzen gesteckt werden, da das Bedürfniß so sehr verschieden ist. Die alte Geschichte habe ich deshalb etwas ausführlicher behandelt, weil ich beim Vortrage immer fand, daß den Schülern dieser Theil sehr anziehend war, und daß sie mit Wißbegierde hörten, wie es im Alterthume um das Vaterland stand. Die allmähliche Ausbildung des Reichs machte ihnen viel Vergnügen. Die neuere Geschichte aber, der wahre Lichtpunkt für den Vaterlandsfreund, mußte herausgehoben werden, um desto eindringlicher zu zeigen, wie die göttliche Vorsehung mit uns gewesen sei,

und wie unsere erhabenen Hohenzollern, von Gottes Geiste regiert, viel Großes und Herrliches für das Vaterland gethan haben.

Jeder Lehrer nehme nun aus dem Buche, was er für seine Schule zweckmäßig findet. Will er nur einzelne Geschichten, nur das Leben der merkwürdigsten Regenten des Vaterlandes seinen Zöglingen mittheilen, so werden ihm die einzelnen Abschnitte die Wahl leicht machen; muß er, den Bedürfnissen seiner Schule nach, die Geschichte im Zusammenhange nehmen, so versichere ich aus mehrmaliger Erfahrung, daß er in etwa funfzig Lehrstunden den Kursus nach dem Buche vollenden kann. Gewiß nicht zu viel, da ein Theil der deutschen Geschichte zugleich gegeben wird. Um den Schülern die Erzählungen anziehend zu machen, bin ich oft in's Spezielle gegangen. Sich auf eine trockene Angabe der Hauptdata zu beschränken, ist wahrlich in unsern Schulen ganz und gar nicht anwendbar.

Die zuletzt aufgestellte Uebersicht benutze der Lehrer dahin, daß er die passenden Namen beim Beginn der Lehrstunde an die Schultafel schreibe und nachher von den Kindern aufschreiben und allenfalls auswendig lernen lasse. Solche Namen bilden herrliche Haltpunkte für's Gedächtniß, an welchen der Schüler sich beim Wiedererzählen zurechtfinden kann. Dies Verfahren ersetzt auch einen gedruckten Ab- und Grundriß. Bedarf der Lehrer noch mehrerer Namen, als angegeben sind, so kann er sie in eben der Art leicht selbst auswählen. Zur Anschauung bei diesem Unterrichte ist die Karte des preußischen Staates zur allgemeinen Uebersicht des Wachsthums der Besitzungen, vom Herrn Prediger Möller zu Lübbecke, ganz vorzüglich brauchbar.

In den Händen der Schüler kann dies Buch als Lesebuch dienen, und da es für alle Religionsverwandten geschrieben ist, so wird der Gebrauch desselben um so mehr gefördert werden können. Sehr würde ich mich freuen, wenn das Werk durch Vaterlandsfreunde in die Familienkreise als nützliche Lektüre Eingang fände, damit nicht allein der Jugend, sondern auch den Erwachsenen dadurch ein Hülfsmittel würde, mit der vaterländischen Geschichte vertrauter zu werden, als es bis jetzt noch sehr oft der Fall ist.

So trete denn die unbedeutende Arbeit hin ins öffentliche Leben. Wird sie nur in etwa Liebe, Treue, Gehorsam, Dankbarkeit gegen Gott, gegen König und Vaterland fördern, nur in geringem Grade den verehrten Lesern die Ueberzeugung gewähren, daß der Verfasser Gutes gewollt habe, so ist mein heißer Wunsch, den ich zum Himmel emporschicke, erfüllt — und mir der süßeste Lohn geworden.

Petershagen in Westphalen. Geschrieben im Januar 1831.

**Vormbaum.**

# Vorwort zur sechsten Auflage.

Bei den verschiedenen Auflagen dieses Werkes habe ich mich nach dem Wunsche hochverehrter Sachkundigen bemüht, eine Erweiterung des Buches durch Hinzufügung der Provinzialgeschichten vorzunehmen. Auch diese Auflage ist eine Erweiterte zu nennen, da außer den in den letzten Erzählungen vorkommenden bedeutenden Veränderungen, welche der in unserm Vaterlande eingetretene Regentenwechsel nothwendig machte, die ältere Provinzialgeschichte von Pommern hinzugefügt ist. Mögen diese Erweiterungen die Brauchbarkeit des Buches erhöhen und der Herr zu seines Namens Lob und Preis und zur Förderung echter Vaterlandsliebe den Gebrauch mit seinem Segen begleiten. Das ist mein innigster Wunsch!

In solchen Schulanstalten, in welchen die Kinder meine Schrift: „Lehrreiche und anmuthige Erzählungen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte, 6. Aufl." (Leipzig, Friedlein & Hirsch. 1845. 5 Ngr.), oder mein Schriftchen: „Das Wissenswertheste aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte für den preußischen Landmann und die ersten Classen der Landschulen aller Religionsverwandten, 4. Aufl." (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1845. 2 Ngr.) in Händen haben, kann der Lehrer dieses größere Werk ganz vortrefflich zu Ergänzungen im Unterrichte und zur eigenen näheren Information benutzen.

Eine „Kurzgefaßte Darstellung der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Für die Schüler in den mittlern Schulen" (Leipzig, 1840. $11\frac{1}{4}$ Ngr.) ist ebenfalls in der Verlagshandlung dieses Lehrbuches erschienen.

Petershagen. Geschrieben im August 1845.

Vormbaum.

# Inhaltsverzeichniß.

## Erster Abschnitt.

Die ältere brandenburgische Geschichte bis zum Anfange der Regierung der hohenzollernschen Regentenfamilie.
Bis 1415 nach Christi Geburt.

### Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Regierung des anhaltischen Hauses.
Bis 1133 nach Christi Geburt.


Seite.

1. Das Land . . . . . 1
2. Die Bewohner . . . . . 2
3. Die Auswanderung der Semnonen und Longobarden . . . . . 5
4. Die Einwanderung der Wenden . . . . . 6
5. Karl der Große und die Wenden . . . . . 9
6. Die Gründung der Markgrafschaft Nordmark, oder Nordsachsen . . . 10
7. Die Statthalter oder Markgrafen der Nordmark bis zum Jahre 1133 11


### Zweiter Zeitraum.

Von der Regierung der anhaltischen Regentenfamilie bis zum Anfange der Regierung der Hohenzollern.
Von 1133 bis 1415.

*Die askanische oder anhaltische Linie.*
Von 1133 bis 1320.


8. Markgraf Albrecht, der Bär, von 1133—68 . . . . . 13
9. Die Markgrafen Otto I., Johann I., und Otto III. . . . . 16
10. Otto IV., mit dem Pfeile, 1268 bis 1308, und Waldemar, 1304—19 . . . . . 18
11. Die Mark Brandenburg und ihre Bewohner beim Tode Waldemar's . 21
12. Die baiersche Linie in Brandenburg, 1324—73 . . . . . 25
13. Die luxemburgische Linie in Brandenburg, 1373 bis 1415 . . . . 29
14. Verpfändung und Verkauf des Churfürstenthums Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg . . . . . 32
15. Das Churfürstenthum Brandenburg bei'm Abtreten der Luxemburgischen Linie 34


## Zweiter Abschnitt.

Die mittlere brandenburgische Geschichte, oder: Die Churfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.

### Erster Zeitraum.

Vom Churfürsten Friedrich I., bis auf den Churfürsten Joachim II.
Von 1415 bis 1535.


16. Der Churfürst Friedrich I. 1415—40 . . . . . 39
17. Churfürst Friedrich II. genannt der Eisenzahn oder mit den eisernen Zähnen, 1440—70 . . . . . 42
18. Die Churfürsten Albrecht Achilles und Johann Cicero, 1470—99 44
19. Churfürst Joachim I, Nestor genannt, 1499 bis 1535 . . . . 48


### Zweiter Zeitraum.

Von Joachim II. bis auf den ersten König von Preußen.
Von 1535 bis 1688.


20. Joachim II., genannt Hecktor, 1535—71 . . . . . 51
21. Der deutsche Ritterorden in Preußen und die Mitbelehnung Brandenburg's über dieses Land . . . . . 57

Seite.

22. Die Churfürsten Johann Georg, 1571—98, und Joachim Friedrich, 1598 bis 1608 . . . . . 64
23. Johann Sigismund, 1608—19 . . . . . 69
24. Georg Wilhelm, 1619—40 . . . . . 72
25. Friedrich Wilhelm, genannt der große Churfürst, 1640—88 . . . . 83
26. Der Krieg des großen Churfürsten mit Polen und Schweden . . . . 88
27. Der Krieg mit Frankreich und Schweden . . . . . 91
28. Der große Churfürst als Regent . . . . . 97

# Dritter Abschnitt.

## Die neuere brandenburgische Geschichte, oder: Die Könige von Preußen.

### Erster Zeitraum.

**Von dem ersten Könige von Preußen bis auf König Friedrich Wilhelm III.**
Von 1688 bis 1797.

29. Friedrich, als Churfürst III., als König Friedrich I., 1688 bis 1713 . 102
30. Das Merkwürdigste aus der Regierung Friedrichs I. . . . . 106
31. Friedrich Wilhelm I., 1713—40 . . . . . 108
32. Friedrich der II., genannt der Große, 1740—86 . . . . . 116
33. Der erste und zweite schlesische Krieg, 1740—42, und 1744—45 . . 119

**Der siebenjährige Krieg. 1756—63.**

34. Das Jahr 1756 . . . . . 130
35. Das Jahr 1757 . . . . . 132
36. Das Jahr 1758 . . . . . 140
37. Das Jahr 1759 . . . . . 143
38. Das Jahr 1760 . . . . . 146
39. Die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges . . . . . 149
40. Die erste Theilung Polen's. Der baiersche Erbfolgekrieg. Der deutsche Fürstenbund . . . . . 152
41. Friedrich der Große als Regent . . . . . 154
42. Friedrich der Große als Mensch . . . . . 163
43. Friedrich Wilhelm II., 1786—97 . . . . . 165
44. Die Kriege während der Regierung Friedrich Wilhelm's II. . . . . 167

### Zweiter Zeitraum.

Von 1797 bis jetzt.

König Friedrich Wilhelm III. 1797 bis 1840 . . . . . 172
45. Die Jahre 1797 bis 1806 . . . . . 172
46. Der erste Krieg gegen Napoleon Bonaparte, 1806 u. 7. . . . . 181
47. Vom Tilsiter Frieden bis zum Jahre 1812 . . . . . 188
48. Das Jahr 1812 . . . . . 195

**Der zweite Krieg gegen Napoleon.**

49. Die erste Hälfte des Jahres 1813 . . . . . 199
50. Die zweite Hälfte des Jahres 1813 . . . . . 207
51. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden . . . . . 216
52. Vom ersten Pariser Frieden bis zum abermaligen Kampfe gegen Napoleon 226
53. Der dritte Krieg gegen Napoleon Bonaparte . . . . . 227
54. Die Regierung Friedrich Wilhelm's III., 1815—40. . . . . 235
55. Das häusliche Leben des Königs, seine Krankheit und sein Tod . . . 243
56. König Friedrich Wilhelm IV., 1840 bis jetzt . . . . . 247

**Kurze Uebersicht der brandenburg-preußischen Geschichte.**

Die alte Geschichte. Von den ältesten Zeiten bis auf die Hohenzollern. Bis 1415 n. Ch. G.
Die mittlere Geschichte. Die Churfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Von 1415 bis 1688
Die neuere Geschichte. Die Könige von Preußen.

# Erster Abschnitt.

## Die ältere brandenburgische Geschichte bis zum Anfange der Regierung der hohenzollernschen Regentenfamilie.

### Bis 1415 nach Christi Geburt.

---

## Erster Zeitraum.

### Von den ältesten Zeiten bis auf die Regierung des anhaltischen Hauses.

Bis 1133 nach Christi Geburt.

---

### 1. Das Land.

In dem nordöstlichen Deutschland, zwischen und an der Elbe und Oder, da, wo die Havel und Spree ihren Lauf haben, beginnt die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats, zu dessen glücklichen Unterthanen wir gehören. Jetzt umfaßt die Provinz Brandenburg dem größten Theile nach diese Gegend, welche, wie gegenwärtig, so auch in der ältesten Zeit den deutschen Ländern beigezählt wurde. Von diesen wissen wir aber aus der grauen Vorzeit wenig zu erzählen. Ein fremdes Volk hat uns die ersten Nachrichten darüber mitgetheilt. Es sind die Römer. Ihnen lag jenseit der Donau und des Rheins, in weite Fernen nach Osten und Norden hin, das große, freie, deutsche Land. Dieses Land war im Alterthume nicht so herrlich angebaut und so zahlreich bewohnt, wie jetzt. An vielen Stellen breiteten sich auf den Gebirgen und in den Thälern sehr große Waldungen aus, hier und da waren Sümpfe und Moräste in Menge, da und dort sah man große Haidestrecken. Die Wälder, Sümpfe und Moore füllten im Herbste und Winter die Luft mit Nebel an. Je weiter sich die deutschen Gegenden nach der Ostsee und der Weichsel hin ausdehnten, desto unfreundlicher und rauher wurden sie, desto kälter und feuchter war die Luft.

Der Boden des Landes war jedoch recht fruchtbar, und wenn er auch nicht so zweckmäßig bearbeitet wurde, als dies heut zu Tage geschieht, so verstand man es doch, große Strecken zu beackern und zu bestellen. Roggen, Gerste und Hafer wuchsen recht gut auf den Feldern; Flachs war allgemein bekannt, Spargel und Rüben gab es überall; Rettige fand man von der Größe eines Kinderkopfes, und eine Art Zuckerwurzel gefiel selbst den so sehr verwöhnten Römern recht wohl. Edle Obstbäume fehlten nicht ganz, sie waren jedoch selten. Die lichten Stellen in den Wäldern boten

Weideplätze dar, grasreich und schön. Auf ihnen weideten große Heerden von Pferden und Rindern, die zwar von kleiner und unansehnlicher, doch von guter, dauerhafter Art waren und den bedeutendsten Reichthum des alten deutschen Volks ausmachten.

Die Wälder bargen eine Masse wilder Thiere. Außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde waren Wölfe, Bären, Auerochsen und viele Arten großer Raubvögel in Menge zu finden.

Die Römer, welche aus dem warmen, angebauten und schönen Italien kamen, konnten kaum begreifen, wie es möglich gewesen, an einem solchen Lande Gefallen zu finden, um in demselben den Wohnsitz aufzuschlagen. Und doch liebten unsere Vorfahren ihr Land über Alles und sahen in ihrem rohen, aber natürlich kräftigen Zustande mit Verachtung und Mitleid auf die zwar gebildeten, doch üppigen und weichlichen Römer herab.

---

## 2. Die Bewohner.

Vergebens forschen wir nach dem Ursprunge der weit ausgebreiteten deutschen Volksstämme. Sie selbst leiteten ihn von den Göttern her. Die Sage erzählte: Aus der Erde ging der Gott „Teut" oder „Tuiskon" hervor. Er hatte einen Sohn, Man, der war der Stammvater der Deutschen. Von den Römern wurden sie wegen ihres kriegerischen und tapfern Sinnes Germanen, das ist Wehr- oder Kriegsmänner, genannt und für ein uraltes, reines, ungemischtes Stammvolk gehalten. Nur eine feste, gleiche Gestalt schien allen Deutschen eigen zu sein. Der große, riesige Körper hatte sechs bis sieben Fuß Länge, die langen, goldgelben Haare wallten um die starke, breite Brust, und aus den großen, blauen Augen strahlte ein kühner, die Feinde schreckender Blick.

Der deutschen Hauptstämme gab es mehrere. Wir nennen hier aber nur den großen und mächtigen Stamm der Sueven, der die ältesten Bewohner Brandenburg's in sich schloß. Er wohnte vom Oberrheine an bis an die Ostsee; am rechten Ufer der Elbe, an der Havel, Spree und Oder, an der Saale, am Main und hinauf bis an den Neckar und die Donau. Die ganze Lebensweise des Volks war sehr einfach. Wurzeln, Milchspeisen, Brot, Haferbrei und Fleisch machten die Nahrung aus; ihr Lieblingsgetränk, das Bier, bereiteten sie aus Hafer und Gerste. Ein kurzer Rock, mit einem Gurt befestigt und aus selbst bereitetem Leinen gemacht, war das Kleid. Auch nahm man dazu wohl das Fell wilder Thiere. Die Männer banden das Haar oben auf dem Kopfe in einem Büschel zusammen, die Frauen flochten es in dicke Zöpfe und schlugen es auf dem Scheitel in einen Knoten. Ein Theil des Leibes war unbedeckt, und auch der Winter konnte sie nicht zwingen, sich wärmer zu kleiden. Hunger, Kälte und die schlechteste Witterung ertrugen sie leicht, denn sie waren von Jugend auf daran gewöhnt. Die Kinder liefen fast nackend umher; Ringen, Rennen, Werfen, Springen war ihre tägliche Beschäftigung, und das Baden draußen im Flusse wurde selbst im Winter nicht unterlassen. Das Lager des Viehes, oder die Mutter Erde diente nicht selten zur Ruhestätte, und wer auf einer Bären- oder Wolfshaut schlief, gehörte schon zu den Bequemen.

Städte und Dörfer baueten sie nicht. Durch sie, so glaubten die Sueven, würden sie an Freiheit und Unabhängigkeit beschränkt. Und auf

diese beiden Dinge legten sie einen solchen Werth, daß sie dieselben um kein Gut vertauscht hätten. Wenn sie zwischen Baumstämme und Pfahlwerk Zweige flochten, die Fächer mit Lehm und Stroh ausfüllten und das Ganze mit Rasen, Laub, oder Fellen bedeckten, so war die Hütte fertig. Und je schauerlicher der Ort, desto lieber schlugen sie daselbst die Wohnung auf.

Lust zum Kriege und zur Jagd, die selbst als ein halber Krieg gelten konnte, war ganz vorzüglich bei den Sueven. Tausende zogen jährlich, immer wechselnd, aus den Gauen zu kriegerischen Unternehmungen aus; die Uebrigen blieben daheim und bebaueten den Acker. Dieser wurde durch die Aeltesten des Volks unter sie vertheilt, denn Niemand hatte ein festes Eigenthum, und Niemand sollte sich an ein solches gewöhnen, damit sich die Lust am Kriege nicht verlöre. So geschah es denn, daß der Eine bald hier, der Andere bald dort sein Grundstück anzubauen hatte, und das ganze Volk in steter Bewegung zu sein schien. Daher mögen sie denn auch wohl Sueven, d. i. Herumschweifende, genannt worden sein. Aber ihre Macht und ihr kriegerischer Sinn wurden dadurch so sehr erhöht, daß es unmöglich schien, ihren Waffen zu widerstehen, und daß die übrigen deutschen Völker sagten: „Selbst die unsterblichen Götter können es mit den Sueven nicht aufnehmen.“

Die Waffen waren so einfach, als das Volk selbst. Lanzen, Wurfspieße, leichte Schilde und kurze Schwerter machten das Kriegsgeräthe aus; wenn sie sich aber mit diesen unter furchtbarem Kriegsgeschrei auf die Feinde stürzten, so thaten sie Wunder der Tapferkeit.

Neben dieser Kriegslust waren bei den Sueven Zucht und Ordnung, Keuschheit und Treue, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft. Dort belachte Niemand eine böse That, dort beeiferte man sich nicht, durch Lug und Trug den Nachbarn zu überlisten und ihm dadurch zu schaden. Ein biederer Handschlag vertrat bei ihnen die Stelle des Eides, denn unverbrüchlich fest stand: Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann! — Sie schwuren selten, nur gegen Feinde in sehr wichtigen Dingen und dann stets auf ihr Schwert. Kam ein Fremder, so wurde er so aufgenommen, als ob er zur Familie gehöre. Man fragte ihn nicht, woher er komme und wohin er gehe, — man zählte dies zu den vorwitzigen Fragen.

Es gab im Volke nur zwei Stände: Freie und Knechte. Die letztern wurden aber sehr gut gehalten, hatten oft kleine Besitzungen und zahlten von denselben eine geringe Abgabe an die Freien. Doch fehlte ihnen der Ehrenschmuck: die Waffen. Diese gebührten nur dem freien Sueven. Aber auch ihn machten nicht Stand, noch Alter des Zeichens der Freiheit theilhaftig; eine tapfere That mußte erst seine Würdigkeit beweisen. Dann schmückten ihn in den Volksversammlungen an Voll- und Neumonden die Fürsten (Vordersten), Grafen (Grauen) oder Aeltesten feierlich mit Schild und Speer, und dies war der festlichste Tag des Suevenjünglings. Jetzt war er erst mündiges Mitglied seines Volks.

Zu den Volksversammlungen kamen alle freien Männner. Es wurden dann die Angelegenheiten des gesammten Stammes berathen, Krieg und Frieden beschlossen, Zwistigkeiten nach dem Herkommen geschlichtet, und an den Schlechten und den Verbrechern die Strafen vollzogen. Diese mußten jedoch von den Göttern bestätigt und unter ihrer Aufsicht ausgeführt werden; deshalb waren auch die Priester zugegen. Sie, die Vertrauten der Gottheit, redeten im Namen derselben, und ihre Aussprüche

waren dem Volke über Alles heilig. Das reine, kräftige Gemüth der Deutschen faßte die Ehrfurcht vor dem Allmächtigen und seinen Dienern in der ganzen Fülle auf, weil nicht Leichtsinn, Ueppigkeit und Verweichligung ihr Herz gegen das Heilige gleichgültig machten. Denn der in Laster Versunkene verliert die Kraft und Freiheit seines Herzens in den Lastern und vermag sich nicht emporzuheben zur wahren Verehrung des allmächtigen Gottes und zur kindlichen Ehrfurcht vor ihm.

Religion. Darum finden wir aber bei unsern alten Vorfahren wenn gleich einen heidnischen, doch einen sehr einfachen Gottesdienst. Nicht in Tempeln verehrten sie ihre Gottheiten, nein, solch ein enger Raum, meinten sie, vermöge nicht würdig die allherrschende Gottheit zu fassen. Der blaue Himmel bildete ihr Tempelgebäude; große schauerliche Haine, in welchen ehrwürdige, uralte Eichen standen, waren die Orte, an welchen die Gottheit würdig weilte. Ihrem obersten Gott gaben sie den schönen Namen Alfadur, Allvater, Odin, Wodan. Er war ihr schützender Geist auf den Kriegs- und Jagdzügen. Nächst ihm war ihnen der Thor, als Gott des Donners, der Teut, als ihr Stammvater, die Freia, als Göttin der Ehen (von ihr soll unser Freitag den Namen tragen), das Feuer und die Sonne heilig. Eine vorzügliche Verehrung widmeten sie ihrer freundlichen und wohlthätigen Göttinn Hertha, der Mutter aller Lebendigen, der Erde. Man erzählt von ihr Folgendes: In einem großen Haine, der auf einer Insel im Meere gelegen war, wohnte die Göttinn in heiligen Wohnungen. Der ihr geweihte, mit kostbaren Teppichen behängte Wagen stand im Haine. Wenn nun die Göttin von ihrem erhabenen Wohnsitze herunterstieg und zu ihren Menschen kam, — die Priester, die Vertrauten der Göttinn, wußten dies, — so wurde der heilige Wagen mit geweihten Kühen bespannt und von Priestern in tiefer Ehrfurcht gelenkt und begleitet. Wohin die Angebetete kam, da herrschte Fröhlichkeit, da ruhten die Waffen, da zog man in keinen Krieg, da verschloß man das Eisen; denn Frieden und Ruhe nur waren der Heiligen angenehm und mußten gehalten werden, bis sie in ihren Tempel zurückkehrte. Dann wurden Wagen, Teppich, ja selbst die Göttinn in einem geheimnißvollen See gebadet, aber die Sklaven, welche dies Geschäft verrichteten, sofort vom Wasser verschlungen. Ein schaudervolles Grauen, ein tiefes Geheimniß umgab das, was man nur mit Verlust des Lebens erblicken konnte.

Noch steht jene Insel im Meere, noch findet man daselbst den Herthasee, noch den heiligen Hain. Es ist die Insel Rügen.

Auch der Glauben an die Fortdauer der Seele in einem ewigen Leben war bei ihnen. Sie dachten sich einen kriegerischen Himmel, Walhalla genannt, in welchen nur die Helden kamen und diejenigen, die dem Tode unerschrocken entgegen gingen. Dort gab es Kampfspiele, Jagd und fröhliche Gelage, ihre Lieblingsbeschäftigungen hier auf Erden. Die Feigen hingegen und die, welche eines natürlichen Todes starben, kamen zur Hela (Hölle), wo sie Hunger, Krankheit, Schmerzen und Mattigkeit leiden mußten. Die Leichen wurden verbrannt, die Asche in Gefäße gesammelt und unter der Erde verwahrt. Den Helden gaben sie die Waffen und das Schlachtroß mit in's Grab, auf welches sie ungeheure Steine zusammenhäuften. Noch jetzt finden wir dergleichen Denkmäler unter den Namen Riesenbetten.

So war der deutsche Volksstamm, welcher die ältesten Bewohner un-

sers heutigen Brandenburg in sich schloß. Der Suevenstamm theilte sich nämlich in mehrere Völkerschaften. Unter diesen war eine nicht nur die zahlreichste und mächtigste, sondern auch die edelste und vornehmste. Die Semnonen war ihr Name. Alle andern Völkerschaften feierten von Zeit zu Zeit durch Gesandtschaften an sie das Andenken des gemeinsamen Bundes und versicherten sich dadurch ihrer Freundschaft und Zuneigung. Ueberdies befand sich im Semnonenlande ein Hain, der dem Sitze der Alles beherrschenden Gottheit und dem Gottesdienst aller Sueven gewidmet war. Keiner durfte den heiligen Ort betreten, ohne mit Ketten gefesselt zu sein; — so groß war die Ehrfurcht vor der Gottheit. Einmal jährlich naheten sich Boten aller Suevenvölker mit gebundenen Händen dem geheiligten Walde. Sie opferten einen Menschen, gewöhnlich einen Gefangenen, weil ihre Meinung noch war, Menschenlaster könne nur durch Menschenblut gebüßt und abgewaschen werden. Rücklings gingen sie wieder hinaus. Fiel einer von ungefähr nieder, so war es ihm nicht erlaubt, wieder aufzustehn; er mußte sich auf der Erde hinauswälzen.

Nächst den Semnonen waren die Longobarden, vielleicht von ihren langen Bärten, oder von den langen Hellebarden, die sie führten, so genannt, eine geachtete suevische Völkerschaft. Sie waren nicht sehr zahlreich, aber ihre Tapferkeit war überall berühmt uud bekannt, ihre Hülfe gesucht, ihr Erscheinen gefürchtet.

Und eben diese beiden Völkerschaften waren die ältesten Bewohner des brandenburgischen Landes. Die Semnonen wohnten zwischen der Elbe und Oder, an der Havel und Spree, also in der jetzigen Mittelmark, Neumark und Lausitz; die Longobarden an den Ufern der Elbe bis zur Havel, in der heutigen Altmark und Priegnitz.

---

### 3. Die Auswanderung der Semnonen und Longobarden.

Es war ungefähr um das fünfte Jahrhundert, als viele Völker in und außerhalb Deutschland von einer außerordentlichen Wanderungslust befallen wurden. Sie brachen in großen Massen aus ihren bisherigen Sitzen auf, um neue Wohnplätze zu suchen. Und wenn ein Volk auch gar nicht geneigt war, die Heimath zu verlassen und die Ferne dafür anzunehmen, — der Strom der wandernden Völker nahm es mit und es konnte nicht widerstehen. So geschah es denn, daß ein großes Drängen und Treiben entstand, und der Nachbar den Nachbarn aus der Heimath trieb. Der Zug ging von Ost und Nord vorzüglich nach Süden und Westen, und Frankreich, Spanien, Italien, ja sogar Afrika's Nordküste wurde von den Wanderungslustigen überschwemmt. Auch die alten Bewohner Brandenburg's machten sich auf. Sie hatten bisher ruhig in ihren Gebieten nach ihren Sitten und Gebräuchen gelebt, denn der Römer Eroberungssucht in Deutschland hatte an der Elbe die Grenze gefunden. Und wenn auch erzählt wird, daß Semnonen und Longobarden sich mit Herrmann, dem Cheruskerfürsten, verbanden und unter ihm mehrere Kriegszüge thaten, so war dadurch wohl nur die kriegerische Mannschaft beschäftigt, das Volk selbst in seinem Thun und Treiben nicht gestört worden. Aber jetzt hatte auch der Sueven Stunde geschlagen. Sie warfen sich mit in den Wanderungsstrom und zogen hin nach Gallien, Spanien und Italien. Dort fanden die Ankömmlinge eine neue Heimath. Die Wenigen, die in

den brandenburgischen Gegenden zurückblieben, verloren sich nach und nach, und ihres Namens ist dort nicht weiter gedacht worden.

---

## 4. Die Einwanderung der Wenden.

Die alten Nachrichten erzählen, daß fast an hundert Jahre hingingen, ehe andere Völkerstämme in jene Landstriche einwanderten. Es mochte jedoch ungefähr um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt sein, als eine große Volksmasse sich den Gegenden an der Ostsee, Havel, Spree und Elbe näherte. Diese Völker kamen aus dem fernen Asien und hatten bisher die Ufer des Bug und Dniester bewohnt. Auch in sie war die Wanderungslust gefahren, auch sie hatten sich aufgemacht, um eine andere Heimath aufzusuchen. Als sie jene nordöstlichen Gegenden Deutschland's ganz verlassen fanden, nahmen sie dieselben in Besitz.

Das Volk, zu welchem sie gehörten, war der slavische Völkerstamm, so sehr groß, daß er viele Völker Asien's umfaßte und sich in sieben Hauptzweige theilte. Einer dieser Hauptzweige war es, der gewandert kam. Er nannte sich die Wenden. Schon ihre Körpergestalt zeigte, daß sie einem fremden Himmelsstriche angehörten. Sie hatten einen starken, gedrungenen, großen Wuchs, lichtbraunes Haar, eine braungelbe Haut, kleine, dunkle, blitzende Augen und ein kurzes Antlitz. Obgleich ihre jetzige winterliche Heimath Thierhäute und Pelze zur Kleidung forderte, so trugen sie doch nach morgenländischer Art lange und weite Gewänder aus leichten wollenen Zeugen und grober Leinwand.

Dessenungeachtet erkennen wir aus dem ganzen Zustande dieses Volkes, daß es in mancher Hinsicht gebildeter war, als die Sueven. Zwar sehr kriegs- und jagdlustig, machten die Wenden viele öde Striche Landes in ihren neuen Wohnsitzen urbar, bauten sehr fleißig den Acker, trieben Gartenbau und Viehzucht und beschäftigten sich mit Fischerei und Bienenzucht. Sie ernteten Weizen, Mohn, Hanf und manchfaltige Gartengewächse ein; selbst edle fruchttragende Obstbäume wurden angepflanzt und waren bei ihnen nichts Seltenes. Große Heerden von Rindern und Schafen gaben Milch, Käse, Butter und Wolle; die Fischerei in der Ostsee und den übrigen Gewässern lieferte insbesondere Heringe. Und so weit war ihr Kunstfleiß schon gekommen, daß sie diese Fische einsalzten und räucherten. Ja, man erzählt, mit vielen von diesen Produkten hätten sie einen lebhaften Handel nach außen hin getrieben und Leinwand und grobe wollene Tücher sich selbst bereitet.

Alle diese Beschäftigungen verdrängen bei einem Volke den Hang zum unstäten Leben und machen es geneigter, sich an feste Wohnsitze zu gewöhnen. Darum begnügten sich die Wenden auch nicht mit leicht zu bauenden, aber auch leicht zu zerstörenden Hütten aus Pfahlwerk und Zweigen; nein, sie bauten Häuser, wenn gleich nur aus Holz und Lehm und nicht mit besonderer Kunst, doch so fest, daß sie Schutz und Sicherheit auf lange Jahre in denselben fanden. Und diese Häuser lagen nicht zerstreut umher, so daß dadurch das Volk vereinzelt wurde. — Liebe zur Geselligkeit und zum Zusammenwohnen machte, daß sie zusammenhangende Häuserreihen anlegten. Dadurch gründeten sie Flecken und Dörfer; ihre Garts (feste Burgen) dienten zum Schutze der Besitzungen gegen Feinde und beförderten den Anbau größerer Städte. Die Städtenamen: Stargard, Bel-

gard, Gardeleben u. s. w. zeugen dafür. Eben so schreibt man den Wenden die Gründung der Städte: Stettin, Julin (auf der Insel Wollin) Wineta (auf einer Insel der Ostsee), Lebus, Brennabor (Brandenburg), Druso (Elbing) und Gidanik (Danzig) zu.

Denn noch weit über die deutschen Gauen nach Osten hinaus lebte der Wendenstamm. Diejenigen kleineren Völkerschaften desselben, welche in Brandenburg den Wohnsitz aufgeschlagen hatten, waren: die Wilzen, in einem Theile der nachherigen Marken; die Rhedarier mit den Brizanern, in dem Lande der heutigen Priegnitz und der Grafschaft Ruppin; die Heveller und die Stoderaner, im Lande der Havel und Spree; die Ukrer, in der Ukermark; die Lutizer, in der Lausitz; die Sorben, an der Südseite der Elbe.

Jede Völkerschaft bestand für sich allein. Knesen oder Gerichtsherren regierten und hielten mit den Pans oder Edlen des Volks unter alten Eichbäumen Gericht und Volksversammlungen. Die hergebrachten Gewohnheiten galten als Gesetze. Die Knesen konnten keine neue Anordnungen machen und keine Verbrechen bestrafen. Das geschah vom ganzen Gau. Bei gemeinsamer Gefahr, oder andern wichtigen Angelegenheiten verbanden sich mehrere Stämme und wählten ein Oberhaupt. Sie nannten es Krole. Dieses hatte kein besonderes Einkommen; seine eigenen Güter mußten es ernähren. Höchstens bearbeitete ihm das Volk freiwillig die Aecker. Aber seiner Person wurde hohe Ehrfurcht erwiesen. Selbst die Burg desselben war heilig und jedem Verfolgten eine sichere Freistätte.

Entstand ein Krieg, so wurde Niemand gezwungen, dem Krolen zu folgen; aber es strömten doch, von Ruhmsucht angetrieben, ganze Schaaren muthiger Krieger herbei, ergriffen ihre dicken Keulen, ihre Bogen, langen Pfeile und breiten Streitmesser und fochten mit großer Tapferkeit, hauseten aber mit grenzenloser Wildheit. Wohin sie kamen, verwandelten sie blühende Fluren in Wüsteneien, Städte und Dörfer in Schutthaufen. Sie verschonten kein menschliches Wesen, Alles wurde ermordet.

Im Hause herrschte der Hausvater ohne Einschränkung, selbst über das Leben der Seinigen. Frau, Kinder, Knechte waren sämmtlich seine Sklaven, mit denen er thun und lassen konnte, was ihm beliebte. Starb der Mann, so mußte die Frau mit ihm sterben. Sie tödtete sich entweder selbst, oder wurde mit ihres Mannes Leichname verbrannt. Neugeborne Kinder, besonders Töchter, setzte man in Wüsten zum Verhungern aus, wenn die Eltern glaubten, sie nicht ernähren zu können. Wurden die Eltern alt und schwach, so brachten ihre Kinder sie um. Und dies hielt man für eine große Wohlthat, so daß oft alte Eltern flehentlich ihre Kinder baten, sie zu ermorden, um von ihrer Lebensbürde befreit und in Walhalla aufgenommen zu werden. Denn es war der allgemeine Glauben des Volks, daß nur die des Himmels theilhaftig würden, welche eines gewaltsamen Todes stürben. Dieser Vorstellung hingen sie so fest an, daß alte, kranke Fürsten und Krieger sich mit ihrem Schwerte durchbohren ließen, viele sich selbst mit einem Strick erwürgten, oder mit einem Dolche um's Leben brachten.

Wir schaudern bei diesem Wahne und können Gott nicht inbrünstig genug danken, daß wir durch Jesu Lehre richtigere Begriffe vom ewigen Leben haben, die uns solche Grausamkeiten als verabscheuungswürdig darstellen. Wenn wir aber dagegen an den Wenden auch schöne Züge rüh-

men, so klingt dies nach der Erzählung solcher barbarischen Sitten fast fabelhaft. Und doch ist es so. Denn also hat es der weise himmlische Vater oft angeordnet, daß das Milde neben dem Harten, das Edle neben dem Rohen steht, damit nirgends der Mensch die gütige Schöpferhand verkenne, die ihn zum Bessern leiten will.

Wollust, Meineid, Diebstahl und Straßenraub waren bei den Wenden nicht gar häufig. Ihre Häuser und Kasten verschlossen sie nie, und doch fürchteten sie nicht, daß ihnen etwas entwendet würde, denn solcher Beispiele hatten sie nicht viele. Nie bekräftigten sie ihr Wort durch Eidschwüre; man müßte sie ja sonst, so meinten sie, fähig halten, unredlich zu handeln. Den Armen gab Jeder ohne Aufforderung; Bettler gab es bei ihnen wenige. Auch verargte man es dem Unvermögenden nicht, wenn er ohne Bitten offen und frei von dem Ueberflusse des Reichen benutzte, um einen Gastfreund zu bewirthen. Denn die Gastfreundschaft stand in sehr hohen Ehren. Den Fremden ungastlich von seiner Thür weisen, war ein Verbrechen und wurde sehr strenge bestraft. Man erklärte den Hartherzigen für ehrlos, stieß ihn aus dem Gau, zündete seine Hütte an und verbrannte sie mit allen in ihr befindlichen Habseligkeiten. Das waren aber sehr seltene Fälle, denn Jeder übte Gastfreundschaft mit Lust.

Eine besondere Erscheinung ist es, daß Wenden und Deutsche sich gegenseitig sehr haßten. Besonders finden wir bei den ersteren einen Abscheu gegen das Christenthum. Sie kannten nicht das Beglückende der seligmachenden christlichen Religion; sie sahen in ihr nur eine Fessel, durch welche sie beschränkt wurden, und die ihnen nur Abgaben (Zehnten) für die Diener der christlichen Kirche auferlegte. Wer aber eine Sache nicht erkennt und nur ihre scheinbar schwarzen Seiten vor Augen hat, der wird leicht dahin gebracht, sie zu fürchten und zu hassen. So auch die Wenden, und daher die Anhänglichkeit an ihre Götzenreligion.

**Religion.** Zwei Wesen wurden als Hauptgottheiten angesehen: **Beelbog**, der Schöpfer der Welt und Geber alles Guten, und **Zernebog**, der Urheber alles Bösen. Beide hatten Untergötter. Ihre Verehrung aber geschah nicht in heiligen Hainen, sondern jeder Bezirk hatte seine Götzentempel. Der Haupttempel war zu Rhetra, im heutigen Mecklenburgischen, und dem guten Gott Radegast — dem Rathgeiste — geweiht. Hier versammelte man sich an den wichtigsten Festen, und aus allen Bezirken des Volks erschienen Abgeordnete; hier holte man bei einem Feldzuge die im Tempel verwahrten Fahnen; hier brachte man der Gottheit ihren Antheil an der Beute im Opfer mehrerer Kriegsgefangenen; hier schloß man Frieden und beging die Friedensfeierlichkeiten. Außerdem wurden **Wodan**, der in Walhalla — Himmel — seinen Wohnsitz hatte und dort die erschlagenen Helden belohnte, **Triglaw**, ein dreiköpfiger Gott, dessen Tempel bei der Stadt Brandenburg stand, **Podaga**, der Gott der Zeiten, **Swantewit**, der heilige Rächer jedes Unrechts, und **Perkuns**, der Gott des Donners, von ihnen als gute Götter verehrt.

Die bösen Gottheiten bildeten sie ab als schreckliche Knochengerippe, oder als grimmige Löwen, zum Zeichen, daß sie nur Schrecken und Unheil brächten.

Die Diener der Götter waren die Priester. Sie wurden für Seher und Gelehrte gehalten, obschon man bei ihnen und dem ganzen Volke we-

der Bücher noch Buchstabenschrift fand, und sie es höchstens verstanden, das Jahr nach den Neumonden in zwölf Theile zu theilen.

Neben diesem Götzendienste müssen wir jedoch zweier Festtage der Wenden gedenken, die so sinnig angeordnet waren, daß sie uns lehren, es zeige sich in jedes Menschen Brust ein Gefühl für die wahre Gottesverehrung selbst mehr, oder minder auch noch dann, wenn Rohheit die Sinne und die Erkenntniß gefangen hält. Diese beiden Festtage waren das Todten- und das Erntefest. Sobald der Frühling nahete, wo die auflebende Natur den allgemeinen Tod verdrängt, dann zog jede Dorfschaft mit Fackeln an das Ende ihres Orts zum Verbrennungs- und Begräbnißplatze ihrer Todten. Hier brachte man unter feierlichen Gesängen Opfer; hier erinnerte sich Jeder noch einmal seiner verstorbenen Geliebten und wünschte ihnen frohe Stunden in Walhalla. Mit Freuden dachte man an das Ende seiner Tage und an die Wiedervereinigung mit den geliebten Todten. Eine feierliche Stimmung durchströmte das Volk, und eben weil sie erhaben war, brachte dieselbe die außerordentliche Verachtung des Todes hervor, welche Grausamkeiten, wie sie vorhin erzählt sind, als Wohlthaten erscheinen ließ. Ein großes Versöhnungsopfer für die Ruhe der Verstorbenen beschloß das Fest.

Der zweite feierliche Tag war das Erntefest. Durch dasselbe wurde der Ackerbau geheiligt. War die Ernte beendigt, so begab sich das frohlockende Volk zum Tempel des Gottes Podaga und brachte dort die schönsten der Früchte und die besten der Thiere dar. Gesang, Tanz und Schmausereien beschlossen die Feier des Tages. Und so wie das Todtenfest ernste und wehmüthig frohe Empfindungen im Volke erweckte, so regte das Erntefest des Dankes laute Freude und Fröhlichkeit auf und ließ die Jauchzenden, zwar unbewußt, doch mächtig empfinden, daß Gott gütig für alle seine Menschen sorgt, damit es ihnen wohl gehe, wenn sie selbst nur wollen.

---

## 5. Karl der Große und die Wenden.

Es waren über zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem die Wenden in den brandenburgischen Gegenden also lebten und, unangefochten von andern Völkern, ihre alte Verfassung, ihre Religion und ihre Sitten behielten. Doch auch ihre Stunde sollte kommen. Die räuberischen Streifzüge, vorzüglich über die Elbe in die deutschen Gauen, und der Eifer christlicher Fürsten, die Heiden zu bekehren, veranlaßten es, daß wir von nun an die Wenden in beständigem Kampfe mit den andern Völkern sehen, bis sie endlich unterlagen. Das Werkzeug, welches sich Gott ausersehen hatte, um dem Christenthum den ersten Weg in die Länder jenseit der Elbe zu bahnen, war der mächtige König der Franken und römische Kaiser, Karl der Große, der von 768 bis 814 regierte. Ihm war es ein Lieblingsgedanken, das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten. Und da die damalige Zeit nur Schwert und Gewalt kannte, so hielt es auch Karl der Große für erlaubt, mit dem Schwerte in der Hand die Völker zu der Lehre zu bekehren, deren erhabener Stifter spricht: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen!“ Zuerst wurden die heidnischen Sachsen, die in der Mitte Deutschland's ihre Wohnsitze hatten, angegriffen und überwältigt. Es war eine Hauptbedingung bei den Friedensunterhandlungen, das Christenthum anzunehmen.

In diesen Krieg wurden auch die Wenden verwickelt. Sie fürchteten nämlich, und das auch wohl mit Recht, einen Angriff von dem mächtigen Könige, sobald derselbe mit den Sachsen fertig sei; denn diese hatten ihnen bisher als Schutz gegen die Franken gedient. Daher schlossen Wilzen und Sachsen einen Bund. Ihre vereinigten Anstrengungen unterlagen aber der Macht Karl's des Großen. Und nun richtete der Sieger auf die Völker jenseit der Elbe seine Blicke, denn auch sie sollten zum Christenthume bekehrt werden. 789 unternahm er den Zug in das Wendenland. Er wollte mit einem Schlage die Feinde durch ein furchtbares Heer bezwingen. Doch Sümpfe, Verhaue und unwegsame Moräste waren so sehr hinderlich, daß sich Karl gern in einen Vergleich einließ, als Dragoid, der König der Wenden, mit seinen Prinzen in das Frankenlager kam, um Frieden anzubieten. Die Wenden gelobten Annahme des Christenthums und die Erlegung eines kleinen jährlichen Tributs. Die Elbe sollte künftig ihre Grenze sein.

Diese Unterwerfung war aber nur Schein gewesen. Der Tribut wurde nicht regelmäßig bezahlt, und die christliche Religion nicht allgemein eingeführt. Ja, die Wenden verbanden sich sogar mit Gotarik, dem Könige von Jütland, fielen in das heutige Holstein ein und eroberten und zerstörten die von Karl an der Elbe erbaute Festung Hochbuchi, jetzt Hamburg. Das geschah im Jahr 810. Karl war schon zu alt, um die Feinde kräftig zum Gehorsam zurückzuführen; sie blieben ungestraft. Und als die Nachfolger des großen Kaisers kaum Ruhe und Ordnung im Innern ihres Landes zu erhalten vermochten, waren die Wenden um so sicherer, daß man sie nicht angreifen würde. An Bezahlung des gelobten Tributs wurde nicht gedacht; die Götzenreligion verdrängte die herrliche Christuslehre, und den alten Verfassungen hingegeben, stand das Volk wieder frei da.

---

### 6. Die Gründung der Markgrafschaft Nordmark, oder Nordsachsen.

Der glückliche Krieg mit dem Kaiser Karl hatte die Wenden keck gemacht. Sie gedachten, unter den schwachen deutschen Königen auch jenseit der Elbe ihre Besitzungen auszudehnen, oder doch wenigstens die angrenzenden Ländern nach und nach auszuplündern. Die Raub- und Streifzüge in das Gebiet des naheliegenden Sachsen-Landes nahmen zu, die Plünderungen wurden immer verheerender. Und da das deutsche Reich unter elenden Königen nicht im Stande war, den Räubern mit Nachdruck zu begegnen, so trieben diese ihr Spiel frank und frei. Eben so, ja, noch ärger machten es die Ungarn. Beide Völker waren der Schrecken der deutschen Lande. Dies bange Zagen sollte aber endlich enden. Der Sachsenherzog Heinrich, mit dem unwürdigen Beinamen der Vogelsteller, — man sollte ihn lieber den Großen nennen — bestieg im Jahre 919 Deutschland's Kaiserthron. Er war ein Fürst, welcher Kraft und Geschick besaß, ein gesunkenes Land zu heben. Die plündernden Feinde zu demüthigen, das war sein ernster Willen. Um aber nicht mit einem Male zu viel zu unternehmen und dadurch seine Macht zu schwächen, schloß er mit den Ungarn auf neun Jahre Waffenstillstand. In dieser Zeit, hoffte er, sollten die Wenden unterworfen und bezwungen werden, und demnächst die Ungarn der Deutschen schwere Hand empfinden. Und es geschah also.

Im Jahr **927** beginnt der Zug gegen die Wenden. Das deutsche Heer setzt über die Elbe; es legt an der Havelmündung eine starke Schanze an, und man hofft schon, in kurzer Zeit glücklich den Krieg zu vollenden. Doch nur zu schnell müssen die Deutschen dieser Hoffnung entsagen. Heinrich vermag nur langsam mit dem Heere vorzudringen; nach vielen Anstrengungen kommt er in die Gegend der Stadt Brennabor, jetzt Brandenburg. Hier thürmen sich die Hindernisse. Sümpfe und Moräste umgeben die Stadt in einem weiten Umfange; der angeschwollene Havelstrom vermehrt die Schwierigkeiten. In der Stadt selbst ist das Wendenvolk unter seinem Krolen Tugumir in großen Massen versammelt und fest entschlossen, für seine Freiheit Alles zu wagen. Tugumir trotzt dem Feinde, belacht und verhöhnt seine Anstrengungen. Schon triumphiren die Wenden; schon denkt Heinrich selbst an Rückzug, — da greift die Hand der Vorsehung ein und zeigt, daß ihr ewiger Rathschluß auch dann geschehe, wenn der Menschen Einsicht es für unmöglich hält. Es stand im Buche der göttlichen Allmacht geschrieben, daß König Heinrich den Grund zu einem Reiche legen sollte, welches als ein großer, starker Baum emporwachsen würde.

Denn als die Wenden noch triumphiren, und Heinrich Mittel ausfindig zu machen sucht, um der Stadt Brennabor nahe zu kommen, tritt plötzlich ein sehr heftiger Frost ein. Die Havel erstarrt, eine Eisdecke legt sich auf die Sümpfe und Moräste; es bildet sich den Deutschen eine natürliche Brücke, über welche sie sicher zum Ziele kommen können. Mit verzweifelten Blicken sehen die Wenden das deutsche Heer nahen, sie sehen es die Stadt eng einschließen und Anstalten zum Sturm treffen. Nun entfällt ihnen der Muth. Die Stadt ergiebt sich und mit ihr Tugumir und sein Volk. Der edelmüthige und kluge Heinrich läßt den Ueberwundenen ihre Verfassung, nur müssen sie angeloben, das Christenthum anzunehmen und einen Tribut zu bezahlen. Sie versprechen alles willig. Aber dies zeigt eben, wie wenig sie von dem Allen, was sie versprechen, zu halten gesonnen sind. Gewiß dachten sie an den Vertrag, einst mit Karl dem Großen geschlossen, und wollten es nun auch so machen. Doch Heinrich durchschaut sie und beschließt, ihre Treulosigkeit zu verhindern. Am Havel- und Elbflusse bestimmt der weise König einen Strich Landes zu einer Grenz- oder Markgrafschaft, die anfangs den Namen Nordmark, Nordsachsen, die Wendische Mark führte, und setzt in dieselbe einen Grenz- oder Markgrafen, dem es oblag, die Wenden in Unterwürfigkeit und im Zaume zu halten.

Siegfried von Merseburg wird als erster Markgraf der Nordmark genannt.

Und diese Stiftung war zugleich Stiftung des heutigen großen, mächtigen, preußischen Reiches. Denn an jene unbedeutende Markgrafschaft Nordsachsen reihten sich nach und nach alle die Besitzungen, welche jetzt unser preußisches Vaterland bilden.

---

## 7. Die Statthalter oder Markgrafen der Nordmark bis zum Jahre 1133.

Die Markgrafen der Nordmark waren nichts mehr, als des Kaisers Grenzstatthalter und Diener, unter welchen insbesondere die bewaffnete

Macht der ganzen Gegend stand. Als solche kann bei ihnen an eine Erblichkeit dieser Würde, an ein Eigenthum des Landes, welches nur ihrem Schutze anvertraut war, nicht gedacht werden. Wir finden vielmehr bald diesen, bald jenen durch die deutschen Kaiser zum Markgrafen ernannt. Nach Siegfried's Tode wurde Graf Gero, nachher Graf Diedrich, dann Männer aus den Häusern der Grafen von Walbeck, Ballenstädt und Stade mit der markgräflichen Würde bekleidet.

Diese Markgrafen hatten einen schweren Stand gegen die feindseligen Nachbarn. Kaiser Heinrich, der Vogelsteller, hatte nämlich ganz richtig geurtheilt, daß der Wenden Unterwerfung nur Schein sei. Kaum war er todt, so schien ihnen der Zeitpunkt da zu sein, das verhaßte Joch wieder abwerfen und sich frei machen zu können. Graf Gero, der vom Kaiser Otto I., dem Großen, zum Markgrafen ernannt war, wurde wirklich von ihnen hart gedrängt. In der Noth ergreift Gero gegen die Feinde ein sehr verabscheuungswürdiges Mittel. Er ladet dreißig wendische Oberhäupter unter dem Schein der Freundschaft zu Gaste. Sie kamen. Aber in der Nacht läßt Gero sie alle verrätherischer Weise erschlagen. Dieser Meuchelmord entflammt das Wendenvolk zur Wuth und Rache. Sie stehen in Masse auf, und wer weiß, ob nicht Heinrichs Stiftung rein vernichtet worden wäre, wenn die Wenden treue Anführer gehabt hätten. Doch Gero nimmt wieder seine Zuflucht zur Hinterlist. Er beredet den alten Krolen Tugumir, dessen bei Kaiser Heinrich schon gedacht ist, zum Verrath am eignen Vaterlande. Tugumir läßt in Brennabor seinen Vetter und Thronerben ermorden und überliefert die Stadt selbst dem Gero. Dadurch wird der Feinde Macht gebrochen, das Hevellerland unterworfen, und alle Wenden bis an die Oder gezwungen, einen Tribut zu zahlen und das Christenthum anzunehmen. Um dieser heilbringenden Religion mehr und mehr Eingang zu verschaffen und durch ihre schönen Lehren die Wildheit des wendischen Volkes zu bändigen und zu mildern, stiftete Kaiser Otto im Jahre 946 Bisthümer zu Brandenburg und zu Havelberg. Diese Stiftung wirkte nun zwar zur Verbreitung der Lehre Jesu Christi, aber sie vermochte doch nicht, die Rache zu unterdrücken, zu welcher die Wenden durch Gero's doppelte Hinterlist entflammt waren. Zwei Brüder, Nacko und Stoigneff, standen als Anführer des Volkes auf und fielen mit solcher Gewalt über die Deutschen her, daß Kaiser Otto selbst mit einem Heere zu Hülfe kommen mußte, wenn nicht Alles verloren gehen sollte. Und fast wäre er selbst verloren gewesen. Seine Hitze hatte ihn zu weit geführt. Umgeben von Morästen, Flüssen und Feinden, war er dennoch vorgedrungen und konnte plötzlich weder vor- noch rückwärts. Hunger und Krankheit wütheten im Lager. Es war eine große Noth, und kein andres Mittel übrig, als um Frieden zu bitten. Aber der ergrimmte Feind wies alle Vorschläge schimpflich ab. Da mußte ein verzweifelter Angriff entscheiden. Er gelang den Deutschen. Die Wenden wurden geschlagen, Stoigneff selbst kam um's Leben. Das Land der Ukrer unterjochte man, machte es zinsbar und zwang seine Bewohner zur Annahme des Christenthums.

Solche hartnäckige Kriege waren gewiß nicht geeignet, Freundschaft und Annäherung unter Siegern und Besiegten hervorzubringen. Ueberdies übten die Sieger Grausamkeit aller Art gegen die Wenden aus. Man trieb die Abgaben und Zehnten mit fürchterlicher Strenge ein; ja, man hielt das Volk kaum des Namens der Menschen würdig. Ein Meister in diesen

Bedrückungen war Markgraf Diedrich. Seine Härte, sein Uebermuth und sein Stolz erregten bald Empörung und Krieg. Die zur höchsten Wuth entflammten Wenden fochten wie Verzweifelte. Sie eroberten Havelberg, darauf Brandenburg und nun fast das ganze Land. Dem Christenthume entsagten sie wieder, die christlichen Tempel wurden zerstört, oder in Götzentempel verwandelt, und die Geistlichen verjagt oder ermordet. So ward also in kurzer Zeit Alles vernichtet, was mit Blut erkauft und mit Fleiß gepflegt war. Ja, die Wenden drangen sogar über die Elbe vor. Und als nun endlich ein deutsches Heer gegen sie anrückte, so wußten sie sich doch im Besitze mehrerer eroberten Gegenden zu behaupten. Dies Alles geschah um's Jahr 982 unter der Statthalterschaft des Markgrafen Diedrich von Ballenstädt.

Die nachfolgenden Markgrafen mußten um so mehr mit den Waffen in der Hand auftreten, da man von ihnen die Wiedereroberung der verlornen Landestheile hoffte. Es war also beständig Kampf und Streit in jenen vaterländischen Gegenden. Die Wenden verloren Brandenburg und Havelberg wieder, deren Bisthümer hergestellt wurden; aber das wechselnde Kriegsglück war auch eben so oft auf ihrer Seite. Daß das Land unter diesen Kriegsgräueln fast zur Einöde wurde, und die Bewohner in die größte Noth und Armuth hinabsanken, ist leicht denkbar. Unter den Markgrafen aus dem Hause Stade, wegen ihres gewöhnlichen Sitzes in der Stadt Soltwedel (d. i. Salzwedel) Markgrafen von Soltwedel genannt, schien zwar anfangs eine für das Land erwünschte Ruhe einzutreten, allein sie war nur schnell vorübergehend. Die Wenden wurden nun uneinig unter sich, und die Partheien wütheten mit Feuer und Schwert gegen einander. Dadurch schwächten sie sich selbst und machten es den Markgrafen von Soltwedel um so leichter, mehrere Landestheile unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Doch der größte Theil und mit ihm auch das wiedereroberte Brennabor blieb in der Feinde Hand

So schließt dieser Zeitraum nur mit Erzählungen von den schauderhaftesten und blutigsten Kriegen in jenen Gegenden und der grenzenlosesten Noth und dem bittersten Elende der Einwohner. Wohl dem armen Lande, daß eine bessere Zukunft ihm nahe war!

---

# Zweiter Zeitraum.

## Von der Regierung der anhaltischen Regentenlinie bis zum Anfang der Regierung der Hohenzollern.

## Von 1133 bis 1415.

---

### Die askanische oder anhaltische Linie.

### Von 1133 bis 1320.

#### 8. Markgraf Albrecht, der Bär, 1133—68.

Die rühmlichen Eigenschaften hoher und besonders fürstlicher Personen durch ehrende Beinamen zu bezeichnen, ist eine Sitte, die wir bis auf den

heutigen Tag unter vielen Völkern verbreitet finden. In Deutschland hatte man im Alterthume dabei noch eine besondere Eigenheit. Man nahm nämlich solche Ehrenbeinamen sehr oft von Thieren her und bezeichnete z. B. Heldenmuth, Tapferkeit mit Löwe und Bär. Auch Albrecht von dem jetzt erzählt werden soll, erhielt zur Bezeichnung seines Muthes und Heldensinnes den Beinamen der Bär. Und in dieser Hinsicht mit Recht. Denn Muth und Tapferkeit, aber auch Klugheit und Vorsicht waren ihm eigen. Durch sie erhob er sich zu einem merkwürdigen und bedeutenden Fürsten seiner Zeit. Sein Vater, ein Graf von Ballenstädt, hinterließ ihm im Jahre **1123** die keine Grafschaft gleiches Namens, welche am Harzgebirge liegt. Weil die Grafen von Ballenstädt ihren Hauptsitz in der Stadt Aschersleben, lateinisch Ascania, hatten, so nannte man dies Fürstenhaus die **Askanier**. Von der jetzt verwüsteten Burg Anhalt führt es die Benennung die **Anhaltiner**.

Die väterlichen Güter, welche Albrecht als achtzehnjähriger Jüngling ererbte, wurden bald durch die Niederlausitz, damals Ostmark genannt, vermehrt. Die Freundschaft des mächtigen Sachsen-Herzogs Lothar wendete ihm diese Besitzung zu. Aber was konnte Albrecht nicht noch Gutes von dem Freunde erwarten, als derselbe **1125** Kaiser von Deutschland wurde! Und diese Hoffnung ging auch in Erfüllung.

Im Jahre **1132** wurde der Markgraf von Soltwedel, Konrad von Plötzkau, bei der Belagerung einer Stadt in Italien mit einem Pfeile erschossen. Sein Tod gab Lothar Gelegenheit, Albrecht für manche Dienste zu belohnen, welche ihm dieser geleistet hatte. Zugleich konnte jetzt eine Ungerechtigkeit wieder gut gemacht werden, welche dadurch früher an dem jungen Grafen verübt war, daß man mehrere Landestheile in Sachsen, die Albrecht als Erbschaft in Anspruch nahm, dem Herzog von Baiern gab. **Der Kaiser Lothar belehnte daher im Jahre 1133 den Grafen Albrecht mit dem Markgrafthum Soltwedel und übergab es ihm erb- und eigenthümlich.** Aber welch ein Land erhielt der neue Markgraf! Im Innern war es fast zur Wüste geworden; der Einwohner waren wenige, der Städte und Dörfer fast gar keine mehr. An den Grenzen standen die feindselig gesinnten Wenden, stets bereit, alles Verlorne wieder an sich zu reißen. Und zum Theil war ihnen dies auch schon gelungen. Albrecht erhielt in der Belehnung die Nordmark und das Land bis an die Oder; aber den größten Theil hatten die Wenden inne. Gern hätte er ihnen diese Eroberungen gleich entrissen; doch unglücklicher Weise gerieth er mit dem Herzoge von Sachsen und Baiern, Heinrich dem Großmüthigen, in einen schweren Krieg, verlor in demselben das ganze Markgrafthum Soltwedel und mußte unstät und flüchtig ohne Land umherirren. Da litt nun die arme Markgrafschaft gar sehr, und die Wenden gewannen immer mehr Vortheile. Endlich legte sich der Kaiser Konrad **III.**, der Nachfolger Lothar's, in's Mittel, und ein Vergleich mit dem Feinde brachte Albrecht wieder in den Besitz seiner Länder, zu welchen noch die Lausitz kam.

Nun sollten die Wenden seine Hand fühlen. Pribislaw, der Beherrscher dieses Volks, war alt und kinderlos. Albrecht baute darauf seinen Plan und hoffte, mit leichter Mühe die Feinde zu besiegen. Er hatte sich aber sehr verrechnet. Jatzko, der Neffe des Pribislaw, nahm nach seines Oheims Tode die wendische Königswürde an, zog gegen Albrecht und trieb

diesen ganz zurück. Nach der verzweifeltsten Gegenwehr errang der Markgraf endlich das Uebergewicht. Er eroberte Brandenburg, Havelberg, die Priegnitz und das ganze Havelland, ging über die Spree und machte der Herrschaft der Wenden bis an die Oder ein Ende. Die bisherige Nordmark wurde nun Altmark, das hinzugekommene Land zwischen der Oder und Havel, die heutige Mittelmark und Priegnitz, die Neumark genannt. Im Besitze dieser Länder hielt es Albrecht für zweckmäßig, seinen Titel zu verändern. Er nannte sich Markgraf von Brandenburg.

Das schwierigste Geschäft war dem siegreichen Fürsten noch übrig geblieben. Es bestand darin, diesem Lande, das seit so langer Zeit nichts als Krieg und Kriegsgeschrei gehört, nichts als Blutvergießen und Elend gesehen hatte, im Innern aufzuhelfen. Denn was half's dem Reiche, aus einer Hand in die andere überzugehen, ohne die Segnungen zu verspüren, welche eine weise Regierung im Innern des Landes hervorzubringen sucht; was half's dem Regenten, Beherrscher über Einnöden und Wüsteneien zu sein! Albrecht that auch hierin sein Möglichstes. Das menschenleere Land wieder zu bevölkern, war seine erste Sorge. Da einige Jahre vorher Holland, Friesland, Seeland und Flandern von großen Wasserfluthen überschwemmt gewesen waren, und es den Einwohnern dort an Aufenthaltsörtern und Unterhalt fehlte, so ladete er ausländische Familien, sowohl Edle als Arbeiter, unter vortheilhaften Bedingungen in seine Lande ein. Diese Einladung nahm ein bedeutender Theil derselben an. Das war dem Lande eine große Wohlthat. Sie ließen sich an den Ufern der Elbe, Havel und Spree nieder, schufen die sumpfigen Gegenden durch Anlegung mehrerer Dämme in fruchtbare Gärten und Felder um, bebauten die seit Jahren verödeten Aecker und verbesserten Landbau und Viehzucht. Albrecht that aber auch noch mehr. Er sorgte für Anlegung mehrerer Städte. Berlin, Rheinsberg, Spandau, Bernau, Stendal, Pritzwalk und mehrere andere haben ihm ihren Ursprung zu danken. Und um nun die verschiedenen Völker in seinem Reiche immer mehr zu vereinigen und in ein Volk zu verschmelzen, besonders aber den Wenden ihre Eigenthümlichkeiten zu nehmen, so ergriff er zwei Mittel, die ihn unfehlbar zum Ziele bringen mußten. Er führte die christliche Religion und die deutsche Sprache im ganzen Lande ein. Denn wenn man einem Volke seine Eigenthümlichkeit, seine Freiheit und seinen selbstständigen Sinn nehmen und es gleichsam in eine ganz andere Form gießen will, so giebt es dazu nichts Wirksameres, als es seiner Religion und seiner Sprache zu berauben. Statt der Götzentempel sah man nun überall christliche Kirchen; statt der wendischen Sprache gebrauchte man die deutsche, und darin ist Albrecht noch ganz besonders zu loben, daß er dies Alles nicht mit Härte und Gewalt, sondern mit Güte und allmählig ausführte, damit nicht durch zu großen Widerwillen offenbare Widerspenstigkeit entstände. So erreichte er klüglich seinen Zweck und ließ dem Lande Segnungen zu Theil werden, deren es sich erst in der Zukunft vollkommen zu erfreuen hatte. Und selbst für die Zukunft traf er heilsame Veranstaltungen. Auf der Reise zum heiligen Grabe in Jerusalem — die er mit frommen Sinne unternahm, um da seine Andacht zu verrichten, wo der Heiland gewandelt, gelitten und sich selbst für die ganze Menschheit zum Opfer dargebracht hatte — lernte er die Johanniterritter und Tempelherren kennen. Diese hochherzigen Männer hatten das Gelübde abgelegt, gegen die Feinde der Christen-

heit zu kämpfen. Einen solchen Zweck auszuführen, dazu konnte Albrecht ihnen Gelegenheit durch Bekämpfung der heidnischen Wenden verschaffen. Er veranlaßte es daher, daß viele dieser Ritter mit ihm nach Brandenburg zogen; er wies ihnen Besitzungen an; sie selbst bauten Städte, z. B. Templin, und die Zahl dieser Edlen und ihre Macht wuchs sehr.

So große Dinge, als hier erzählt sind, kann ein gewöhnlicher Mann nicht ausrichten, und Albrecht ist daher als der Gründer eines neuen Staats im Norden Deutschland's wohl mit Recht als einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit anzusehen.

---

### 9. Die Markgrafen Otto I., Johann I. und Otto III.

In die Fußtapfen des vortrefflichen Vaters trat dessen würdiger Sohn Otto I. der von 1168 — 84 regierte. Denn auch er legte einen großen Werth darauf, die Wüsteneien seines Landes in Fluren umgeschaffen zu sehen, um jede Spur der langen Kriege zu verwischen. Es war aber nicht leicht, aus jenen seit Jahren mit Unkraut bedeckten Feldern fruchtbare Aecker und grasreiche Weiden zu bilden; denn außerdem, daß es noch immer in den Marken an Händen zur Arbeit fehlte, so mußte auch dem sandigen Boden Brandenburg's im Schweiße des Angesichts das abgewonnen werden, was er den Bewohnern zu des Leibes Nahrung und Nothdurft liefern sollte. Daher ist es gewiß rühmenswerth, wenn dessenungeachtet der innere Wohlstand des Landes zunahm.

Auch an äußerer Macht und Ehre gewann Otto. Er war treu ergeben dem mächtigen deutschen Kaiser Friedrich, genannt Barbarossa, d. h. Rothbart. Zum Lohn für diese Treue und manche Dienste ertheilte er dem brandenburgischen Fürstenhause das Amt eines Erzkämmerers des deutschen Reichs. Es gab damals in Deutschland vier große Reichs-Ehrenämter, die den vornehmsten deutschen Fürsten, den Herzogen, ertheilt wurden, und welche diese bei den Krönungen der deutschen Kaiser zu verwalten hatten. Eins derselben war auch das Erzkämmereramt. Als Erzkämmerer hatte der Fürst bei den Krönungen dem Kaiser das Scepter vorzutragen, für den Anzug und noch einige andere Dinge zu sorgen. Aber der eigentliche Vorzug dieser Aemter war, daß ihre Besitzer als die ersten und vornehmsten Fürsten im deutschen Reiche angesehen wurden, und von ihnen eigentlich die Wahl des Kaisers geschah. Hatte Otto von dieser Würde nur Ehre, so mußte es ihm doch angenehm sein, zu den ersten Reichsfürsten gezählt zu werden, und wie wichtig in der Folge diese Sache für unser Vaterland wurde, wird uns die Geschichte noch erzählen.

Augenscheinlicher gewann Otto dadurch, daß ihm Kaiser Friedrich fast zu derselben Zeit die Lehnsherrschaft über Pommern ertheilte. Das Recht der Lehnsherrschaft bestand darin, daß der Besitzer eines Landes ohne Einwilligung des Lehnsherren seine Besitzungen nicht verkaufen, verpfänden, oder doch sonst versplittern durfte, und daß, falls die Familie des Besitzers ausstarb, das ganze Land erb- und eigenthümlich an den Lehnsherrn fiel.

In den Jahren von 1220 — 67 regierten zwei Brüder, Johann I. und Otto III., gemeinschaftlich. Sie lebten in der größten brüderlichen Eintracht, und durch ihre vereinigten Bemühungen brachten sie sehr viel Gutes zu Stande. In den ersten Jahren ihrer Regierung erschreckte der

Klang der Waffen das brandenburgische Land. Der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt traten als Feinde gegen die beiden Brüder auf. Und es waren dies zwei mächtige Feinde. Das sollten die Markgrafen mit Schrecken erfahren. Zuerst verloren sie bei der Stadt Plauen eine große Schlacht. Sie mußten bis nach Spandau flüchten und ihr Land den bischöflichen Heeren Preis geben, die mit Feuer und Schwert in demselben wütheten. In einer zweiten Schlacht wurde Markgraf Otto sogar gefangen, und ein Lösegeld von ungefähr 220,000 Thalern nach unserm Gelde befreite ihn erst aus der Hand des Feindes.

Aber das Unglück schien der Brüder Kraft sogar zu mehren. Sie boten ihre Unterthanen in Massen auf und zogen den Feinden unerschrocken entgegen. Und nun sollte ihnen das Kriegsglück lächeln. Sie schlugen die Feindesschaaren in zwei großen Schlachten nicht allein zurück, sondern ganz zum Lande hinaus und nahmen den Bischof von Halberstadt gefangen. Dieser mußte als Lösegeld die 220,000 Thaler wieder bezahlen, welche man Otto auf eben diese Weise abgenommen hatte. Darauf wurde ein allgemeiner Frieden geschlossen, und man konnte den brandenburgischen Markgrafen nicht ein Haar krümmen.

Diese Kriege erhielten ihnen das Land, welches ihr Eigenthum war; der Ruf ihrer Tapferkeit aber, der durch ganz Deutschland erscholl und Schaaren fremder Söldner herbeizog, um unter Anführung der bewunderten Markgrafen sich zu Kriegern zu bilden, setzte sie in den Stand, auch neue Erwerbungen zu machen. Ja, man bot Otto III. die Kaiserkrone an; er schlug sie aber aus.

Zuerst setzten die beiden Brüder über die Oder und bemächtigten sich der heutigen Neumark, die damals das Land jenseit der Oder hieß und deren Bewohner den brandenburgischen Ländern durch räuberische Einfälle manchen Schaden zugefügt hatten. Sie gehörte den Polen, welche dieselbe an Brandenburg abtraten. Der bisherigen Neumark wurde nun der Namen Mittelmark gegeben. Mit noch geringerer Mühe bewirkten es die Markgrafen, daß der Herzog von Stettin für das widerrechtlich in Besitz genommene Land Wolgast, welches Markgraf Johann mit seiner Gemahlinn erheirathet hatte, die ganze Ukermark abtreten, und die Lehnsherrschaft über Pommern anerkennen mußte. Und ungeachtet aller dieser kriegerischen Unruhen konnten die beiden Regenten die Stadt und das Land Lebus an sich kaufen, und ihre Länder waren in sichtlichem Flor. Aber mit Recht wurden sie auch von ihren Unterthanen Väter des Vaterlandes genannt. Sie ließen in der Neumark die Städte Frankfurt an der Oder, Landsberg an der Warthe, Soldin und Königsberg bauen, damit diese Wildnisse solchen Gegenden ähnlich würden, die von Menschen bewohnt werden. Bisher war dies wirklich nicht der Fall gewesen. Es wurden Moräste ausgetrocknet, um aus denselben Kornfelder und blühende Wiesen zu schaffen; Obstbäume gepflanzt, Garten- und Ackerbau befördert. Den Städten bewilligte man bedeutende Freiheiten und Gerechtigkeiten, z. B. Zollfreiheit, Jagdgerechtigkeit, und eine verbesserte Gerichtspflege. Die Handwerker vermehrten sich und suchten immer bessere Arbeit zu liefern. Sie fingen um diese Zeit schon an, Gesellschaften zu bilden, die darauf sahen, daß die Meisterschaft des Handwerks, oder Gewerbes immer in der Verbesserung fortschritte. Solche Gesellschaften nannte man Zünfte, Gilden, Innungen. In den größern Städten finden sich selbst schon die ersten

Spuren von Künsten. Da nun durch dies Alles mehr und mehr der Handel lebhaft wurde, so nahmen auch die Thätigkeit und der Wohlstand der Bewohner zu. Salzwedel war schon eine sehr reiche Handelsstadt.

Mit welcher Liebe und Verehrung aber auch die Brandenburger an ihren Fürsten hingen, läßt sich kaum sagen. Und welcher Unterthan sollte nicht mit Leib und Seele seinem Fürsten ergeben sein, wenn dieser sich so redlich bemüht, das leibliche und geistige Wohl des Volks zu befördern! Denn auch das geistige Wohl der Unterthanen ließ man nicht außer Acht. Es wurden Kirchen gebaut, Bücherssammlungen angelegt, und die Geistlichen verpflichtet, in den Klöstern Schulen einzurichten, um das Volk durch Unterricht seiner Unwissenheit zu entheben. Geschah dies nicht überall, wie es sollte, so war es nicht der Regenten Schuld.

## 10. Otto IV., mit dem Pfeile, 1268—1308, und Waldemar, 1304—19.

Das so herrlich aufblühende Land mochte sich dieses Segens erst recht erfreuen, als auch manche nachfolgende Regenten aus der zahlreichen Nachkommenschaft der beiden vorigen Fürsten das angefangene Werk immer mehr und mehr auszuführen suchten. Ganz besonders zeichneten sich Otto IV. und Waldemar aus.

Otto war ein Held und ein landesväterlicher Regent. Im Kriege scheute er keine Gefahr, im Frieden strebte er für die Blüthe seines Landes. Durch seine Bemühungen kamen Handel und Gewerbe in einen großen Schwung, und die Städte in immer größere Aufnahme. Pracht und Aufwand fingen an, sich mehr und mehr zu zeigen, und bekundeten, wenn auch beide an sich selbst nicht zu loben sind, daß der Wohlstand im Steigen war. Was wir aber an keinem Fürsten Brandenburg's vor Otto IV. finden, sehen wir an ihm: er war ein großer Freund der Künste und Wissenschaften, ja selbst ein Dichter. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich einige seiner Gedichte erhalten. An seinem Hofe hielten sich gelehrte Männer, Mathematiker, Baumeister und Sternkundige (Astronomen) auf. Einer dieser letztern sagte im Jahre 1290 eine Sonnenfinsterniß vorher und bestimmte ihre Dauer. Man glaubte dem Manne erst nicht; als aber nachher Alles so geschah, wie er vorhergesagt hatte, verehrte man ihn als einen Wundermann.

Ein solcher Fürst war gewiß bemüht, auch unter seinen Unterthanen Aufklärung des Verstandes zu befördern. Es läßt sich denken, daß sein aufgeklärter Geist und seine Bildung einigermaßen auf das Volk zur Milderung der Sitten und zur Veredlung der im Ganzen noch rohen Gemüther wirkten. Solche Wirkungen äußern sich aber nicht so schnell und gehen auch nicht so rasch vorwärts, als wenn die kräftige Hand den Spaten und den Pflug ergreift und ein ödes Feld in eine wallende Kornflur umschafft.

Otto vergrößerte das brandenburgische Reich durch die Markgrafschaften Landsberg und Lausitz, und durch Stolpe und Schlawe in Pommern. Erstere wurden durch Kauf, letztgenannte Landestheile durch die Waffen erworben. Es hatte sich nämlich der Herzog Mestwin von Pommerellen — einem Landstriche zwischen der Persante und Weichsel und von der Ostsee bis zur Netze —, um Ruhe vor seinem eignen Bruder und den kriegerischen deutschen Rittern in Preußen zu haben, in den Schutz der Für-

sten Brandenburg's begeben und dafür die Lehnsherrschaft über sein Land den Beschützern verheißen. Otto IV. machte einen Kriegszug gegen die verbündeten Feinde des Schutzlandes und trieb sie zu Paaren. Als sich aber Mestwin aus der Noth erlöset sah, wollte er von der versprochenen Lehnsherrschaft Nichts wissen. Nun mußte Otto gegen den ziehen, dessen Beschützer er eben gewesen war. Mestwin konnte nicht widerstehen, trat Stolpe und Schlawe an Brandenburg ab und erkannte die Lehnsherrschaft an.

Einen weit schwerern Kampf hatte Otto mit Magdeburg zu bestehen. Der Wunsch, seinen Bruder Erich auf den Erzbischofsstuhl von Magdeburg zu erheben, wurde durch das dortige Domkapitel vereitelt. Erbittert über diese Schmach, die, wie Otto glaubte, ihm und seinem Bruder angethan sei, griff er zum Schwerte und zog gegen den neuen Erzbischof. Der Anfang des Krieges war so glücklich, und Otto rückte Magdeburg so nahe, daß er schon zuversichtlich den Tag bestimmte, an welchem er seinen Siegeszug in die Stadt halten und, wie er leichtfertig hinzusetzte, seine Pferde in der Domkirche füttern lassen wollte. Sein Einzug sollte jedoch ganz anderer Art sein, als er sich gedacht hatte.

Der Erzbischof sah mit Schrecken die erbitterten Feinde näher kommen, erfuhr jene unvorsichtige Drohung und erkannte, daß er entweder Alles wagen, oder Alles verlieren müsse. Muthig ergriff er die heilige Fahne des Schutzpatrons der Stadt, zog mit derselben in feierlichem Umzuge durch die Straßen und forderte und munterte die schon zaghaften Bürger zur Gegenwehr auf. Des Bischofs Rede und der Anblick des heiligen Banners begeisterte das ganze Volk. Jung und Alt griff zu den Waffen und schwur, bis auf's äußerste zu kämpfen. Sofort führte der Bischof die in Wuth entbrannten Magdeburger gegen Otto, griff ihn bei Frose an und erkämpfte nicht allein einen vollständigen Sieg, sondern nahm den Markgrafen selbst gefangen. Man führte ihn nach Magdeburg, steckte ihn hier in einen hölzernen Käfig und stellte ihn, seiner gotteslästerlichen Drohung wegen, öffentlich zur Schau aus.

Nachdem Otto sich vom ersten Schrecken erholt hatte, war sein Sinnen im Gefängnisse, wie er sich wohl am besten aus demselben erlöse? Und das war nicht leicht geschehen. Wohl gab es einen Mann in Brandenburg, dessen Weisheit in Tagen der Freude und der Trübsal sich bewährt hatte, und der auch in diesem Falle vielleicht einen Rettungspunkt aufzufinden vermochte; es war der alte Minister von Buch, welcher Otto's Vater so wichtige Dienste geleistet hatte. Otto hatte ihm aber manche Kränkung zugefügt und ihn von sich entfernt, weil der alte Mann mit unerschütterlichem Muthe oft bittere Wahrheiten gesagt. Auf den beleidigten Greis setzte der Markgraf jetzt in der Noth seine Hoffnung. Seine Gemahlinn mußte zu ihm reisen und ihn um Rath bitten. Des treuen Dieners Herz ließ sich leicht erweichen. Auf seinen Rath reisete die Markgräfinn nach Magdeburg, bestach einen Domherrn nach dem andern, und als der Erzbischof im Rathe sie nun befragte, welches Lösegeld Otto zahlen solle, überredeten die Bestochenen ihr geistliches Oberhaupt, nur 4000 Mark Silber, das sind ohngefähr 56,000 Thaler nach unserm Gelde, zu fordern. Man entließ den Markgrafen auf sein Ehrenwort aus dem Gefängnisse, damit er das Lösegeld anschaffe. Woher aber so schnell eine solche Summe nehmen? Schon wollte er die heiligen Gefäße der Kirche antasten, da bat ihn der alte Buch, mit ihm nach Angermünde zu reisen. Dort gingen

sie in die Kirche. Der treue Diener ließ aus der Mauer einen künstlich eingefugten Stein brechen und öffnete plötzlich einen ganz versteckten Kasten voll Silber und Gold. „Euer Vater vertraute mir einst dies Geld," sprach Buch zu dem überraschten Markgrafen. „Ich mußte ihm heilig versprechen, es Euch nur in der äußersten Noth zu überliefern, wenn Ihr mich um meinen Rath ansprechen würdet. Nehmt es jetzt hin, es wird auslangen."

Gerührt nahm Otto den Schatz und löfete sich durch ihn. Der Erzbischof von Magdeburg aber, als er die Treulosigkeit seiner Domherren erfuhr, legte aus Aerger seine Würde nieder.

Otto versuchte nun abermals, seinen Bruder Erich zur erzbischöflichen Würde zu erheben, doch wiederum wurde er übergangen, und wiederum ergriff Otto die Waffen gegen Magdeburg. In diesem Feldzuge war es, daß er am Kopfe durch einen Pfeil verwundet ward, dessen Spitze ein Jahr lang in der Wunde haften blieb. Daher sein Namen Otto mit dem Pfeile.

So zahlreich die Nachkommenschaft der beiden Markgrafen Johann I. und Otto III. war, so schnell schien sie zu erlöschen. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts waren nur noch drei männliche Erben übrig, von denen Waldemar vorzüglich merkwürdig ist. Er steht unter allen Fürsten des anhaltischen Hauses ganz besonders hoch. Keiner seiner Vorgänger hat seine Kraft in solchen Stürmen bewährt, als er, keiner so viel Klugheit mit Muth und Kraft vereinigt, keiner so sehr kriegerischen Glanz und kriegerisches Ansehen außerhalb des Landes mit Ordnung und Frieden im Lande verbunden. Er brachte den brandenburgischen Staat auf einen Gipfel der Macht, welchen er vor ihm noch nie erreicht hatte. Gleich sein erster Kampf war gegen zwei Feinde gerichtet, von denen jeder einzelne schon stark genug war, um einen brandenburgischen Markgrafen Furcht einzujagen. Es waren der Herzog von Polen und der deutsche Ritterorden in Preußen. Die Veranlassung zum Kriege gab das Land Pommerellen, über welches Brandenburg Lehnsherr war, das aber, ungeachtet des Aussterbens seiner Fürstenfamilie, der Polenfürst in Besitz genommen hatte. Ein Vergleich schlichtete diese Fehde; die Feinde kauften für 10,000 Mark Silber die Ansprüche unsers Markgrafen ab.

Der zweite Kampf sollte erst ganz vorzüglich zeigen, was Waldemar's Kraft vermöchte.

Der Fürst Witzlaw von Rügen kränkte auf alle nur erdenkliche Weise die Stadt Stralsund in Pommern und machte Miene, sich ihrer zu bemächtigen. Die geängstigte Stadt suchte Hülfe bei Waldemar und fand sie; Witzlaw dagegen bei dem Dänenkönige. Ein rascher Kriegszug der Brandenburger trieb aber die Feinde in die Enge; die Dänen mußten weichen, der rügensche Fürst wurde geschlagen und bat in der Noth um Frieden. Er wurde gewährt, und Stralsund war von seinen Feinden befreit.

Diese aber hatten nur dem Drange der Umstände nachgegeben, ohne den redlichen Willen zum Frieden. Sie suchten vielmehr durch die furchtbarste Macht den tapfern Waldemar zu erdrücken. Der Neid aller benachbarten Fürsten machte es dem Witzlaw leicht, Bundesgenossen gegen Brandenburg zu finden. Das nordische Bündniß entstand. Die Könige von Dänemark, Schweden und Polen, die Fürsten von Mecklenburg, Lauenburg, Braunschweig, Meißen, Holstein, Rügen und noch mehrere andere

setzten es sich in ihrer Verbindung als das geringste Ziel vor, Waldemar rein zu vernichten. — Auf Waldemar's Seite war nur der einzige Herzog von Pommern.

Der wahrhaft große Mann bewährt sich zur Zeit der Gefahr, wie der echte Muth; er zagt und wankt nicht. So auch Waldemar. Getrosten Muthes sah er den zahllosen Feinden in's Auge. Seine Rüstung war schnell vollbracht, und eben so schnell erschien er zuerst auf dem Kampfplatze. Die Feinde rüsteten aber noch. Dadurch gewann er einen großen Vortheil, denn er entfernte das Elend des Krieges, von den Grenzen seines Landes. Mecklenburg und mehrere Fürsten wurden niedergeworfen, ehe sie es ahneten. Nun zog man aber mit Heeresmacht gegen ihn. Bei Gransee kam es zur Schlacht. Sie blieb unentschieden, aber der Feinde Macht war durch sie gebrochen. Sie litten Mangel, konnten ihre Söldner nicht bezahlen und erfuhren mit Schrecken, welche Kraft ihnen Waldemar entgegensetzte. Die verbündeten Fürsten neigten sich zum Frieden, der **1317** zu Templin auch wirklich zu Stande kam. Waldemar verlor auch nicht einen Fußbreit von seinen Ländern, und Stralsund blieb frei.

So ging der große Mann nur größer aus den Gefahren hervor.

Waldemar hätte in dem Templiner Frieden manche Vortheile erhalten können, aber er gab sie auf. Es war, als ahnete er den baldigen Tod, und so schien er seinem Lande, dem der Vater entzogen werden sollte, gern den Frieden hinterlassen zu wollen. Dazu kam noch, daß die anhaltinische Linie sich ihrem Ende nahete. Waldemar war ohne Kinder. Die beiden männlichen Erben, welche mit ihm regierten, waren schon **1317** gestorben, und nur der eine hatte einen unmündigen Sohn, Namens Heinrich, nachgelassen.

Waldemar starb im Spätherbste **1319**. Während seiner Regierung erhielt sein starker Geist Recht, Ordnung und Gesetz im Lande. Er beugte den Uebermuth des Adels durch sein Ansehen; die Städte, und in ihnen Handel und Gewerbe blühten; der Ackerbau wurde musterhaft betrieben, man sah in der Mark wenig öde Plätze mehr. Adel und Volk wurden mehr und mehr der rohen Sitten entwöhnt; es schien das Licht des Verstandes so schön das Land erleuchten zu wollen. Aber nur zu bald wurde es wieder Nacht.

Kaum ein Jahr nach Waldemar's Tode, im Jahr **1320**, sank schon jener letzte Sprößling des anhaltinischen Hauses in's Grab, und mit ihm erlosch diese Regentenfamilie in Brandenburg, nachdem sie **187** Jahre über das Land regiert hatte.

---

## 11. Die Mark Brandenburg und ihre Bewohner bei'm Tode Waldemar's.

Es waren im Jahre **1320** beinahe zwei Jahrhunderte verflossen, seit das brandenburgische Land einen eigenen Staat ausgemacht und während dieser Zeit die anhaltischen Fürsten an seiner Spitze gesehen hatte. In einem solchen Zeitraume kann viel für ein Land und für ein Volk geschehen. Zum Theil hat schon die Regierung der einzelnen Fürsten gelehrt, daß Brandenburg deutliche Spuren der Segnungen an sich trug, welche die Anhaltiner über dasselbe verbreitet hatten; es soll jetzt ein allgemeines Bild uns zeigen, auf welcher Stufe Volk und Land standen.

Solche gräuliche Verwüstungszüge, als früher in Brandenburg hauptsächlich durch die Wenden geschehen waren, hatte dasselbe unter den Anhaltinern nicht mehr erduldet. Zwar erfüllte Kriegsgetümmel noch sehr oft den Staat, und wo dies ertönt, da fliehen der Segen, der Wohlstand und der Frieden des Volkes; aber diese Kriege waren doch schneller vorübergehend, nicht so verwüstend und nicht so häufig wiederkehrend, als jene Verheerungszüge. So konnte also der Frieden seine milden Segnungen unter weisen Fürsten um so mehr verbreiten, und er hat es gethan. Da, wo sonst Wälder und große Wüsteneien dem Wanderer nur Grauen eingeflößt hatten, traf er jetzt auf prächtig prangende Kornfelder; wo sonst Sümpfe und Moräste jeden Zugang versagten, erblickte man herrliche Wiesen, oder grünende Saaten; wo sonst Wölfe, Bären und andere raubgierige Thiere gehauset, graseten jetzt auf blühenden Weiden Heerden von Pferden, Rindern und Schafen. Statt der Höhlen, als Wohnungen der Einwohner, erhoben sich überall Städte und bevölkerte Dörfer; statt der Götzentempel und Götzenbilder sah man ehrwürdige Dome, reich ausgestattete Klöster und herrliche Kirchen; statt der Verehrung der Götzen und der unmenschlichen Menschenopfer hörte man jetzt anbeten den alleinig wahren Gott und verehren den, welchen er gesandt hat zur Heiligung und zur Erlösung, Jesum Christum. Und fragen wir nach dem Umfange dieses Landes, so ist auch hier die Antwort zu geben, daß es zu den mächtigsten Staaten des deutschen Reichs gehörte. Die Altmark, Priegnitz, Ukermark, Mittelmark, Neumark, die ganze Markgrafschaft Lausitz und Landsberg, Stücke von Mecklenburg, Sachsen, Braunschweig und Vorpommern, bedeutende Landestheile in Hinterpommern, im Herzogthum Krossen und Sagan und die Lehnsherrschaft über ganz Pommern bildeten ein Reich, das wohl Achtung einzuflößen vermochte.

So merkliche Veränderungen des Landes brachten auch ihre Wirkungen auf die Bewohner desselben hervor. Die sehr bedeutenden Einwanderungen deutscher Völker hatten großen Einfluß auf die Wenden. Diese nahmen Sitten und Sprache von den Fremdlingen an und verloren ihre Eigenthümlichkeit um so eher in den Gegenden, wo der Deutschen mehr, als der Eingebornen waren. Dazu that die christliche Religion zur Milderung des Gemüths und der Sitten auch das Ihrige. Die Kirchen in Städten nnd Dörfern, drei Bisthümer: Brandenburg, Havelberg und Lebus, und an achtzig Klöster in der Mark wirkten zur allgemeinen Verbreitung der heilbringenden Lehre Jesu, so daß der Götzendienst und mit ihm so manches barbarische Anhängsel ganz verschwand. Leider war die Geistlichkeit damals noch so roh und unwissend, ja, lebte oftmals ganz in Sünden und Lastern, daß von ihr nicht viel für die Belehrung und den Unterricht des Volks gehofft werden konnte. In den Klöstern waren zwar überall Schulen, aber da die Mönche oft selbst kaum lesen konnten, so lernte die Jugend höchstens das Vater Unser auswendig und wurde nur abgerichtet, wie man sich beim Gottesdienste und bei Prozessionen zu benehmen habe. Darin bestand der ganze Unterricht. Und die Religion selbst wurde in den Händen der unwissenden Diener der Kirche ganz entstellt. Die äußeren Gebräuche, das Opfern, Fasten, Kasteien und ähnliche Bußübungen, machten die Gottesverehrung aus. Der Aberglauben des Volks nahm überhand und ließ überall Wunder erscheinen, die zahlreiche Verehrer und Anbeter fanden. Es sind uns davon noch gar manche Beispiele aufbehalten. So erzählt man: Eine Bierschenkinn zu Zehdenik vergrub eine

geweihte Hostie unter eine Tonne im Keller, in der abergläubischen Hoffnung, dadurch desto größeren Absatz zu bekommen. Doch ihr Gewissen erwachte, und sie entdeckte einem Priester ihr Vergehen. Dieser kam, grub nach, fand aber keine Hostie, sondern sah einen Blutstrom aus der Erde hervorquellen. Das Wunder verbreitete sich gleich, so daß jährlich eine große Menge andächtiger Leute nach Zehdenik wallfahrtete, um dort ihre Verehrung darzubringen und Hülfe gegen mancherlei Gebrechen zu finden.

Es war nicht anders möglich, als daß das Volk unter solchen Umständen in Unwissenheit und Aberglauben versunken und nur von den rohen Gebräuchen und Sitten entwöhnt war. Die Regierung eines Otto mit dem Pfeile wirkte zwar dahin, mehr Geistesbildung zu verbreiten; aber diese Wirkungen blieben doch mehr in seiner Umgebung, als daß sie sich im ganzen Volke hätten äußern sollen. Auf dies vermögen nur gründlicher Unterricht und weise Erziehung kräftig zu wirken.

Der Adel des Landes verachtete Geistesbildung. Wenn zu der damaligen Zeit der Edelmann nur sein Roß tummeln, sein Schwert und seine Lanze führen konnte, so war er ein sehr tüchtiger Ritter. Warum sollte er sich also mit Dingen befassen, die ihm unnütz schienen? Und doch machte der Adel den wichtigsten Stand in Brandenburg aus. Die Regenten mußten ihn ehren, denn er bildete ihnen die Kriegsmacht. Stehende Heere gab es damals noch nicht. Entstand Krieg und Fehde, so bot der Fürst seine Edelleute auf, denn diese hatten die Verpflichtung, Kriegsdienste zu leisten. Dafür waren ihnen, oder ihren Vorfahren Besitzungen verliehen — zu Lehen gegeben, daher Lehnsleute, Lehnsverfassung —; dafür waren sie von den meisten Abgaben befreit. Nun war es aber oft der Fall, daß die Edelleute durch ihren Reichthum sich stark genug dünkten, dem Regenten zu widerstehen, wenn dessen Einrichtungen und Aufgebote nicht mit ihrem Tichten und Trachten übereinstimmten. Dann verweigerten sie dem Landesherrn den Gehorsam, verbanden sich wohl gar mit den Feinden und trieben mancherlei Unfug. Solcher Beispiele finden wir in Brandenburg gar manche. Wollte also der Fürst zur Zeit der Noth und Gefahr des Beistandes seiner Edelleute gewiß sein, so mußte er sie durch Geschenke, durch Einräumung mancherlei Gerechtsame zu Freunden erhalten. Das beschränkte sehr der Fürsten Macht. Der Adel vermehrte und verbesserte seine Güter, errang viele Schloß- und Burggerechtigkeiten und wurde bei wichtigen Landesangelegenheiten zu Rathe gezogen. — Die wildesten und rohesten der Edelleute liebten es, in das Gebiet Anderer Streifereien zu machen, auf den Landstraßen zu lauern und Straßenraub zu begehen. Regenten, wie Albrecht, Otto I., Otto IV. und Waldemar, hielten diese Friedensstörer in Ordnung; wir werden aber in der Folge dies Uebel auf eine hohe Stufe steigen sehen.

Der Adel lebte auf seinen Burgen in Pracht und Ueppigkeit. Jagd, Kriegszüge und Turniere gaben ihm die meiste Beschäftigung; Schmausereien und Trinkgelage verkürzten ihm die Zeit. Ackerbau und Viehzucht trieben seine Knechte und Eigenbehörigen; er kümmerte sich nicht darum.

Die Städte in der Mark Brandenburg waren sehr in Flor. Sie wurden fast alle erweitert, und dazu viele neue erbaut. In ihnen trieb man regen Handel, und die Gewerbe vermehrten und vervollkommneten sich. Die meisten Handwerker fand man in den Städten, sehr wenige auf dem Lande. Besonders gab es der Wollwebereien und Wollfärbereien sehr viele

— in der Stadt Stendal allein an dreihundert. Sie lieferten Tücher und Zeuge verschiedener Art und in solcher Menge, daß man davon Versendungen in's Ausland machen konnte. In manchen Städten, z. B. Bernau, Spandau, Frankfurt an der Oder, betrieb man das Bierbrauen so eifrig und glücklich, daß märkische Biere eine große Berühmtheit erlangten.

Viele märkische Städte, als Salzwedel, Stendal, Gardelegen, Seehausen, Brandenburg, Berlin, Frankfurt an der Oder, traten in die Hanse — einen Städtebund in Deutschland, zur Beschützung und Belebung des Handels — und wurden dadurch sehr wohlhabend. Sie führten Tücher, wollene Waaren, Leinwand, rohes Garn, Wolle, Bier, Getreide, Wald, Honig und Wachs in's Ausland.

Die Städte besaßen aber auch viele Gerechtigkeiten. Sie wählten sich ihre Magistrate und Rathsherrn selbst. Manche hatten, gleich den Edelleuten, das Recht, dem Landesherrn den Einzug in die Stadt, oder Burg zu verweigern. Man nannte dies das Oeffnungsrecht. Die Abgaben waren fest bestimmt, der Regent durfte sie weder erhöhen, noch vermehren. Jede Stadt hatte ihre eigenen Gesetze und Gebräuche, nach welchen der Magistrat sie regierte, ohne daß der Fürst sich darein zu mengen hatte.

In den meisten Städten war große Wohlhabenheit. Diese verführte zu Pracht und Aufwand, und nicht selten mußten Verbote dies Uebel niederdrücken. Aber an Ausbildung des jungen Bürgers wurde nicht gedacht. Es war auch dazu noch keine Gelegenheit. Nur das, was er seinem Gewerbe oder Handwerke nach zu wissen nöthig hatte, erlernte er mit Fleiß. Es war sehr selten, daß ein Bürger lesen, und noch seltener, daß er schreiben konnte.

Einen freien Bauernstand, wie wir ihn jetzt haben, gab es damals noch gar nicht. Meist waren die Landleute Eigenbehörige des Adels, der Städte, oder Klöster, und ihre Lage war sehr drückend. Ihnen lag die Bearbeitung des Ackers und die Betreibung der Viehzucht ob. Daß Beides in der Mark blühete, ist schon erzählt. Die Schafzucht gab den inländischen Wollwebereien das nöthige Material, der bessere Flachsbau beförderte die Leinwandweberei. Viele Menschen wurden durch den Heringsfang an der Ostseeküste beschäftigt, indem man dieser Fische dort oft so viele fing, daß ein ganzer Wagen voll für zwei Pfennige verkauft wurde.

Die Ausbildung des Landmannes kam noch gar nicht in Betracht. Er konnte weder lesen, noch schreiben, sondern wuchs roh auf, nur angeleitet zu seiner Handthierung.

Wenn allgemeine Landesangelegenheiten in Berathung gezogen werden sollten, so versammelten sich die Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und der Städte. Man nannte dies Botdinge. Auf denselben wurden die allgemeinen Abgaben — Beden genannt — festgesetzt, denn der Fürst hatte nicht das Recht, diese anzuordnen. Das mußte von den Abgeordneten geschehen. Sie bestanden in Landbeden, welche die Dorfbewohner, in Orbeden, welche die Städter, und in Lehnbeden, welche die Adeligen von ihren Lehnsgütern zu zahlen hatten. Außerdem hatte der Fürst noch die Zölle, Mühlen, Forsten und Münzplätze, die ihm Einkünfte brachten.

Die Abgaben und Einkünfte wurden meistentheils schon in Münzen bezahlt. Die ältesten Münzen hießen Brakteaten, Blech- oder Hohlpfennige, aus feinem, dünnen Silber geschlagen. 16 Stück wogen ein Loth. Auf der einen Seite war ein unförmiges Bild des regierenden Fürsten zu

sehen, auf der andern eine willkürlich angenommene Figur. Außerdem wurden Schillinge, deren 25 eine Mark Silber — ungefähr 14 Thaler nach unserm Gelde —, und Finkenaugen, deren 36 Stück einen Gulden — 20 Sgr. — ausmachten, geprägt. Der Namen der letztern rührte von der Figur auf denselben her. Eine sonderbare Einrichtung war es, daß diese Münzen nur ein Jahr galten. Acht Tage vor Jacobi wurden sie alle ungültig, man lieferte sie ab und bekam neues Geld wieder, jedoch in kleineren Summen, um die Münzkosten zu decken. Wer z. B. 14 alte Pfennige ablieferte, bekam 12 neue zurück.

Das ganze Land war zur bequemern Verwaltung in Vogteien getheilt, und jeder Vogtei ein Voigt vorgesetzt. Mehrere Vogteien bildeten eine Provinz, die von einem Landvogte oder Landhauptmanne verwaltet wurde.

Die Gerichtsbarkeit war fast ganz in den Händen des Adels, der Städte und der Geistlichkeit. In manchen Gegenden des brandenburgischen Staats wurden Loddinge (Landgerichte) unter freiem Himmel gehalten, welche vier Wochen dauerten und alle Streitsachen der Gegend in dieser Zeit zu schlichten hatten. Ueber alle Gerichte im Lande waren obere Gerichtsbehörden gesetzt. Man nannte sie Hofgerichte oder Schöppenstühle. Der erste Schöppenstuhl war in Brandenburg, das erste Hofgericht zu Tangermünde. Jeder Angeklagte wurde von Ebenbürtigen gerichtet, der Bauer von Bauern, der Bürger von Bürgern, der Edelmann von Edelleuten. Obschon man ein Gesetzbuch, den Sachsenspiegel, und eine Prozeßordnung, den Richtsteig, hatte, so wurde doch vielfach nach Herkommen, Gebräuchen und Freiheitsbriefen entschieden.

---

## 12. Die baiersche Linie in Brandenburg, 1324—73.

Vier Jahre blieb der Regentenstuhl Brandenburgs unbesetzt. Man stritt sich darum, wer denn der wirkliche Erbe der schönen Markgrafschaft sei. Die weitläuftigen Verwandten des anhaltischen Hauses hielten sich zum Besitze berechtigt; der deutsche Kaiser Ludwig von Baiern hingegen erklärte Brandenburg für ein erledigtes Reichslehen, über welches er nach Belieben verfügen könne. Das Wort des Stärkern errang endlich die Oberhand. Der Kaiser nahm das Land in Besitz und bestimmte seinen Sohn Ludwig, mit den Beinamen der Aeltere, zum Regenten. Aber schon diese vier Jahre sollten dem armen Lande ein Vorspiel von dem sein, was es fast hundert Jahre lang zu leiden und zu tragen haben würde. Die gierigen, an den Grenzen lauernden Feinde griffen hastig zu, als sie den Zwist um Brandenburgs Besitz entstehen sahen. Die Mecklenburger nahmen die Priegnitz, die Pommern die Ukermark und die Landestheile in Pommern selbst; Landsberg und die Lausitz kamen in die Hände der Fürsten von Meißen und Sachsen. Von der Neumark rissen die Polen beträchtliche Stücke, und die Altmark eigneten sich Magdeburg und Braunschweig zu.

Dazu kam nun die Unordnung im Innern. Keiner wußte recht, wer Herr, oder Knecht sei, keine Obrigkeit hatte Kraft, denn in wessen Namen regierte sie? — So ging Alles zügellos. Räuberbanden schwärmten überall umher; es entstand eine Räuberhorde, die sich förmlich als Gesellschaft vereinigte, und die noch an 70 Jahre das Land beunruhigte. Man nannte sie die Stellmeiser.

In diesem Wirrwar bestieg Ludwig der Aeltere den Thron und regierte von 1324—51. Es war vorauszusehen, daß die Regierung der

baierschen Fürsten unglücklich für Brandenburg sein werde. Denn der Vater, Kaiser Ludwig, hatte überall zahlreiche Feinde, und diese haßten eben so sehr auch die Söhne desselben, um so mehr, da sie diesen den Besitz Brandenburg's nicht gönnten. Beständige Unruhen und Kriege füllten daher die Regierungszeit Ludwig's an. Zwar glückte es ihm, die Priegnitz, Ukermark, Altmark und mehrere andere Landestheile wieder zu gewinnen, zwar wurde anfangs einige Ordnung im Innern hergestellt; aber nun trat der Papst gegen Ludwig auf. Dieser Feind that, unter dem Vorgeben, das Baiernhaus habe die rechtmäßigen Erben um die Mark Brandenburg schändlich betrogen, den neuen Fürsten in den Bann und forderte die Unterthanen zum Ungehorsam und zur Wiederspenstigkeit auf. Dies Wort fand bei Vielen williges Gehör. Der Bischof von Lebus und mit ihm die Geistlichkeit erregten einen Aufruhr. Man rief die Polen in's Land; sie und die Lithauer drangen ein und verwüsteten Alles. 144 Dörfer sollen damals verbrannt, und 6000 Brandenburger als Sclaven weggeführt sein. Klöster wurden zerstört, und Mönche und Nonnen grausam behandelt. Das Klaggeschrei drang laut zum Himmel und regte endlich die letzte Kraft des Volks auf. Man ergriff, was nur als Waffe dienen konnte: Keulen, Ackergeräthschaften und dergleichen und schlug glücklich das heillose Gesindel zum Lande hinaus. Aber ein arger Verwüstungszug war über die Mark gekommen, und Noth und Elend folgten dieser Verheerung nach.

Noch drückte dies Unglück das arme Land, als man auf einer anderen Seite schon einen abscheulichen Anschlag ausgesonnen hatte, um Ludwig um Land und Leute zu bringen. Die Feinde des Markgrafen konnten dies wagen, denn sie waren der Unterstützung des neuen Kaisers Karl IV. gewiß.

Im Pilgergewande, mit bedeutenden, geheimnißvollen Winken und Reden, tritt plötzlich hier und da in der Mark ein Mann auf und verbreitet das Gerücht, daß der verstorbene Markgraf Waldemar noch lebe, und daß er denselben auf seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe gesehen. Die ehrwürdige Pilgrimsgestalt und das Wunderbare der Erzählungen reizen die Neugier und erregen die Aufmerksamkeit des Volks. Die Kunde geht schnell von Ort zu Ort, Alles ist in freudiger Bewegung. Der Pilger eilt nach Magdeburg und verlangt den Erzbischof zu sprechen. Man weis't ihn ab. Demüthig bittet er um einen Labetrunk, und als man ihm denselben reicht, wirft er in den geleerten Becher einen Ring und geht fort. Becher und Ring werden zum Erzbischofe gebracht. Dieser erkennt in dem Ringe den Siegelring des verstorbenen Markgrafen Waldemar. Man holt den Pilger zurück, führt ihn vor, und nun erzählt dieser: „Ich selbst bin Markgraf Waldemar. Zu nahe verwandt mit meiner Gemahlinn, wurde ich wegen dieser Verbindung von steten Gewissensbissen gequält und beschloß, durch eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe meine Sünden abzubüßen. Um nicht von diesem Entschlusse abgehalten zu werden, gab ich eine Krankheit vor, ließ darauf meinen Tod verkünden und statt meiner einen andern todten Menschen feierlich beerdigen. Die List glückte vollkommen, und ich suchte Vergebung der Sünden an der heiligen Stätte. In Jerusalem, fuhr er fort, habe ich gehört, daß den rechtmäßigen Erben meine Länder entzogen sind, daß ein fremdes Haus dort herrscht; da hat es mich getrieben, heimzukehren und sie in den Besitz ihrer Rechte und Länder zu setzen. Ich selbst werde nie die Regierung wieder übernehmen, sondern in der Stille meine Tage beschließen."

Die feierliche Rede, der Siegelring und eine wirklich sehr auffallende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Waldemar machten einen außerordentlichen Eindruck auf alle Anwesenden, so daß der Erzbischof und alle Uebrigen ihn für den Markgrafen Waldemar anerkannten. Man drang in ihn, vorläufig wieder seine Regierung anzutreten, um dadurch mit einem Male den jetzigen Regenten zu verdrängen. Er gab nach. Der Pilger legte sein Gewand ab, erschien im fürstlichen Kleide und unter dem Namen Waldemar. So zog er hin nach Brandenburg zu dem Volke, welchem der Namen, den er führte, werth und heilig war. Freigebigkeit bezeichnete jeden seiner Schritte; er erließ dem Volke die Abgaben, hob die Zölle auf, verschenkte Rechte und Freiheiten an Adel und Städte und machte dadurch seinen Namen im Lande um so beliebter. Das Andenken eines guten Fürsten ist mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen seines Volkes gegraben. Alle Städte öffneten sich dem vermeindlichen Waldemar. In Prozession zog das Volk dem Wiedererstandenen entgegen, der vom heiligen Grabe des Erlösers gleichsam selbst als ein Erlöser wiederkehrte. Denn gar zu schwer hatte das ganze Land den Unterschied empfunden, welcher zwischen der Regierung des trefflichen Waldemar und der des jetzigen Markgrafen sich zeigte.

Die Feinde des Markgrafen Ludwig jubelten laut, daß ihnen ihr Spiel so gelungen war; alle wollten den angeblichen Waldemar unterstützen. Sie fielen unter diesem Vorwande in die Mark ein und nahmen viele Theile derselben in Besitz. Nur Spandau, Frankfurt und Briezen — seitdem Treuenbriezen genannt — blieben ihrem jetzigen Fürsten treu. Auch der Kaiser Karl erkannte den Pilgersmann als Waldemar an und erschien mit einem Heere in der Mark. Für Ludwig schien das Land wirklich verloren. Schon bedangen sich Kaiser und Fürsten für ihre Hülfe diesen und jenen Landestheil aus, schon wollte man den sogenannten falschen Waldemar wieder mit der Mark belehnen: — da gelang es den Markgrafen Ludwig, dem Kaiser einen Gegenkaiser entgegenzusetzen, der mächtigen Anhang fand. Karl wurde seiner Kaiserkrone wegen besorgt und verglich sich mit Ludwig; eben so mehrere andere Fürsten. Der vermeintliche Waldemar gerieth in Noth. Er wurde endlich entlarft, und was fand man? — einen schlauen Müllerburschen, Namens Jacob Rehbock, von mehreren Feinden Ludwig's ganz dazu abgerichtet, diese Posse zu spielen. Dieser Mensch hatte früher als Schildknappe bei'm verstorbenen Markgrafen gedient, hatte mit diesem eine überaus auffallende Aehnlichkeit und wußte mehrere Geheimnisse aus jener Zeit, in welche er seiner Schlauheit wegen eingeweiht war. Durch List mußte er sich auch den Siegelring zu verschaffen gewußt haben. Das ganze Possenspiel wurde nun zwar bekannt; der Betrüger selbst ermahnte alle seine Anhänger zur Ruhe; aber trotz dieser Ermahnung und trotz dem, daß Markgraf Ludwig viele von dem falschen Waldemar ertheilte Freiheiten und Gerechtsame bestätigte und sechzehn großen Städten die bewilligte Zollfreiheit zugestand, so fand Jacob Rehbock in Brandenburg noch vielen Anhang, und das bewegte Land konnte nicht so schnell beruhigt werden. Es verehrte auch in dem Betrüger den ihm theuern Namen, und wer mag's ihm verdenken, aus Dankbarkeit für genossenes Glück, aus Sehnsucht nach Wiederherstellung des ehemaligen Wohls die Täuschung so lange fest gehalten zu haben, als möglich? Und wohl mochte sich das Land nach der Wiederherstellung seines früheren Glücks sehnen, denn es war, als ob von allen Seiten

das Unglück auf dasselbe eindringen wolle. Kaum war der Sturm dieser Drangsale vorüber, so verheerte eine furchtbare Pest das Reich und raffte Tausende von Menschen weg.

Der Markgraf Ludwig aber, müde der schweren Regierungssorgen, legte **1351** die Regierung nieder und übergab sie seinen Brüdern

## Ludwig dem Zweiten und Otto.

Von beiden Fürsten ist wenig zu erzählen. Ludwig, mit dem Beinamen der Römer, weil er in Rom geboren, regierte von **1351—65**. Er versuchte, vorzüglich durch Güte die Städte und Gegenden wieder zu gewinnen, welche immer noch an Rehbock hingen, der in Deßau einen sichern Zufluchtsort gefunden hatte. Ludwig bestätigte die ertheilten Freiheitsbriefe dieses Gauklers, um nur jene Anhänglichkeit ganz zu vernichten. Den guten Willen für das Beste des Landes hatte der Markgraf zwar, aber nicht Kraft, ihn auszuführen. Nur gegen jene Räuberrotte, die Stellmeiser, verfuhr er streng. Diese hauseten unter Anführung eines förmlichen Räuberhauptmanns, Namens Teufel, mit der furchtbarsten Wildheit in der Altmark. Sie wurden unterdrückt, aber nicht ganz ausgerottet.

Das Merkwürdigste in Ludwig's II. Regierung ist, daß er der erste Churfürst von Brandenburg war, und zwar seit **1356**. Der Kaiser Karl IV. gab nämlich in einem Reichsgesetze, das nach seinen goldenen Siegeln die goldne Bulle genannt wird, denjenigen deutschen Fürsten, welche die höchsten Reichsämter besaßen und die Wahl des Kaisers zu vollziehen hatten, den Titel Churfürst und bestimmte ihre Rechte und Vorzüge. Da nun an Brandenburg das Erzkämmereramt verliehen war, so wurden ihm auch alle die Vortheile zu Theil, welche die goldene Bulle den bezeichneten Fürsten gewährte.

Nachdem Kaiser Karl IV. sich mit den baierschen Fürsten in Brandenburg ganz ausgesöhnt hatte, gedachte er, durch freundschaftliche Ueberredung das zu erlangen, was Waffengewalt und Betrug nicht hatten bewirken können, nämlich den Besitz des Churfürstenthums. Mehrere fehlgeschlagene Versuche schreckten ihn nicht ab, und seine Beharrlichkeit ließ ihn das erwünschte Ziel erreichen. Im Jahre **1363** schloß er mit Ludwig und dessen Bruder Otto einen Vergleich, nach welchem die ganze Mark Brandenburg dem Kaiser erb- und eigenthümlich zufallen sollte, falls die beiden Brüder ohne Erben sterben würden.

Wenige Jahre nachher starb Ludwig kinderlos.

Otto, mit dem Beinamen der Finner oder der Faule, folgte in der Regierung und führte sie von **1365—73**. Aber welch ein Regent! — Sein lasterhaftes Leben war fast beispiellos und machte, daß die Unterhanen ihn verachteten, wohl gar durch sein Beispiel zu ähnlichen Untugenden verleitet wurden. Seine grenzenlose Faulheit ging so weit, daß er sich um die Regierung des Landes nicht im mindesten bekümmerte, seine Statthalter nach Gutdünken schalten und walten ließ und zu allen Gräueln seine Zustimmung gab. Unerhörte Verschwendung ließ ihn Alles von den armen Unterthanen erpressen, was er und seine Helfershelfer zu erpressen vermochten, damit er in Ueppigkeit seine Tage hinbringen könne. Ein wahrer Unstern stand in diesem Fürsten über dem Lande. An Gerechtigkeit wurde nicht gedacht, das Recht des Stärkeren galt nur. Ritter zogen auf den Landstraßen umher und plünderten und raubten. Räuberrotten aus gemeinem

Gesindel überschwemmten das Land und plagten die rechtlichen Einwohner. Und alle diese Räuber verzehrten in ungestörter Ruhe ihre Beute. Dem guten Unterthan entfiel der Muth. Müßigang riß ein; der Ackerbau wurde vernachlässigt, und Noth und Elend traten an die Stelle des frühern Wohlstandes. Otto verkaufte und verpfändete, was nur zu verkaufen und zu verpfänden war. Zölle, Münzgerechtigkeiten, Forsten wurden um ein Spottgeld an die Städte, oder Edelleute verhandelt. Die Mark Brandenburg eilte mit schnellen Schritten dem Abgrunde zu.

Dem Kaiser Karl entging diese Lage der Dinge nicht. Er that Einspruch, mischte sich in die Angelegenheiten des Landes und zog Otto an seinen Hof zu Prag. Hier brachte er den elenden Churfürsten im Jahre **1373** dahin, daß er gegen ein Jahrgehalt sein ganzes Land förmlich an den Kaiser abtrat.

Mit Otto endtige die Reihe der baierschen Fürsten in Brandenburg; er beschloß **1379** sein Lasterleben ohne Nachkommenschaft. Nur fünfzig Jahre also hatte dies Fürstenhaus das Land besessen, aber unendliches Weh über dasselbe gebracht. Verödet standen Aecker und Fluren; zerstört waren viele Städte und Dörfer, abgerissen beträchtliche Provinzen, so daß nur Altmark, Mittelmark, Neumark, Ukermark und Priegnitz noch zum Staate gehörten. Arm und zerlumpt erschienen die Bewohner. Adel und Räuber hausten nach Willkühr, die Landstraßen waren unsicher, Keiner konnte sich Herr des Seinigen nennen. Die Landeseinkünfte waren zersplittert; man hatte sie theils verkauft, theils verpfändet. Städte und Adel erhoben stolz das Haupt, sie hatten noch manchen Vortheil aus der Verwirrung davon getragen. Man muß sich wundern, wenn man lies't, daß in den Städten ein Aufwand herrschte den man durch Verbote niederzudrücken suchen mußte. Wahrscheinlich halfen die errungenen Begünstigungen zu solchem Wohlstande. Verfassung und Landesverwaltung waren dieselben, welche die Anhaltiner eingeführt hatten; nur das Wenige, was diese Fürsten zur Bildung ihrer Unterthanen gethan, ging rein verloren. In dem Gewirre des Krieges gedeihen nie Unterricht und Bildung. Eine große Rohheit und ein finsterer Aberglauben nahmen in Brandenburg überhand.

---

### 13. Die luxemburgische Linie in Brandenburg, 1373—1415.

**Wenzel**, des Kaisers zwölfjähriger Sohn, wurde Churfürst von Brandenburg. Für ihn führte Karl IV. selbst die Regierung mit Weisheit und Liebe. Der seinem Hause neu erworbene Staat war ihm wirklich lieb und theuer, und wie ein Vater für ein geliebtes Kind sorgt, so sorgte Karl für die Mark. Der Bau eines sehr prachtvollen Schlosses zu Tangermünde zeigte den Märkern, daß ihr Regent oft bei ihnen sein würde. Und er war es. Seine Söhne Sigismund und Johann hielten sich beständig in dem Churfürstenthume auf; Karl verlebte den größten Theil seiner Zeit auch in demselben, und seine Gegenwart nebst dem kaiserlichen Glanze, der ihn umgab, machte wohlthätigen Eindruck auf das Land. Die Bauten beschäftigten viele Menschen, welche sonst vielleicht das Raubhandwerk getrieben hätten; es kam wieder Thätigkeit in die Einwohner; man sah einer bessern Zukunft entgegen. Den Städten wurden Freiheiten und Rechte eingeräumt, um den Handel emporzubringen; die Oder wurde zwischen Frankfurt und Breslau, die Moldau in Böhmen schiffbar gemacht, und man bestimmte,

daß zu Tangermünde die Hauptniederlage der Waaren sei, die auf der Elbe, und zu Frankfurt von denen, die auf der Oder fortgeschafft würden.

Aber sollten Handel und Gewerbe ungestört aufblühen, so mußten Frieden und Sicherheit im Lande selbst sein. Karl durchzog daher das Reich mit bewaffneten Reitern und ließ alle Räuber, ohne Ansehen der Person, an den Bäumen aufhängen. Er verbot dem Adel, Schlösser und Burgen anzulegen, weil sie, wie er sagte, die bequemsten Raubnester und Diebshöhlen wären. Das Hofgericht zu Tangermünde erhielt größere Gewalt und Ausdehnung, um eine geregelte Handhabung der Gerechtigkeit wieder herzustellen, und, was mehr als Alles half, was zu keiner Zeit ohne Wirkung bleiben wird: Karl hielt bei seiner jedesmaligen Anwesenheit zu Tangermünde selbst die Hofgerichte. Jeder Unterthan konnte sich dann ihm nahen, auch dem Geringsten erlaubte er freien Zutritt und hörte seine Klagen an. Auf diese Weise durchschaute er manche Schelmerei, beugte manchem Unrecht vor, und da strenge Untersuchung der begangenen Ungerechtigkeiten folgte, so scheuten die Richter des Regenten helles Auge. Wie sehr er aber Recht und Gerechtigkeit liebte, zeigte die Inschrift des Siegelringes, welchen er den Richtern gab. Sie hieß: „Richtet Recht, ihr Menschenkinder!"

Um eine genaue Kenntniß vom Lande zu haben, ließ er **1375** ein **Landbuch** von ganz Brandenburg aufnehmen. Der Städte und Schlösser waren damals **171**, der Dörfer **1094** in der Mark. Ein Scheffel Weizen galt **16**, Roggen und Gerste **10**, Hafer **5** Pfennige. Eine Mark Silber galt ungefähr $7^1/_2$ Rthlr. nach unserm Gelde. Die landesherrlichen Einkünfte beliefen sich auf 6,500 Mark, also kaum auf 50,000 Thaler.

Mit solchen Sorgen für das Wohl im Innern des Landes verband er auch die Sorge für die Ruhe nach außen. Die Grenzfeinde waren zur Ruhe gebracht, die Festungen wieder hergestellt, der Staat vor räuberischen Einfällen geschützt. Was aber mehr, als alles dies ist, — Karl sorgte auch für den edleren Theil des Menschen, für den Geist. Selbst ein sehr gebildeter Mann, suchte er die Roheit seiner Unterthanen um so mehr zu mildern. Zu Prag hatte er eine Universität gestiftet. Dahin sendete er auf seine Kosten mehrere Brandenburger, andere giengen unaufgefordert hin, und Alle diese kehrten geistig gebildet zurück. Wäre die Folgezeit einem so glücklichen Anfang günstig gewesen, was hätte man dann nicht erwarten dürfen! Aber nur zu bald sollten die Brandenburger in Karl den Vater verlieren, um in grenzenloses Elend zu gerathen. Er starb **1378**. Vor seinem Tode hatte er bestimmt, daß sein Sohn Sigismund Churfürst von Brandenburg, sein Sohn Johann Markgraf der Neumark werden sollte, nachdem Wenzel zum deutschen Kaiser erwählt war.

Der junge Churfürst **Sigismund** war erst **11** Jahre alt, als er zur Regierung kam, und wir lesen nirgends, daß man ihm einen Vormund gab. Da hieß es denn wohl mit Recht: Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist! Ja, man kann wohl sagen, die Brandenburger hatten gar keinen Fürsten. Sigismund hielt sich in Ungarn auf, denn er wollte die Erbprinzessinn dieses Landes heirathen und dadurch die ungarische Königskrone erringen. Er ist zweimal während seiner Regierung in die Mark gekommen und hat sich nur kurze Zeit in derselben aufgehalten. Das Land schien ihm nur eine Quelle zu sein, aus welcher er Geld zu seinen andern Planen ziehen könne. Denn die Erringung der ungarischen Königskrone

machte ihm so viel zu schaffen und verursachte ihm so große Ausgaben, daß er in steter Geldverlegenheit war. Seine Statthalter in der Mark hatten daher nur dafür zu sorgen, daß so viel Geld, als möglich, aus dem Lande gepreßt und ihm nach Ungarn geschickt wurde. Alles übrige beachtete man gar nicht. Und wenn diese Geldsendungen nicht zureichten, so verkaufte und verpfändete Sigismund Städte, Ländereien, Forsten und Zölle. Auf diese Weise wurde das arme Land schrecklich ausgesogen. Noch weit schrecklicher und unheilbringender war die Auflösung aller Bande der Ordnung und des Rechts. Der Adel erhob sein Haupt und gehorchte keinem Gesetze, keinem Statthalter, denn ihnen fehlte Macht und Ansehen. An den Grenzen hauseten die Nachbarn. Der Pommern Herzog nahm die Uckermark und einen Theil der Neumark; der Erzbischof von Magdeburg und der Herzog von Braunschweig fielen in die Altmark. Eine unendliche Verwirrung bewegte das Land, das Klaggeschrei der geängstigten Unterthanen stieg laut zum Himmel empor. Und doch sollte das Unglück noch größer werden.

Sigismund hatte trotz jener Gelderpressungen noch großer Summen bedurft und diese von seinen Vettern, den Markgrafen Jobst und Prokopius von Mähren geliehen. Die Vettern verlangten Zinsen und Sicherheit für ihr Geld. Was that Sigismund? Er verpfändete denselben im Jahre 1388 das ganze Churfürstenthum Brandenburg. Ein größeres Unglück konnte dem armen Lande nicht widerfahren. Jobst, nach Prokopius Tode alleiniger Pfandinhaber der Mark, war ein hartherziger, grausamer und geldgieriger Mann. Gewöhnlich kam er zweimal im Jahr nach der Mark, nicht um zu regieren, sondern um das von seinen Statthaltern zusammengescharrte Geld in Empfang zu nehmen und Mittel und Wege ausfindig zu machen, in's künftige noch mehr zu erpressen. Hatte er dies Geschäft vollendet, so zog er mit seinem Raube nach Mähren. Was noch zu verkaufen und zu verpfänden war, wurde zu Gelde gemacht. Zu Statthaltern wählte Jobst solche Leute, die zu seinen Endzwecken paßten und für ihn und — auch für sich Geld zusammen scharren konnten. Eine Regierung hatte das Land nicht; es war sich selbst überlassen. Es haben wohl zu keiner Zeit in einem Staate größere Gesetzlosigkeit und größere Unordnung geherrscht, als damals in Brandenburg. Raub, Plünderung und Mordbrennerei galten für ehrenvolle Gewerbe. Gleichgültig sah man es an, wenn Reisende beraubt und ermordet an den Landstraßen lagen; gefühllos ging man vorüber, wenn Dörfer, durch Raubgesindel angezündet, in lichten Flammen standen und ein Raub derselben wurden. Das Recht war unter die Füße getreten, die Gewalt allein und die eigne Faust verschafften Recht. Der Adel war zu Raubgesindel geworden; Nichts war vor ihm sicher. Die Geschlechter der Quitzowe, der Rochowe, Puttlitze und mehrere andere waren die Hauptanführer. Sie hatten eine solche Macht, daß Jobst und seine Statthalter ihnen nichts anhaben konnten. Ja, Jobst selbst hat den Verdacht auf sich geladen, daß er den Raub mit ihnen getheilt und Geld von ihnen genommen habe. So durften sie ihr heilloses Wesen ungestört treiben. Ihre Macht stieg; die Quitzowe allein hatten 24 Burgen. Viele Städte und Dörfer waren an die adeligen Räuber verkauft und verpfändet, diese also die Herren des Landes. Von der Kühnheit dieser Raubesleute ein Beispiel. Jobst hatte einst bei seiner Anwesenheit in Berlin den Herzog von Mecklenburg zu einem Besuche und Feste eingeladen. Der Herzog

nahm diese Einladung an. Um den Gast wohlbehalten nach Berlin zu führen, sendete Jobst, der seine Edelleute kannte, ein starkes Geleit an die Grenze und glaubte nun, ganz sicher sein zu können. Doch die Quitzows erfuhren, daß der mecklenburgische Fürst mit großer Pracht in Berlin auftreten und viele Kleinodien bei sich führen werde. Schnell sammeln sie an 400 Ritter und Knechte, lauern dem Zuge auf, überfallen ihn und nehmen den Herzog sammt seinen vornehmsten Dienern gefangen. Alle Kleinodien werden den Räubern zur Beute. Jobst wurde höchlich ergrimmt, als er den Unfall seines Gastes erfuhr. Er befahl, den Herzog sogleich herauszugeben. Aber man achtete seiner Worte gar nicht, brachte den Gefangenen sammt den Dienern nach einer festen Burg des Quitzow und hielt ihn hier zwei Jahr eingesperrt. Endlich fand der Herzog Gelegenheit, aus dem Kerker zu entwischen, und entrann nur dadurch den Händen der mächtigen Räuber.

Die Städte mußten, um sich der Plünderung der Ritter zu erwehren, oft die verzweifeltsten Mittel anwenden. Mehrere schlossen unter sich eigenmächtig Bündnisse, um stark genug gegen die vielfachen Anfälle zu sein, welchen das wenige von der frühern Wohlhabenheit Uebriggebliebene ausgesetzt war.

Die Nachbarn waren auch nicht müßig. Sie suchten so viel, als möglich, von dem unglücklichen Lande zu erobern. Anfangs wollte Jobst sich wiedersetzen. Er bekriegte den Herzog von Braunschweig, den Herzog von Pommern und den Erzbischof von Magdeburg; aber auf allen Seiten zurückgeschlagen, floh er kleinmüthig nach Mähren und überließ die Mark ihrem Schicksale. Freund und Feind hauseten nun in derselben.

Endlich erlösete der Tod die Brandenburger von dem unwürdigen Pächter ihres Landes. Er starb **1411** kinderlos, und Sigismund, der nunmehr deutscher Kaiser geworden war, ererbte abermals das Churfürstenthum. Schon **1401** war Johann, der Herr der Neumark, gestorben und hatte sein Land in eben der Verwirrung zurückgelassen, in welcher sich die Churmark befand. Auch dies Land hatte damals Sigismund geerbt, aber schon im folgenden Jahre an den deutschen Ritterorden in Preußen für **63,000** Dukaten förmlich verkauft. Verfuhr er mit dieser abermaligen Erbschaft auch so? Wir werden es bald hören.

Die Brandenburger freuten sich sehr, aus den Tigerklauen des Jobst errettet zu sein, und freudig begrüßte man Sigismund, von dem man als Kaiser um so eher Errettung aus dieser Noth hoffen durfte. Er empfing die Abgeordneten mit großer Güte, kam bald darauf in das Churfürstenthum und nahm förmlich von dem Lande Besitz. Seine Versprechungen für des Landes Wohlfahrt und seine Zusicherungen der kaiserlichen Huld erwarben ihm die Zuneigung der Unterthanen, die solche Trostworte lange nicht gehört hatten. Aber alle Versprechungen und Zusicherungen erfüllte er am besten dadurch, daß er die Mark bald einem andern Fürsten übertrug.

---

### 14. Verpfändung und Verkauf des Churfürstenthums Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg.

**Friedrich VI.**, Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg, war Sigismund's inniger Freund. Ihm verdankte der Kaiser manche Hülfe. Friedrich hatte ihm den Thron von Ungarn verschafft und erhalten; sein

Geist gab ihm Rath, sein Arm und seine Tapferkeit große Unterstützung und sein Reichthum Geld, dessen der arme Sigismund immer bedurfte. Selbst die Kaiserwahl war durch Friedrich's Einfluß auf Sigismund gelenkt. Einen solchen Freund zu belohnen, mußte dem Kaiser heilige Pflicht sein. Noch mehr trieb ihn aber eine Schuld von 150,000 Dukaten, dem Burggrafen durch Länderbesitz Sicherheit zu gewähren. Dazu fand er jetzt eine gute Gelegenheit. Im März 1411 hatte er Besitz von der Mark genommen, und im Juli desselben Jahres übergab er sie als Unterpfand für seine Schuld an Friedrich VI. Es hieß in dem Pfandbriefe zwar, daß Kaiser Sigismund, dem der gütige Himmel so viele Länder verliehen, daß kaum ein Engel im Stande sei, sie alle zu übersehen und zu regieren, dem Burggrafen Friedrich VI. zu Nürnberg wegen seiner erprobten Standhaftigkeit, Treue, Redlichkeit und Tapferkeit die Mark mit allen ihren Herrschaften, Landen, Leuten und Gerechtsamen als einem echten Obersten, gemeinen Verweser und Hauptmanne übergebe; aber der wahre Grund war doch die Masse der schuldigen Dukaten.

Mit welchen Gefühlen die Brandenburger die Kunde von dieser abermaligen Verpfändung vernahmen, ist leicht zu denken. Der Namen Pfandinhaber erneuerte mit Entsetzen die Rückerinnerung an Jobst. Als man aber allgemein von den trefflichen Eigenschaften Friedrich's hörte, wie er Gerechtigkeit und Ordnung und Frieden liebe, wie tapfer und weise er sei, so hoffte man doch nur Gutes von ihm, und Vieler Herzen wendeten sich ihm zu. So vermag schon der Ruf eines ausgezeichneten Fürsten viel auf das Volk zu wirken, wenn seine Thaten selbst auch noch nicht von demselben gesehen worden sind.

Im Jahre 1412 erschien Friedrich in dem Churfürstenthume. Seine schöne Gestalt, sein freundliches Gesicht, seine Milde, seine Herablassung gewannen ihm allgemeine Liebe. Ach, die armen Brandenburger hatten ja so lange des Vaters entbehrt! Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit, der größte Theil der Städte und vorzüglich das Landvolk nahmen ihn freudig auf, und wo ein Herz ihm noch nicht so ganz zugethan war, da gewann er es bald durch sein Benehmen. Nur jene Räuberrotten haßten und fürchteten ihn. Daß Ordnung, Ruhe und Gesetz in's Land wiederkehren sollten, war diesen Verworfenen ein Gräuel, also auch der, durch welchen das Land diese Segnungen zu erhalten hoffte, ein Gegenstand ihres Hasses. Das konnte man voraus sehen. Die Quitzowe, die Rochowe, der ganze Adel im Havellande und Alle, die zu den bisherigen Ruhestörern gehörten, widersetzten sich dem neuen Pfandinhaber. Friedrich hoffte sie durch Güte zu gewinnen, und er erreichte bei dem havelländischen Adel seinen Zweck. Nur jene Hauptanführer der Räuber, welche Strafe für ihre heillosen Thaten ahnen mochten, beharrten in offener Widersetzlichkeit. Vergebens zog sie Friedrich an seinen Hof, vergebens sprach er gütig mit ihnen; die Frechen nahmen Alles an und blieben doch ungehorsam. Trotzend auf ihre Macht, zogen sie offen gegen den Burggrafen, und es gelang ihnen sogar, dessen Feldhauptmann am Kremmerdamme zu schlagen. Nun fand ihr Uebermuth keine Grenzen. Die Quitzowe schwuren, daß, wenn es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnen würde, sie doch nicht aufkommen sollten.

Länger Güte anzuwenden, wäre Thorheit von Friedrich gewesen, darum sollten jetzt die Vermessenen seine schwere Hand fühlen. Er sammelte ein großes Heer, verband sich mit mehreren benachbarten Fürsten und ging auf

die Rebellen los. Diese flohen in ihre Burgen, in die Schlupfwinkel, wo sie ihren Raub bargen, und wo sie durch breite Graben und ungeheuere Mauern, deren einige 14 Fuß Dicke hatten, sich geschützt wähnten. Aber auch hier trieb sie Friedrich zu Paaren. Seine ganze Artillerie bestand zwar nur in einer einzigen 24pfündigen Kanone, die erste, welche man in Brandenburg sah, und welche ihrer Schwerfälligkeit wegen die faule Grete genannt wurde, aber diese Artillerie that Wunder. Mit Schrecken sahen die Räuber ihre Mauern stürzen, mit Schrecken ihre Burgen über ihren Häuptern zertrümmern; sie erkannten, daß die Rächerhand über sie gekommen sei. Theils ergaben sie sich, theils wurden sie gefangen, theils flohen sie. Der größte Räuber, Dietrich von Quitzow, entkam. Er floh in's Braunschweigische, und er, der sich mit Fürsten gemessen, starb hülflos bei Verwandten, denen er Schutz und Nahrung verdankte. Das ist das Schicksal des Vaterlandsverräthers!

Nun kam wieder Ruhe in's Land. Der Wanderer konnte unangefochten seines Weges dahin ziehen, der Untherthan ohne Sorge und Angst am Abend sein Haupt zur Ruhe niederlegen. O schöne Zeit, um so schöner, da sie fast nie wieder von dem brandenburgischen Lande gewichen ist!

Während dieser Zeit hatte Sigismund abermals zu Friedrich die Zuflucht genommen und noch 250,000 Dukaten geliehen. Die Schuld war jetzt 400,000 Dukaten groß; eine Schuld, an deren Wiederbezahlung der Kaiser nicht denken konnte. Länder zum Verpfänden hatte er nicht, daher wählte er ein anderes Mittel, um sich seiner Schuld zu entledigen.

Er verkaufte um obige Summe im Jahr 1415 dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, Grafen von Hohenzollern, die ganze Mark Brandenburg nebst der Chur- und Erzkämmererwürde und allen dazu gehörigen Rechten als erb- und eigenthümlich.

Noch in demselben Jahre ließ sich Friedrich in Berlin von den Abgeordneten des Landes huldigen. Diese Stadt wurde nun nicht nur die Residenz der Churfürsten, sondern auch die Hauptstadt des Landes. Im Jahre 1417 belehnte Kaiser Sigismund auf dem Reichstage zu Kostnitz den neuen Churfürsten mit allen Ländern und Würden.

Mit Friedrich VI., welcher in der brandenburgischen Geschichte Friedrich I. genannt wird, beginnt die Reihe der hohenzollerischen Fürsten in Brandenburg. Er ist der Stammvater unserer jetzigen hochverehrten und geliebten königlich-preußischen Regentenfamilie, unter deren Regierung unser Vaterland einen hohen Glanz von Macht und Wohlstand erreicht hat, so daß es jetzt dasteht als eine der ersten Mächte Europa's, segensreich regiert und voll innerer Kraft.

---

## 15. Das Churfürstenthum Brandenburg bei'm Abtreten der luxemburgischen Linie.

Wenig Land, wenig Einkünfte, viele innere und äußere Kriege und Unruhen, viel Noth und Elend überall, das war der Zustand des Staates, den Friedrich für seine 400,000 Dukaten an sich gebracht hatte. Nur die Mittelmark war noch ungetheilt. Von der Altmark hatten Magdeburg und Braunschweig, von der Priegnitz und Ukermark Pommern und Mecklenburg beträchtliche Strecken inne. Alle übrigen Landestheile waren ganz ver-

loren. Und wäre in diesem kleinen übriggebliebenen Theile nur Wohlstand gewesen, so hätte sich um so eher die Möglichkeit gezeigt, daß der vor hundert Jahren so mächtige Staat sich recht bald wieder erholen werde; aber welch ein Bild tritt uns hier entgegen! Die Aecker lagen verwüstet und unbebaut. Man wußte ja am Morgen nicht, ob nicht am Abend schon die Hufe der Rosse Alles zertreten und Räuber Alles fortgeschleppt haben würden. Der Dörfer viele lagen in Aschenhaufen, die Städte waren ihres Handels und ihres Wohlstandes beraubt. Unglückliche Menschen zogen hungrig umher, ohne Obdach, ohne Kleidung, und wurden aus Noth — Räuber. — Der größte Theil des Adels verdiente diesen Namen nicht, er gehörte zu dem Raubgesindel; der kleine bessere Theil verschloß sich in seine Burgen, aus Furcht, bei nächster Gelegenheit ausgeplündert zu werden. Der Bürger konnte sein Gewerbe nicht ausüben, und wenn er es auch betrieb, er vermochte wegen der Lähmung des Handels seine Waare nicht abzusetzen.

Am meisten seufzte der Landmann. Wehrlos, der Willkür preisgegeben, war er am härtesten gedrückt und daher am unglücklichsten. Auf ihm ruhete fast die ganze Last der Abgaben, und wurde er nun der Mittel seiner Ernährung und seines Erwerbs, nämlich des Viehes und der Ackergeräthe, beraubt, woher dann Brot nehmen in der Wüste? Darum nahmen Trägheit und Stumpfsinn in diesem Stande ganz vorzüglich überhand.

Die Landeseinkünfte waren bis auf 30 bis 40,000 Thaler herabgesunken. Und das war gar nicht anders möglich. Zölle, Forsten, Gerichtsbarkeit und Münzgerechtigkeiten waren theils verkauft, theils verpfändet. Adel und Geistlichkeit hatten völlige Freiheit von den gewöhnlichen Abgaben errungen, und die Städte sich bedeutende Gerechtsame und Vortheile zu verschaffen gewußt. Der Landmann war in Noth und Armuth und verließ oft sein ganzes Hab und Gut, weil er sich selbst davon nicht mehr ernähren, geschweige denn noch hohe Abgaben erschwingen konnte.

Der Churfürst Friedrich I. bezahlte daher mit 400,000 Dukaten das Land theuer genug. Denn diese Summe trug zur damaligen Zeit an 72,000 Thaler Zinsen, und so mußte Friedrich, wenn er die Landeseinkünfte dagegen rechnete, noch eine große Summe für die Ehre bezahlen, Churfürst von Brandenburg zu heißen.

Die Gerichtsverfassung war fast dieselbe, wie wir sie unter den anhaltischen Fürsten kennen gelernt haben, bis sie zuletzt ganz verschwand und nur dem Namen nach da war. Das Hofgericht zu Tangermünde erhielt die Aufsicht über alle Gerichte im Lande. Der Fürst, besonders Karl IV., war selbst Vorsitzer. Auf den Dörfern übten die Gutsbesitzer geistlichen und weltlichen Standes die Gerichtsbarkeit in minder wichtigen Streitsachen. In die Regierungszeit des Kaisers Karl fällt auch die Abschaffung der Gottesurtheile oder Ordalien in Brandenburg. Man glaubte nämlich, Gott werde bei verwickelten Streitsachen auf eine wundervolle Art den Schuldigen entdecken und den Unschuldigen rechtfertigen. Daher nahm man mit den Angeklagten sonderbare Versuche vor. Sie wurden in einen Fluß, oder Teich geworfen; schwammen sie oben, so hielt man sie für schuldig, sanken sie zu Boden, so waren sie unschuldig. Das nannte man die Wasserprobe. Oder die Beklagten mußten mit bloßen Füßen über glühende Kohlen und glühendes Eisen gehen und einen geweihten Ring vom Grunde eines mit kochendem Wasser angefüllten Kessels holen. Blie-

ben sie unversehrt, so sprach man sie frei; sonst wurde ohne weitere Untersuchung das Schuldig ausgesprochen, und die Unglücklichen nicht selten zum Feuertode verdammt. Dies Verfahren hat manche Ungerechtigkeit veranlaßt, und mancher Unschuldige hat dadurch auf die schrecklichste Weise sein Leben eingebüßt.

Jede Stadt bildete fast einen kleinen Staat für sich. Der Stadtrath, der aus zwölf Rathsherren bestand, regierte und besorgte einzig und allein die Stadtangelegenheiten. Neue Gesetze und Verordnungen wurden von ihm mit Hinzuziehung der Gilden und Zünfte entworfen und in Kraft gesetzt. Die Städte hatten ihre Güter, von welchen sie bedeutende Einkünfte zogen. Außerdem gaben die Bürger von ihrem Vermögen eine Abgabe, und die Verkäufer, die ihre Waaren zum Verkauf auf den Markt brachten, mußten einen sogenannten Stadtpfennig, eine Art Zoll, entrichten. — Alle gerichtlichen Verhandlungen wurden vor dem Rathhause öffentlich unter einer Halle, oder Laube gepflogen.

Unter den baierschen Fürsten errangen mehrere Städte sehr große Freiheiten. Durch diese gelangten sie zu bedeutenden Vortheilen, die ihren Handel und mit diesem ihren Wohlstand sehr hoben, aber auch Ueppigkeit und Schwelgerei einheimisch machten. Man mußte sogar durch Gesetze Einhalt thun. So verordnete im Jahr 1355 der Magistrat zu Berlin, daß bei Festgelagen der Bürger nicht mehr als 40 Schüsseln aufgetragen, und nicht mehr, als 80 Personen geladen werden sollten! — Die letzte Regierungszeit der luxemburgischen Fürsten, die Zeit der Noth und Verwirrung, dämpfte von selbst dies Uebel.

Liebe zum Trunke war ein Hauptlaster der Brandenburger. Ihre Biere waren berauschend und hatten wegen der Stärke manche sonderbare Benennung. So hieß eins „Mord und Todschlag." — Dagegen waren aber auch Ehrlichkeit, Treue, Tapferkeit und Liebe zum Vaterlande noch rühmliche Züge, die selbst die rohe wilde Zeit nicht ganz verwischt hatte.

Von Künsten und Wissenschaften war fast gar nicht die Rede. Besonders schlecht stand es mit der Arzneiwissenschaft. Die Geistlichen waren die Hauptrathgeber der Kranken, und die gewöhnlichen Heilmittel: Gebete, Gelübde und feierliche Prozessionen, besonders bei Krankheiten, deren Ursachen man sich nicht zu erklären vermochte, und die deshalb ohne Weiteres für Werke des Teufels und für Zauberei ausgegeben wurden. Zur Zeit der Regierung Sigismund's und seiner Helfershelfer dachte man in den Klöstern auch nicht weiter an den Unterricht der Jugend, und die wenigen Regierungsjahre Karl's IV. konnten keine großen Wirkungen hervorbringen.

Die Religion war herabgewürdigt. Man achtete ihrer in den Zeiten der Gesetzlosigkeit entweder gar nicht, oder glaubte durch Ausübung äußerer Gebräuche schon alle Pflichten erfüllt zu haben. Die Geistlichkeit, selbst unwissend, unterhielt Unwissenheit und Aberglauben. Wundergeschichten aller Art wurden erfunden, und dem Volke machte man weiß, daß man durch Wallfahrten nach solchen Wunderdingen leicht von der Sünde erlöset werden könnte. Ein Beispiel davon ist das Wilsnacker Wunderblut. Wenn man jetzt so um sich schaut im lieben Vaterlande, man sollte wirklich meinen, diese Geschichte habe sich in unsern Tagen zugetragen. —

Wilsnack, ein Dorf in der Priegnitz, wurde im Jahre 1383 von dem Edelmanne Heinrich von Bülow ausgeplündert und niedergebrannt. Die unglücklichen Menschen suchten am Tage nach dem Brande in den rauchenden Trümmern umher, ob noch von ihrem Hab' und Gut etwas unversehrt übrig geblieben sei. Auch der Priester des Orts begab sich auf die Brandstätte der zerstörten Kirche. Da sah er denn, daß auf dem steinernen Altare die Wachslichte nicht geschmolzen und die Altarbücher nicht verbrannt waren. Ein Wunder! dachte er. Bald wurde dies Wunder erst recht groß. Er fand — so gab er vor — drei Hostien unversehrt, welche er vor dem Brande eingesegnet hatte. Als er sie genau besah, standen auf jeder Hostie drei große Blutstropfen. Nun rief man: Christi Blut ist aus der Hostie geschwitzt, — und Erzbischöfe und Bischöfe bestätigten dies Wunder. Bald that die Anbetung dieses Wunderblutes außerordentliche Wirkung. Krüppel und Lahme wurden gesund, arge Sünder gereinigt. Jedermann wurde nun zur Wallfahrt nach dem Wilsnacker Wunderblute angereizt und den Wallfahrern große Vortheile versprochen. Für jede Meile dahin erhielt der Pilger 14 Tage Vergebung der Sünden; für jeden Umgang um die neue Kirche vierzig Tage Erlösung aus dem höllischen Fegefeuer. Jetzt strömten die Wallfahrer hin. Aus der Mark, aus ganz Deutschland, aus Polen, Ungarn, Schweden und Norwegen langten Schaaren von Pilgern an. Wilsnack stand sich gut dabei. Es wurde bald ein ansehnliches Städtchen. Noch besser standen sich aber die Geistlichen und die Kirche. Jeder Pilger mußte zuerst eine Gabe erlegen. Dann errichtete man eine Sündenwage. Der Wallfahrer, welcher Vergebung der Sünden suchte, mußte in die eine Wagschale treten und in die andere so viel Geld, oder Brot, Butter, Eier, Fleisch u. s. w. legen, bis die Wage in's Gleichgewicht kam. Denn so schwer, sagte man, wären die Sünden der Büßenden. Unter der Wage hatte man eine verborgene Schnur angebracht, welche der geistliche Wagemeister mit dem Fuße regierte, und durch welche er den Sünder früher oder später konnte in die Höhe steigen lassen. Natürlich mußten die reichen Sünder am meisten erlegen. Endlich ersannen die Geistlichen noch ein anderes Mittel, die Pilger auszusaugen. Der Bischof von Havelberg ließ bleierne Zeichen in Gestalt einer Hostie mit drei Blutflecken machen. Jeder Pilger mußte ein solches Zeichen kaufen und während seiner Wallfahrt am Hute tragen. —

Lange währten diese Wilsnacker Pilgerfahrten und vielfach waren die Erzählungen von den geschehenen Wundern. Ein Verfall gab aber der Sache einen starken Stoß. Ein Bürger aus Prag hoffte durch das Wunderblut seine lahme Hand hergestellt zu sehen. Er pilgerte nach Wilsnack und legte in der dortigen Kirche eine silberne Hand als Opfer nieder. Viele Tage lang hoffte er zuversichtlich und sehnlich auf Heilung, aber vergebens. Einst war der Mann in der Kirche. Der Priester redete seine Zuhörer von der Kanzel herab an: „Höret, meine Freunde, ein neues Wunder! Die lahme Hand eines Bürgers aus Prag ist durch das heilige Blut auf den Hostien wieder gesund geworden." Niemand horchte höher auf, als der kranke Bürger aus Prag, welchen der Priester längstens abgereiset glaubte. „Sehet" fuhr der Redner fort, „die silberne Hand, die der Genesene zum Zeichen seiner Heilung und Dankbarkeit hier niedergelegt hat." — Jetzt konnte sich der Betrogene nicht länger halten. „Priester, du lügst!" rief er voll Zorn und Schmerz getäuschter Hoffnung aus,

„siehe, noch ist meine Hand so lahm, als sonst.“ Das war nun ein schlagender Beweis des Betruges. Nach und nach kamen mehrere ähnliche Täuschungen an den Tag. Und dennoch gab man erst nach fast hundert Jahren die Wallfahrten nach Wilsnack auf.

Es konnte nicht anders sein, als daß solche Unwissenheit und Thorheit die Menschen immer tiefer in den Sündenpfuhl brachten. Eine unaussprechliche Sittenlosigkeit riß endlich ein. Man verübte alle Laster mit frecher Stirn ohne Hehl und so war denn ein leibliches und geistiges Verderben ganz allgemein.

# Zweiter Abschnitt.

## Die mittlere brandenburgische Geschichte, oder: Die Churfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.

### Erster Zeitraum.

Vom Churfürsten Friedrich I., bis auf den Churfürsten Joachim II.
Von 1415 bis 1535.

#### 16. Der Churfürst Friedrich, 1415—40.

In dem Lande Hohenzollern-Hechingen erhebt auf einem 800 Fuß hohen Berge ein altes, verfallenes Schloß sein ehrwürdiges Haupt und mahnt ernst an die graue Vorzeit. Von außen überall zeigend, daß es schon Jahrhunderte lang in das Thal herabgeblickt habe, enthält es auch im Innern die Ueberbleibsel des Alterthums. Alte Waffen und Ritterrüstungen blinken in den Gemächern. Unbewohnt sind seine Mauern; nur Uhus und Käuzchen haben in denselben einen sichern Aufenthalt. Früher wohnte dort ein berühmtes Fürstengeschlecht und belebte Schloß und Gegend. Fragt man: Wie heißt das Schloß und welches ist der Namen seiner alten Bewohner? — so ist die Antwort: Es ist die Burg Hohenzollern, und seine früheren Bewohner waren die Grafen gleiches Namens. — Die Burg ist verfallen, der Fürstenstamm hat sich aber immer verjüngt und ist emporgewachsen zu einem großen, starken Baume, unter dessen Aesten und Zweigen Viele glücklich und sicher wohnen.

Das Fürstengeschlecht der Hohenzollern ist so alt, daß seine Geschichte sich in dem Dunkel der ältesten Zeiten verliert. Man erzählt, daß schon zur Zeit Kaiser Karls des Großen das hohenzollerische Geschlecht in Süddeutschland geblüht habe.

Es war um das Jahr **1164**, als ein hohenzollerischer Prinz, Namens Konrad, in den Besitz des Burggrafthums Nürnberg kam. Diese Würde war eben nicht bedeutend, sondern bestand in der Verwaltung der Burg, in der Ausübung der Gerichtsbarkeit, in dem Besitze einiger Zölle und Gerechtsame. Aber jene unruhigen Zeiten und die Regierung schwacher Kaiser waren den kleinen Fürsten zur Vermehrung ihrer Macht sehr günstig.

Und da das Fürstenhaus der Hohenzollern von jeher Tapferkeit mit Weisheit verband, so war es auch im Stande, um so schneller zu steigen. Burggraf Friedrich III., der 1297 starb, erwarb Baireuth und Kadolsburg in dem damaligen Franken, Friedrich IV. Anspach und einige andere kleine Besitzungen. Friedrich V., ein Liebling des Kaisers Karl IV., wurde in den Reichsfürstenstand erhoben.

So war also das hohenzollerische Burggrafengeschlecht zu Nürnberg schnell gestiegen und mächtig geworden. Es sollte noch höher steigen. Die beiden Söhne des Fürsten Friedrich V. theilten sich in die väterlichen Besitzungen. Johann erhielt Baireuth, Friedrich VI. Anspach. Und dieser Friedrich VI. ist es, der 1415 das Churfürstenthum Brandenburg an sich brachte. Als 1420 sein Bruder Johann kinderlos starb, erbte der neue Churfürst auch Baireuth.

Der Churfürst Friedrich I. war der merkwürdigste Fürst seiner Zeit. Ganz Deutschland achtete ihn wegen seiner großen Tapferkeit und seiner ausgezeichneten Bildung. Wenn er auf den Reichstagen sprach, so war es ihm gleich, ob er in deutscher, französischer, lateinischer, oder italienischer Sprache zu den Versammelten reden sollte. Er achtete und liebte Gelehrte und suchte Künste und Wissenschaften emporzubringen. In Brandenburg fand er aber von diesen gar keine Spur. Indeß reizte des Fürsten Beispiel Manchen, sich seine Bildung angelegen sein zu lassen, so daß mehrere märkische Adelige und Bürgerliche zu hohen Aemtern stiegen, die früher mit Ausländern besetzt werden mußten. Schulen für's Volk gab es noch nicht.

Friedrich besaß aber auch ein sanftes, friedliebendes Herz, war herablassend und freigebig. Er war ein Feind des Fluchens und Spielens und suchte durch scharfe Gesetze diesen Lastern Schranken zu setzen. Er verabscheute jede Ungerechtigkeit, und wenn in der Rechtsverfassung unter seiner Regierung wenig geändert wurde, so war der Grund davon, daß Adel, Geistlichkeit und Städte fast ganz die Gerichtsbarkeit ausübten. Nur das Gute bewirkte er, daß er der Richter Habsucht Einhalt that. Er bestimmte nämlich die Gerichtsgebühren, damals „Weddegeld" genannt, auf eine gewisse Summe.

In Kriegen und Fehden zeigte der Churfürst ritterlichen Sinn. Zu seinen Unternehmungen wußte er die Untergebenen mit der ihm ganz eigenen Freundlichkeit zu begeistern; seine Unerschrockenheit und unerschütterliche Beharrlichkeit glänzten überall voran. Einst wollte er eine mit Sümpfen umgebene Stadt einnehmen. Er ließ die Moräste mit Strauchwerk füllen, Bretter darüber legen und sich mit der schweren Rüstung hinübertragen. Der Träger sank und kam dabei aus aller Fassung. Friedrich blieb dabei ruhig und sagte scherzend: „Verwundre dich nicht, daß du einsinkst; auf deinen Schultern liegt eine ungeheure Last, die ganze Mark."—

Unter solch einem kräftigen Fürsten hatte es mit dem Faustrechte Nichts zu sagen. Der Adel ging nicht mehr dem Raube nach, die Landstraßen wurden sicher, der Handel wurde wieder belebt, die Städte kamen mehr und mehr empor, der Landmann fing an, den verödeten Acker anzubauen. Und wie wenig Friedrich bei allen Bemühungen für des Landes Wohl an seinen Vortheil dachte, beweis't, daß die Landeseinkünfte sehr ge-

ring waren. Ja, Friedrich schenkte mancher Stadt noch Vorrechte, erließ ganzen Gegenden, die besonders viel gelitten hatten, die Abgaben und unterstützte die Armen und Elenden.

In diesen Geschäften fand der Churfürst an seiner vortrefflichen Gemahlinn Elisabeth, ihrer Schönheit wegen die schöne Else genannt, eine treue Gehülfinn. Sie gab ihrem Gemahle Rath und übernahm zu mehreren Malen die Verwaltung der Länder in Franken. Und es war ein Glück, daß Elisabeth als wahre Landesmutter für das Wohl der Unterthanen sorgte, da Friedrich so mancher äußern Unruhe wegen oft abwesend sein mußte.

Zuerst zog er das Schwert gegen die Herzöge von Mecklenburg und Pommern. Sie hatten beträchtliche Theile von der Mark inne. Friedrich's Tapferkeit zwang sie, die genommene Priegnitz und Ukermark herauszugeben und die Oberlehnsherrschaft Brandenburg's anzuerkennen. Einen weit schwerern Kampf hatte er gegen die Hussiten zu bestehen.

Der Kaiser Sigismund hatte auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz einen Professor und Prediger zu Prag, Johann Huß, wegen angeblicher Irrlehren verbrennen lassen. Alle Anhänger des Huß geriethen dadurch in Bewegung und schwuren, den Tod ihres Lehrers zu rächen. Unter Anführung des tapfern Ziska griffen sie zu den Waffen, jagten die kaiserlichen Truppen zum Lande hinaus und wollten Sigismund nicht als König von Böhmen anerkennen. Vergebens rieth unser Churfürst zum Frieden; der Kaiser glaubte, Gewalt nur durch Gewalt vertreiben zu können. Aber der Böhmen Tapferkeit machte alle Anstrengungen zu Schanden. Sigismund's Heere wurden geschlagen, seine angrenzenden Länder von den wüthenden Hussiten verwüstet, seine Vorstellungen nicht gehört. In der Noth wollte man einen großen Versuch wagen. Ein Reichsheer, unter Anführung des brandenburgischen Churfürsten, sollte mit einem Schlage die Rebellen vernichten. Doch zusammengeraffte Söldner widerstehen nie einem Volke, das für sein Gut und Blut kämpft. Bei Riesenberg in Böhmen wurde Friedrich mit seiner ganzen Armee furchtbar geschlagen. Er eilte nach Brandenburg, hinter ihm her die Hussiten, welche racheschnaubend den Churfürsten dafür züchtigen wollten, daß er gegen sie gekämpft. In Massen ziehen sie an der Oder entlang, verwüsten Alles mit Feuer und Schwert und dringen in die Nähe Berlin's, bis nach Bernau. Diese Stadt soll sich ihnen ergeben. Aber die tapfern Bürger wehren sich auf's äußerste. So oft die Hussiten stürmen, gießen sie ihnen siedendes Wasser und heißen Brei auf die Köpfe und treiben sie tapfer zurück. Mit Sturmes Schnelle eilen auch die Brandenburger unter ihrem Churfürsten herbei, schlagen die Feinde auf's Haupt und verjagen sie glücklich aus dem Lande.

Wenige Jahre vor seinem Tode vertheilte Friedrich sämmtliche Besitzungen unter seine vier Söhne. Das Churfürstenthum Brandenburg hatte 381 □ Meilen, die fränkischen Länder waren 119 □ Meilen groß. Der älteste Prinz, Johann, mit dem Beinamen der Goldmacher, weil er ein stilles Leben und die Wissenschaften, besonders die Alchymie liebte, erhielt das Fürstenthum Baireuth, der zweite, Friedrich II., erbte das Churfürstenthum Brandenburg, der Prinz Albrecht bekam das Fürstenthum Anspach, und dem jüngsten, Friedrich dem Dicken, wurde die Altmark und Priegnitz zugetheilt.

## 17. Churfürst Friedrich II, genannt Eisenzahn oder mit den eisernen Zähnen, 1440—70.

Dieser Friedrich hätte Königskronen tragen können, wenn es ihm um Glanz zu thun gewesen wäre. Die Böhmen boten ihm zweimal ihren Thron an, überzeugt, daß Friedrich seiner würdig sei. Eben dies thaten auch die Polen. Unser Churfürst lehnte aber alle Anerbietungen ab, und gern bemüht, auch fremden Völkern Gutes zu erzeigen, schlug er den Böhmen und Polen andere edele Männer zu Fürsten vor. Und vertrauungsvoll nahm man seinen Vorschlag an. *Der Fürsten Werth zeigt sich am besten im Zutrauen der Völker.*

Zufrieden mit seinem ererbten Churfürstenthume, suchte Friedrich darin sein Glück, ganz für dies Land zu wirken. Und Brandenburg verlangte noch eine kräftige Regierung. Der rebellische Adel war mit genauer Noth gebändigt; die Städte erhoben oft trotzig ihr Haupt; das Land selbst bedurfte sorgfältiger Pflege. Doch Friedrich hat väterlich gewirkt und geschafft, um des Landes Wohlfahrt zu fördern. Sein frommes, gutes Gemüth fand nur Freude in der strengen Erfüllung seiner Regentenpflicht und der Verehrung dessen, welcher der mächtigsten Könige Herr ist. Zu jeder Zeit, selbst bei Tafel und auch da, wo er Gast war, erinnerte er sich daran, dem Herrn aller Herren zu dienen. *Das löbliche Beispiel des Fürsten bleibt aber im Lande nie ganz ohne Segen.* So auch hier. Und um Gottesfurcht und redlichen Sinn besonders unter dem wilden Adel zu verbreiten, machte er eine gar löbliche Einrichtung. Er stiftete einen Orden, den er *Schwanengesellschaft unserer lieben Frauen Kettenträger* nannte. In denselben wurden nur solche Edelleute aufgenommen, welche sich durch Rechtlichkeit, ein musterhaftes Leben und makellosen Ruf auszeichneten. Die Mitglieder trugen das Bild der Mutter Maria mit dem Jesuskinde und einen Schwan an einer Kette. Davon die sonderbare Benennung des Ordens.

Dieser Sinn für Recht und Gerechtigkeit äußerte sich überall in seiner Regierungsweise. Die Geistlichkeit hatte sich zum Nachtheil der Unterthanen der Gerichtsbarkeit fast ganz bemächtigt. Sie entschied in geistlichen und weltlichen Dingen. Nicht den Schuldigen allein verfolgte ihr Bann, sondern oft auch alle Verwandten und Freunde. Oft mußten ganze Dörfer und Städte mit leiden, was Einzelne verschuldet hatten. Friedrich aber befahl, nur der Schuldige solle leiden, Niemand außer ihm. Und wenn die Geistlichkeit einen Unterthanen bestrafen wolle, so dürfe dies nur um geistlicher Dinge willen geschehen; andere Sachen gehörten vor die weltliche Obrigkeit. Damit aber alle Beschwerden des Volkes ohne Ansehen der Person gehört würden, so errichtete der Churfürst ein besonderes *Landgericht*. Alle Mittwoch versammelte sich dies vor der Schloßbrücke zu Tangermünde. Jeder konnte hier seine Klagen vorbringen, Jeder wurde gehört, und Jedem nach seinem Rechte geholfen. So mußten wohl Ungerechtigkeit und Anmaßung verschwinden, Ordnung und Ruhe hingegen allgemeiner werden. Und wo diese Anmaßung noch unbeugsam hervortrat, da scheute sich Friedrich nicht, sie mit Gewalt zu unterdrücken.

Es war der herrschende Geist der Städte jener Zeit, auf ihre Wohlhabenheit und manche erzwungenen Rechte zu trotzen und in kühnem Widerstande ihren Stolz zu suchen. So auch Berlin und Köln, damals noch zwei Städte, jedoch unter gemeinschaftlichem Magistrate. Sie geriethen

unter sich in Zwist und baten den Churfürsten, jeder Stadt eine besondere Obrigkeit zu geben. Es geschah. Nun bereuten aber die Bürger das Geschehene und empörten sich. Friedrich strafte sie: er nahm ihnen die Zölle, die Gerichtsbarkeit und einen wüsten Platz an den Ufern der Spree, um ein Schloß darauf zu bauen. Dies setzte die stolzen Städte in Wuth. Ein förmlicher Aufruhr brach aus. Man mißhandelte die churfürstlichen Beamten und Diener, stieß harte Reden gegen den Landesherrn aus und beging mannichfache Unthaten. Die Strafe folgte aber auf dem Fuße. Die Rädelsführer wurden des Landes verwiesen, beide Städte verloren alle Mühlen, Renten, Fischereien, Holzungen und mußten eine große Summe als Strafe zahlen.

Friedrich hat sich auch um die Vergrößerung seines Staats bemüht. Er hat aber Nichts mit eisernen Zähnen an sich gerissen, sondern größtentheils durch Güte und immer auf rechtlichem Wege die Länder erworben. Sein Beinamen soll deshalb auch nur seinen festen Sinn andeuten.

Durch gütliche Uebereinkunft vermied er einen Krieg mit dem Herzoge zu Mecklenburg und errang doch das, was er wünschte, nämlich die Lehnsherrschaft über alle mecklenburgischen Länder. Auf dieselbe Weise gelangte er zur Lehnsherrschaft über die Grafschaft Wernigerode am Harze und zum Besitze derjenigen Theile der Altmark, welche noch immer der Erzbischof von Magdeburg inne gehabt hatte.

Die wichtigste Ländererwerbung war die Wiedervereinigung der Neumark mit den brandenburgischen Landen. Der deutsche Ritterorden hatte bis jetzt dies Land im Besitze gehabt. In großer Geldverlegenheit wegen vieler Kriege, bot er Friedrich dasselbe zum Kauf an, und unser Churfürst brachte es für 100,000 Gulden an sich. So kam also eine früher zu Brandenburg gehörige Provinz wieder an ihr Stammland.

Auch in der Lausitz hatte Friedrich beträchtliche Landestheile gekauft, und er wäre vielleicht in den Besitz dieses ganzen Landes gekommen, hätte nicht der mächtige Böhmenkönig Podiebrad sich eingemischt und mit Fehde und Krieg gedroht. Da wollte Friedrich lieber nur die Theile erwerben, die ein gütlicher Vergleich ihm zuerkannte, und er erhielt Kottbus, Peiz, Teupitz, Beskow, Storkow und Beerfelde.

Nicht so gütlich und glücklich endigte ein anderer Erbschaftsstreit. Im Jahre 1464 starb der Herzog Otto von Pommern-Stettin. Er war kinderlos und der letzte Fürst seines Stammes. Der Bürgermeister von Stettin zerbrach bei der Beerdigung den Schild und den Helm des Verstorbenen, warf Beides in's Grab — eine damals übliche Sitte beim Aussterben eines Fürstenstammes — erklärte die herzogliche Familie für erloschen und Brandenburg als Erben. Denn vermöge der Lehnsherrschaft, deren schon früher erwähnt ist, fiel unserm Vaterlande jetzt Pommern-Stettin zu. Die pommerschen Edelleute wollten aber dies nicht zugeben. Einer sprang sogar in's Grab und holte Schild und Helm heraus. Man brachte Beides zu den Herzögen von Pommern-Wolgast und erklärte diese zu rechtmäßigen Erben. Vergebens berief sich unser Churfürst auf seine Rechte; vergebens wendete er sich an den Kaiser. Die Herzöge von Wolgast nahmen die Erbschaft in Besitz. Da sollte das Schwert entscheiden. Friedrich drang in Pommern ein, eroberte mehrere Städte und schritt zur Belagerung der Stadt Ukermünde. Hier schnitten ihm aber die Feinde alle Zufuhr ab und setzten ihn in eine mißliche Lage. Ein sonderbarer Zufall

vermehrte die Noth. In der Stadt befand sich ein Mönch, ein geschickter Artillerist, dem der Aberglauben den Ruf gegeben hatte, er unterhalte mit den schwarzen Geistern einen geheimen Bund und verfehle niemals das Ziel. „Ich werde dem Brandenburger näher rücken, wenn er nicht bald geht," äußerte er, und brannte eines Tages so geschickt eine Kanone ab, daß die Kugel in Friedrich's Zelt fuhr, als dieser eben speis'te. Tisch und Essen wurden zerschmettert, und der Churfürst durch den starken Druck der Luft so geschwächt, daß er sehr beschwerliche Zufälle erlitt. Er mußte die Belagerung aufheben und die Erringung seiner Rechte einer günstigeren Zeit überlassen.

Diese Zeit erlebte er indeß nicht. Der Tod seines einzigen Sohnes Johann beugte ihn sehr tief. Sein Gesundheitszustand und sein Gram ließen in seiner Seele den großen Entschluß reif werden, die Regierung niederzulegen. Dies that er **1470**, und ein Jahr nachher starb er schon. Seine beiden Brüder, Johann und Friedrich der Dicke, waren schon todt, ohne Erben nachgelassen zu haben, es blieb daher nur noch Ein Sohn Friedrichs I. als Erbe sämmtlicher brandenburgischen und fränkischen Länder übrig. Dies war Albrecht. — Das Churfürstenthum Brandenburg enthielt im Jahre **1470 572** □Meilen.

---

## 18. Die Churfürsten Albrecht Achilles und Johann Cicero, 1470—99.

Albrecht ist einer der ritterlichsten Churfürsten unserer Geschichte. Seine Tapferkeit entsprach seiner riesenmäßigen Größe. Man sah bei seinem Tode, daß die Beinröhren einen Zoll länger, als gewöhnlich, waren. Seine Hirnschale war ohne Näthe. Als Krieger, als Ritter und als Feldherr war er der Gegenstand allgemeiner Bewunderung in Deutschland. In siebenzehn Ritterspielen trug er den Preis davon; nie hatte ihn Jemand aus dem Sattel geworfen. Fast jedes Schlachtfeld kannte ihn nur als Sieger; man hielt ihn für unüberwindlich und rief ihn von allen Seiten zum Beistande auf. Mit 600 Reutern sprengte er einst auf 800 nürnbergische Reuter los, stürzte unter sie und riß dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand. Sechzehn Mann umringten ihn; er focht ganz allein gegen sie mit dem ritterlichen Ausrufe: „Nirgends kann ich rühmlicher sterben, als hier!" und wurde endlich von seinen Schaaren gerettet.

Bei der Erstürmung einer gewissen Stadt war er der Erste, welcher die Mauer erstieg und in die Stadt sprang. Hundert Schwerter der Feinde blitzten ihm entgegen und drangen auf ihn ein; er lehnte sich aber an einen Baum und kämpfte, mit Wunden bedeckt, so lange, bis die Seinigen das Thor sprengten und ihm zu Hülfe kamen.

Zu jener Zeit, wo ritterlicher Muth und persönliche Tapferkeit für die höchsten Tugenden gehalten wurden, mußte Albrecht um so mehr der Allbewunderte sein. Seine Zeitgenossen erinnerten sich bei seinen Thaten des großen kriegerischen Muthes eines griechischen Helden während der Belagerung der Stadt Troja, des Achilles, und gaben ihm deshalb diesen Beinamen.

Was man aber noch mehr, als dies, bewundern muß, ist, daß Albrecht ein sehr gebildeter, kluger, und in Staatsgeschäften erfahrener Mann war. Mit seiner hinreißenden Beredsamkeit verstand er Alles durchzusetzen. Noch als Markgraf der fränkischen Länder war er von allen deutschen Für-

sten der angesehenste und hochgeachtetste. Kein wichtiges Geschäft im Reiche unternahm man ohne ihn. Er war der trauteste Freund des Kaisers Friedrich III. und die kräftigste Stütze seines wankenden Thrones. Ein alter Geschichtschreiber sagt von ihm: „Alle Verhandlungen im Reiche gehen allein durch den Markgrafen, der giebt Rede und Antwort und wird weiter, denn die kaiserliche Majestät angesehen.“

Dabei hatte Albrecht ein gutes, sanftes Gemüth und eine sehr feine Bildung. Sein Hof in Franken war der glänzendste in ganz Deutschland. Könige und Fürsten hielten sich an demselben auf, um Artigkeit und feine Sitten zu lernen. Leider hatten aber dort auch Modesucht, Ueppigkeit und Schwelgerei ihren Sitz aufgeschlagen.

Diesem Fürsten nun fiel im Jahre 1470 das Churfürstenthum Brandenburg zu. Mit einem glänzenden Gefolge kam der neue Churfürst in sein Land, damit er in Salzwedel die Huldigung annehme. Das Volk jauchzte ihm entgegen; der Adel freute sich seines ritterlichen Herrn; Jeder war stolz auf einen solchen, mit Ruhm bedeckten Fürsten und sah es als etwas Gewisses an, daß Albrecht sein Churfürstenthum durch seine hohen Herrscheranlagen zu Ruhm und Macht bringen werde. Aber schwerer ist wohl keine Hoffnung getäuscht, als diese. Die ungebildeten Brandenburger stachen gegen die feinen Franken sehr ab und erregten dadurch Albrecht's Verachtung. Die fränkischen Länder waren dem Markgrafen lieb und theuer, dies neue Land hingegen lag dem Churfürsten eben nicht am Herzen. Gleich beim Huldigungsmahle wurden die Brandenburger inne, wie wenig der neue Herr ihrer achte. Statt die alten Edelleute und die Stände des Reichs zur Tafel zu laden, mußten sie verlegen am Kamine stehen und Zeugen sein, wie der Churfürst mit seinen Franken schwelgte. Das verursachte im Herzen der Gekränkten heftigen Ingrimm, und jeder Brandenburger fühlte sich in seinen Abgeordneten beleidigt. Der Jubel des Volks verschwand bald, und Aller Herzen wendeten sich von dem Landesherrn. Dazu kam, daß der Churfürst in allen seinen Handlungen nur zu sehr zeigte, wie er Willens sei, sich wenig um sein neues Land zu bekümmern. Er setzte seinen ältesten, fünfzehnjährigen Sohn Johann zum Statthalter über die Mark, und begab sich selbst wieder nach Franken. Nachher ist er auch nur viermal in sein Churfürstenthum gekommen. So ist also von seiner Regierung über unser Vaterland wenig zu erzählen; nur haben seine Tapferkeit und kriegerische Stärke einige Kriegshändel geschlichtet, in welche Brandenburg verwickelt wurde.

Zuerst war es der unvollendete Streit wegen Pommern, der sich von neuem entspann. Albrecht verlangte die Lehnsherrschaft; die pommerschen Herzöge widersetzten sich. Ein rascher Feldzug entschied indeß und setzte die Feinde in eine solche Furcht, daß sie nach manchen Unterhandlungen in einem Vertrage den Streit beilegten. Albrecht erhielt die Lehnsherrschaft über Pommern und einige Landestheile, mit dem Versprechen, daß bei'm Aussterben der Herzöge von Wolgast das ganze Land an Brandenburg fallen solle.

Ein anderer Kampf endete eben so vortheilhaft. Albrecht hatte seine Tochter Barbara an den Fürsten Heinrich, Herzog von Glogau, Krossen, Freistadt, Schwiebus und Züllichau, vermählt. Zwei Jahr nachher starb schon der Fürst. Nun trat ein Brudersohn des Verstorbenen, Herzog Hans von Sagan, mit Ansprüchen gegen die Wittwe auf. Dieser schwelgerische

und unwürdige Fürst setzte sich schnell durch List und Gewalt in den Besitz des Herzogthums Glogau, brach, von Ungarn unterstützt, in die Mark und tobte in derselben mit Feuer und Schwert. Der Churprinz Johann war zu schwach, um dem Feinde die Spitze bieten zu können. Endlich erschien der Churfürst mit Truppen, hieb das Feindesheer bei Krossen fast ganz nieder und machte viele Gefangene und viele Beute. Herzog Hans bot die Hand zum Vergleiche, und Brandenburg ließ sich willig finden. Es bekam Krossen, Züllichau und Sommerfeld.

Was Churfürst Albrecht für das Innere des Landes gethan hat, ist sehr unbedeutend, und welche Einrichtungen er auch in guter Absicht machte und machen wollte, sie wurden von den Unterthanen mit Unwillen aufgenommen. Denn es geschieht nimmer etwas Großes in einem Lande, wenn des Fürsten und des Volkes Herzen nicht mit einander im Einklange stehen.

So redlich also auch sein Bemühen zur Verminderung der Staatsschulden war, so freigebig er selbst eine bedeutende Summe aus seiner Tasche dazu hergab, man murrte doch, als ein allgemeiner Zoll in der Mark eingeführt wurde, dessen Ertrag zur Bezahlung der Landesschulden diente. Vergebens bat der Churprinz Johann den Vater, den Zoll abzuschaffen; vergebens stellte er vor, statt dieser gehässigen Abgabe eine zweckmäßigere einzuführen; — Albrecht bestand auf seiner Bestimmung, und der Zoll blieb. Da nun das Volk glaubte, manche Einkünfte des Landes müßten nach Franken zur Hofhaltung des prachtliebenden Churfürsten wandern, so wurde der Riß zwischen Fürst und Volk immer ärger.

Durch die von Albrecht gegebene Hausverordnung wurde bestimmt, daß die fränkischen Fürstenthümer nur unter zwei brandenburgische Prinzen vertheilt werden, alle übrigen Länder, die schon erworben wären, oder noch erworben würden, an der Churwürde und den Churlanden bleiben, und diese immer dem ältesten Prinzen zufallen sollten. Dieser Bestimmung gemäß vertheilte er auch seine Besitzungen. Die fränkischen Länder wurden von Brandenburg getrennt, bis sie nach dem Aussterben jener Fürstenlinien wieder an unser Vaterland fielen.

Das Churfürstenthum Brandenburg umfaßte bei Albrecht's Tode 602 □ Meilen.

Albrecht's Sohn, Johann Cicero, der von 1486 bis 1499 regierte, bewährte den Ruhm, welchen er schon als Statthalter erworben hatte, auch als Churfürst. Er hat die Ehre eines Erhalters des innern Friedens rühmlich errungen; denn unter seiner Regierung blieb jegliches Kriegsgetümmel von Brandenburg fern. Johann war durch Leiden und Drangsale geläutert, wie Gold durch Feuer, so daß sein gutes Herz sich um so mehr seiner Unterthanen annahm. Den kriegerischen Sinn des Vaters hatte er nicht; er fand Freude an den Segnungen des Friedens, und darum erhielt er ihn.

Während seiner Statthalterschaft mußte er sich dem Willen des Vaters fügen, wenn es auch oft gegen seine Ueberzeugung war; aber immer gehorchte er als ein guter Sohn. Und die Statthalterschaft selbst war für den Jüngling eine schwere Bürde. Das Volk zeigte Kälte gegen den Regenten und oft nicht minder gegen dessen Stellvertreter. Die Jugend des Staatsverwesers war auch Manchem ein Anstoß. Dazu nun so manche harte Verfügung des Churfürsten Albrecht, welcher man gehorchen mußte,

so manche Kriegszüge, die Geld und Gut verschlangen. — Alles dies machte des Churprinzen Lage sehr schwierig. Er selbst war so geldarm, daß er einstmals eine Reise nach einem Reichstage deshalb unterlassen mußte, weil er die Reisekosten nicht anschaffen konnte.

Die Brandenburger erkannten aber bald, daß es der Churprinz gut mit ihnen meinte. Sie ertrugen Manches um seinetwillen. Und als der bisherige Statthalter nun die Regierung selbst übernahm, so äußerte sich vollends sein wohlwollendes Regentenherz. Seine Liebe zur Ordnung wirkte auf die Landesverwaltung, seine Sparsamkeit erleichterte manche Last. Selbst sehr gebildet und ein Freund der Wissenschaften und Künste, beförderte er gern die Ausbildung seiner Unterthanen. Zu Aemtern im Staate nahm er immer Inländer, sobald diese nur tüchtig waren, ja, um ihnen zu dieser Tüchtigkeit zu verhelfen, faßte er den Entschluß, im Lande eine Universität zu errichten. Sein Tod vereitelte diesen Plan. Doch verdient es wohl gesagt zu werden, daß unter seiner Regierung die ersten Buchdruckereien in Berlin und Stendal angelegt wurden, und ein Bürger zu Berlin, Namens Zehender, der erste Apotheker in der ganzen Mark war.

Durch den immerwährenden Aufenthalt in der Mark hatte sich Churfürst Johann eine genaue Bekanntschaft mit dem Lande erworben. Er konnte daher um so mehr beurtheilen, was zu Nutz und Frommen des Staats diene. Der Adel wurde in den gebührlichen Schranken gehalten. Er ließ es sich gefallen, seine Streitsachen durch die Obrigkeit entscheiden zu sehen. Die Sicherheit der Straßen und der Frieden im Innern brachten lebendigern Handelsverkehr, größere Thätigkeit in Städten und auf dem Lande, und im Verein mit diesem Allen vermehrten Wohlstand. Da durfte um so eher der Regent auch an Verminderung der Landesschulden denken. Und er that es. Alle Landstände willigten gern ein, daß eine Abgabe auf das Bier, Bierziese genannt, gelegt werde. Nur mehrere reiche und stolze Städte der Altmark glaubten sich in ihren Rechten gekränkt. In ihrem Uebermuthe gingen Stendal, Seehausen, Salzwedel und Gardelegen so weit, durch Widersetzlichkeit zu trotzen und das Verbrechen zu begehen, die churfürstlichen Diener zu ermorden. Eine solche Gräuelthat verdiente Ahndung. Der Churfürst drang mit Waffengewalt in die aufrührerischen Oerter, ließ die Rädelsführer hinrichten und die Städte eine Geldstrafe erlegen.

Als Ländererwerbung ist zwar nur der Ankauf der Grafschaft Zossen zu erwähnen, durch welchen zu den ererbten 602 □Meilen noch 6 hinzukamen; aber dennoch ehren wir Johann als trefflichen Fürsten, denn er beförderte die wahre Größe des Staats, nämlich Volksglück. Seinem Sohne hinterließ er folgende Vorschriften zur Regierung: „Es stehen Viele in dem Wahne, man erweise sich dann erst recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschweret und durch Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpfet. Hierdurch aber verliert man die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen; man führt nicht mehr das süße Amt eines lieben Vaters, sondern eines furchtsamen Tyrannen. Es ist schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man Reichen und Wohlmögenden befehlen kann. Vom Kriegführen halte ich nichts, Kriege bringen nichts Gutes. Wo man nicht zur Beschützung des Vaterlandes und eine große Unbilligkeit abzuweisen den Degen führen muß, ist's besser davon zu bleiben. — Laß dir, mein Herzenssohn, die Gottesfurcht anbefohlen sein, aus selbiger wird viel, und

alles Gute dir zufließen. Wer Gott fürchtet, wird niemals mit Vorsatz Etwas begehen, dessen ihn gereuen könnte. Die Armen nimm in deinen Schutz. Du wirst deinen Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn du dem Unterdrückten hilfst, wenn du dem Reichen nicht nachsiehst, daß sie die Geringeren überwältigen, und wenn du Recht und Gleich einem Jeglichen wiederfahren lässest. Strafe die Schmeichler, welche dir Alles zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Wirst du ihnen folgen, so wirst du deine klugen Räthe verlieren und dich in große Gefahr vieler schädlichen Neuerungen stürzen. — Lebe glücklich, mein Sohn, und regiere so, daß die Frommen dich lieben, und die Bösen dich fürchten. —"

Eine sehr sonderbare auswärtige Veranlassung gab ihm den Beinamen Cicero. Es waren die Könige von Polen und von Ungarn in einen argen Streit gerathen, den, wie es ganz das Ansehen hatte, nur das Schwert schlichten würde. Die Nähe des Kriegsschauplatzes setzte Johann seines Landes wegen in Besorgniß, und er versuchte, den Vermittler zwischen den Streitenden zu machen. Eine Zusammenkunft in Schlesien sollte den gewünschten Frieden stiften. Aber wie erschienen die Streitenden! Der König von Polen hatte sich mit so vielen Pelzen behängt und sich so ausgestopft, daß ihm eine Verbeugung gegen seinen Feind unmöglich war. Der König von Ungarn hatte einen Kranz auf dem unbedeckten Haupte, um des Hutabnehmens überhoben zu sein. Churfürst Johann kam als Vermittler mit 6000 Reutern. Er hielt an die Könige eine freimüthige, lateinische Rede und erklärte, daß er gegen den die Sechstausend führen werde, welcher sich nicht nachgiebig beweise. Man versöhnte sich, — ob wegen der Rede, oder der 6000 Reuter, kann nicht bestimmt gesagt werden. Johann bekam aber den Namen jenes großen römischen Redners als Ehrenbenennung.

---

### 19. Churfürst Joachim I., Nestor genannt, 1499—1535.

Joachim gehörte zu den gebildetsten Regenten seiner Zeit. Einst konnte auf einem Reichstage keiner der weltlichen und geistlichen Fürsten den päpstlichen Gesandten in der lateinischen Sprache bewillkommnen; da trat Joachim auf und hielt zur allgemeinen Bewunderung eine zierliche lateinische Rede. Er war ein Kenner der Wissenschaften, liebte Gelehrte und zog viele in sein Land. Seine Zeitgenossen beehrten ihn deswegen mit dem Namen eines weisen Königs in Griechenland: Nestor.

Joachim war funfzehn Jahr alt, als er zur Regierung kam. Man gab ihm keinen Vormund, vielleicht aus der Ursache, um unter einem jungen, unerfahrenen Fürsten nach Belieben schalten und walten zu können. Das hatte besonders der Adel im Sinne, der noch gar zu gern den Räuber machte. Es wurden auch nur zu bald alle Heerstraßen und Wege unsicher. Angesehene Adelige, selbst die Hofleute des jungen Fürsten, schämten sich nicht, öffentlich auf Straßenraub auszugehen. Joachim ahnete dies aber nicht entfernt. Einst wurde ein Kaufmann ganz in der Nähe von Berlin ausgeplündert. Der Mann eilte nach der Residenz, ging selbst zum Churfürsten und bat um Unterstützung und Bestrafung. Dieser erstaunte und traute kaum seinen Ohren, als der Kaufmann den Räuber unter den Hofleuten finden zu können glaubte. Sie mußten sich sofort versammeln. Der Beraubte musterte sie und zeigte auf einen prächtig gekleideten Edelmann mit den Worten: „Der ist's!" Zitternd gestand der

Angeklagte die That. Nun ließ ihm der Churfürst den Prozeß machen und ihn ohne Gnade enthaupten. Dies nahmen die adeligen Raubgenossen sehr übel. Sie drohten und schrieben an die Thüre des churfürstlichen Schlafgemaches: „Jochimken, Jochimken, hüte dich, wo wir dich fangen, henken wir dich.“ Und wirklich lauerten sie ihm in einem Walde vor Berlin auf, als er einst unter geringer Begleitung nach Köpenick ritt. Ein ehrlicher Bauer machte ihn aufmerksam. Der Churfürst eilte schnell zurück, verstärkte sein Gefolge und nahm die Rotte gefangen. Ein schweres Gericht erging über alles Raubgesindel. Es wurde auf den Straßen verfolgt und mußte ohne Rücksicht auf Stand und Person das Blutgerüst besteigen. In einem Jahre verloren 70 das Leben. Das Land jauchzte; die Adeligen ersuchten aber fremde Fürsten, dem Churfürsten wegen der Bestrafung der Edelleute Vorstellungen zu thun. Da sprach Joachim die schönen Worte: „Ich habe kein adeliges Blut vergossen. Schelme waren es und Mörder, die ich nach Verdienst bestrafte. Wären sie wahre Edelleute gewesen, so hätten sie edle Thaten gethan und nicht ihre Ehre in der Schande gesucht.“ — Und diesen Grundsätzen blieb er treu. Damit aber die Gerechtigkeit im ganzen Lande pünktlich vollzogen würde, stiftete er das Kammergericht zu Berlin. An dasselbe konnte sich Jeder wenden, welcher sich von den Untergerichten beeinträchtigt glaubte. Adelige und Bürgerliche mußten sich diesem Gerichte unterwerfen. Den Richtern schärfte er ein, ohne Ansehen der Person gewissenhaft zu verfahren; er selbst stellte sich unter die Gesetze und sendete Abgeordnete vor's Gericht, wenn Jemand gegen ihn gesetzliche Hülfe suchte. Wahrlich, die Liebe zur Gerechtigkeit ist ein strahlender Charakterzug der Hohenzollern.

Wohlweislich hatte der Churfürst solche Veranstaltungen zur Ruhe und zum Frieden im Lande getroffen, denn was würden sonst alle Bemühungen für den Flor des Landes gefruchtet haben? Nun konnte er weiter gehen. Er unternahm eine Reise durch sein ganzes Land, „um“, wie er selbst sagt, „uns des Regiments und Wesens in unsern Städten und Dörfern zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit unsre Unterthanen an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern, und Frieden, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werde.“ — Schöne Worte eines Herrschers, der nur das Wohl des Landes will! Und bei den Worten blieb es nicht. Es erschien eine Dorf- und Städteverordnung; gleiche Ellen, Maße und Gewichte wurden im ganzen Lande eingeführt, den Schwelgereien auf Festgelagen und Kirchmessen und dem Aufwande in der Kleidung durch Verordnungen bestimmte Grenzen gesteckt. Ueberhaupt gab es keinen Stand im Lande, für welchen Joachim nicht väterlich gesorgt hätte. Er pflegte zu sagen: „Der Adel ist mein Haupt, der Bürger mein Herz und der Bauer der starke Fuß, welcher Haupt und Herz und mich selbst trägt.

Ueber das zeitliche Glück vergaß aber Joachim auch das geistige nicht. Den Plan des edlen Vaters hatte der würdige Sohn nicht aus den Augen verloren, und ihm war die Ausführung vorbehalten. Er stiftete 1506 die Universität zu Frankfurt an der Oder. Schon in den ersten Jahren zählte sie an tausend Studirende. Nun schien auch ein helleres Licht für den Geist im Lande aufzugehen. Es fand Jeder Aufmunterung und Gelegenheit, sich Kenntnisse zu verschaffen. Und dazu ging Joachim mit dem be

sten Beispiele voran. Er selbst schämte sich nicht, zu lernen, und ließ sich täglich durch einen gelehrten Mann, Tritheim, aus dem Trierschen, unterrichten.

Solche Veranstaltungen und Bemühungen konnten um so mehr unserm Vaterlande wohlthätig sein, als auch von außen her Frieden war. Denn die Lehnsherrschaft über Pommern und mit ihr die Erbhuldigung im Lande wußte sich Joachim in Güte zu verschaffen und die Sache so bündig abzuschließen, daß wir von nun an nichts mehr von den pommerschen Erbschaftszwistigkeiten hören werden. Eben so erhielt Brandenburg **1524** ohne Kampf die Grafschaft Ruppin, als der letzte Graf derselben starb, und sie gesetzlich dem Lehnsherrn zufiel.

Die wichtigste Begebenheit zur Zeit Joachim's war **die Reformation** durch Dr. Martin Luther, Professor und Prediger zu Wittenberg in Sachsen. Auch auf Brandenburg äußerte sie Einfluß, denn auch hier fand sie Anhänger und Verbreiter. Churfürst Joachim war ihr aber sehr entgegen. Auf dem Reichstage zu Worms gehörte er zu denen, die durch gütliche Verhandlungen den Dr. Luther zum Widerruf bringen sollten. Aber Luther gab die Antwort, er wolle in allen übrigen Stücken gern gehorchen, nur von der Schrift könne er nicht weichen. „Herr Doktor," versetzte Joachim, „wenn ich euch recht verstehe, so ist das eure Meinung, daß ihr euch nicht anders wollt weisen lassen, denn durch die heilige Schrift." — „Ja, gnädiger Herr," erwiederte Luther, „nur durch sie allein."

Dieser Starrsinn, wie es der Churfürst nannte, brachte ihn so sehr auf, daß er lebenslänglich ein Feind der Reformation blieb. Er verbot die Schriften Luther's im ganzen Lande und befahl, treu bei der bisherigen Lehre zu verbleiben. Je mehr er es aber verbot, desto mehr schienen sich die neuen religiösen Grundsätze zu verbreiten. Nicht nur unter dem Volke auf dem Lande und in den Städten, sondern auch bei den Hohen des Landes fanden sie Eingang. Der Bischof von Brandenburg begünstigte im Stillen die neue Lehre, selbst die Churfürstin war ihr zugethan. Sie ließ sogar ihre Kinder in derselben unterrichten. Das mußte aber heimlich geschehen, damit der Churfürst es nicht ahne. Aber Joachim erfuhr zufällig durch seine Tochter das Geheimniß und gerieth in die äußerste Wuth. Die Churfürstinn, in Angst und Schrecken gebracht, entschloß sich zur Flucht. In der Nacht entwich sie zu ihrem Oheim, dem Churfürsten von Sachsen, und kehrte auch bei Lebzeiten ihres Gemahls nicht nach Berlin zurück.

Diese Vorfälle mußten Joachim's Haß gegen die Reformation nur verstärken. Dazu kam, daß die Universität zu Frankfurt gegen die Wittenberger sehr verlor, und daß des Churfürsten Bruder, Albrecht, der geistliche Churfürst von Mainz, selbst so sehr bei diesem Religionsstreit betheiligt war. Daher sein Widerstreben, daher sein Eifer, als auf dem Reichstage zu Nürnberg **1532** den Protestanten Religions-Freiheit bewilligt wurde, wo er mit Heftigkeit sprach: „Lieber will ich Land und Leute verlieren, eher sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen." — Und doch ist es zu rühmen, daß in keinem katholischen Lande die Protestanten sicherer waren, als in Brandenburg. Zu keinem Kriege, zu keiner Mordthat, selbst zu keiner Verfolgung verleitete den Churfürsten der Haß gegen die Reformation.

Joachim starb **1535**. Seiner Verordnung zufolge erhielt der zweite

Prinz Johann die Neumark und Krossen, der Churprinz alle übrigen Länder und die Churwürde. — Die brandenburgischen Besitzungen betrugen 641 □Meilen.

So hatte sich also unser Vaterland unter fünf hohenzollerischen Fürsten um die Hälfte vergrößert. Und was noch besser, als Vergrößerung war, es stand im Innern gut mit ihm. Die wüsten Plätze waren mehr und mehr verschwunden; man sah überall Städte, Dörfer und neugebaute Häuser, überall prangende Kornfelder, überall Segen und Gedeihen. Recht und Gerechtigkeit herrschten im Lande, der Handel blühte, die Städte hoben sich. Dem Adel war das Raubschwert entwunden, und bei ihm dagegen der Sinn für Wissenschaften und Ausbildung erwacht. Die Universität zu Frankfurt brachte mildere Sitten, hellere Erkenntniß und geistige Regsamkeit in's Land. Die untern Volksklassen entbehrten zwar noch der Ausbildung, daran war aber der Mangel an Schulen schuld.

Ein würdiger Mann der damaligen Zeit spricht über das brandenburgische Volk folgendes Urtheil: „Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr Schmausereien, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt, sondern aus Mangel an Erziehung ziehen sie die Gesellschaften und den Müßiggang vor. Indessen gefällt mir ihre Frömmigkeit und Religion, in welcher sie eifrig und andächtig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche, feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht und sind in der Religion um so viel eifriger, da bekannt ist, daß sie unter den Völkern in Deutschland die letzten gewesen, welche den christlichen Glauben angenommen haben. Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht für ein Laster gehalten, doch giebt es auch viele, die sich dessen enthalten, und die Eingewanderten aus Schwaben und Franken sind diesem Laster mehr ergeben, denn die Landeseinwohner."

---

# Zweiter Zeitraum.

## Von Joachim II. bis auf den ersten König von Preußen.

## Von 1535 bis 1688.

### 20. Joachim II., genannt Hektor, 1535—71.

Es ist mit vielen Fürstengeschlechtern der Fall gewesen, daß ihre Stammväter kräftig regierten und über sich und ihre Völker Glanz und Segen verbreiteten, die Nachkommen aber immer schwächer wurden und den Ruhm ihres Geschlechts nicht behaupten konnten. Solche Regentenhäuser sind zwar schnell gestiegen, aber nur zu bald gefallen; ihr Namen ist vergessen worden, und ihr Erscheinen hat nur auf kurze Zeit Segen und Wohlfahrt über die Völker gebracht. Ganz anders ist es mit unserm glorreichen Regentenhause, den Hohenzollern. Eine hehre Reihe edler Fürsten sehen wir über unser Vaterland herrschen, und der Namen fast eines jeden unter ihnen wurde mit Ehrfurcht und Liebe vom Volke genannt. Und wenn auch hin und wieder einer minder wohlthätig wirkte, so waren die Segnungen, welche die Nachfolger verbreiteten, um so größer. Darum ist aber

auch das Haus Hohenzollern mächtig gewachsen und erhoben, darum segnen Millionen in ihm ihre Wohlthäter.

Von den fünf hohenzollernschen Churfürsten, deren Geschichte erzählt worden, ist keiner, der nicht verdiente, mit Ruhm genannt zu werden, und Joachim II. schließt sich ihnen ehrenvoll an. Der Vater hatte dem geliebten Bruder die Erziehung und Ausbildung des künftigen Thronerben anvertraut, und von einem Churfürsten von Mainz, dem ersten geistlichen Fürsten in Deutschland, ließ sich nicht anders erwarten, als daß er seinem Neffen eine edle Bildung gab. Außerdem wurde er zu allen ritterlichen Uebungen trefflich angeleitet. Noch als Prinz führte er ein Reichsheer gegen den türkischen Sultan Soliman, mit welchem Kaiser Karl V. im Kriege war, und zeichnete sich so aus, daß Karl ihn, angesichts des ganzen Heeres, zum Ritter schlug. Der Vater und das Land freuten sich ihres tapfern Prinzen; man gab ihm den Ehrennamen Hektor, welches der kräftige Vertheidiger der Stadt Troja gegen die Griechen gewesen war.

Die Erziehung des Oheims, die Ermahnungen des Vaters hatten bei Joachim doch nicht den Entschluß hervorbringen können, bei der alten Lehre zu bleiben. Vier Jahre nach seiner Thronbesteigung verschaffte er durch seinen Uebertritt der Reformation unumschränkten Eingang im Lande. Am ersten November 1539 nahm er und mit ihm viele Leute aus Berlin und den umliegenden Oertern zu Spandau, wo seine Mutter wohnte, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und darum ist von diesem Tage an die Einführung der gereinigten Lehre in Brandenburg zu rechnen. Doch wurde Keiner gezwungen, gegen seine Ueberzeugung den Glauben zu ändern, obgleich des Churfürsten Beispiel in Berlin und ganz Brandenburg viele Nachfolger fand. Kein Kloster, kein Stift hob man mit Gewalt auf. Sie gingen nach und nach von selbst ein, da ihre bisherigen Bewohner sie größtentheils freiwillig verließen. Und hierzu wirkte viel der Bischof von Brandenburg, welcher auch zur neuen Lehre übertrat. Leider wurden die Einkünfte der eingezogenen geistlichen Stiftungen größtentheils zu den landesherrlichen Einnahmen geschlagen, oder die Güter dem Adel geschenkt, oder gar zur Schuldentilgung verkauft. Ein geringer Theil blieb, um zum Bau von Schulen und Kirchen, zu Prediger- und Lehrerbesoldungen verwendet zu werden.

Vor allem war nun nöthig, die neue Landeskirche zu ordnen. Deshalb setzte Joachim ein Consistorium ein, welches über alle geistlichen Angelegenheiten die Oberaufsicht führen sollte. Und um sich von dem Zustande der Religion im Lande recht genaue Kenntniß zu verschaffen, ordnete der Churfürst eine Kirchenvisitation an. Da fand sich denn überall die grenzenloseste Unwissenheit unter Geistlichen und Volk. Man hatte zu Lehrern Handwerker und Handwerksgesellen genommen, wenn diese nur sagten, Luther gesehen, oder predigen gehört zu haben. Denn auf den Dörfern war großer Mangel an Lehrern entstanden, da die meisten katholischen Geistlichen ihre Aemter niedergelegt hatten. Ein Geistlicher in der Altmark wurde von den Räthen des Churfürsten gefragt, was er bisher seinen Kirchkindern gelehrt habe. Den Glauben, antwortete er, und sprach sogleich den ersten Artikel; den zweiten wußte er nicht. Man wollte ihm einhelfen und fragte: Von wem ist Christus als Mensch geboren? — und er gab zur Antwort: Von Pontius Pilatus. — So auffallende Beispiele von Unwissenheit ereigneten sich vielfach. Man entfernte deshalb, so schnell

man nur konnte, dergleichen Menschen und suchte brauchbare Lehrer an ihre Stelle zu bringen. Und von der Zeit an, daß solche berufen wurden, fing die Ausbildung der untern Volksklassen mehr und mehr an. — Die Kirchenvisitation hatte aber in Brandenburg so heilsame Wirkung gethan, daß sie auf churfürstlichen Befehl von Zeit zu Zeit wiederholt wurde.

Nachdem man nun das Bedürfniß der Kirche kennen gelernt hatte, erschien eine allgemeine Kirchenordnung, welche bestimmte, wie inskünftige der Gottesdienst der neuen Kirche einzurichten sei. Und auch hier zeigte sich Joachim's vorsichtiges Benehmen, daß er nicht mit einem Male alle bisherigen kirchlichen Gebräuche abgeschafft wissen wollte, damit sein Volk an der völligen Umkehrung der Dinge keinen Anstoß nehme. So blieben Messen, Prozessionen und andere Gebräuche nach wie vor.

Joachim liebte den Frieden und hat auch während seiner Regierung dem Lande denselben erhalten. Denn wenn er auch gern überall seinen Vortheil wahrnahm, so vermied er doch jegliche Schwertes Gewalt, sondern verfolgte den Weg, welchen seine Vorfahren klüglich gewählt hatten, nämlich durch Verträge Ansprüche auf andere Länder zu begründen, um dadurch, wenn auch nicht gleich, doch in der Folge den Staat zu vergrößern. Und hierin ist Joachim ganz besonders glücklich gewesen.

Er schloß 1537 mit dem Herzoge von Brieg, Liegnitz und Wohlau in Schlesien einen Vertrag, dahin, daß, im Falle die herzogliche Familie ausstürbe, diese Länder an Brandenburg, im umgekehrten Falle Theile von Krossen, Kottbus und Peiz an das Herzogthum fallen sollten. — Das war der erste Grund zu den Ansprüchen auf Besitzungen in Schlesien.

Bei weitem wichtiger noch ist die Mitbelehnung über Preußen. Schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt war dies Land, welches an den Küsten der Ostsee und an den Ausflüssen der Memel, des Pregel und der Weichsel liegt, bewohnt. Auch die Völker des Alterthums kannten diesen Landstrich. Man fand dort ein Produkt, das bei den Alten dem Golde gleich geschätzt und sehr viel gebraucht wurde: es war der Bernstein. Um diesen zu holen, schiffte ein fernes Volk, die Phönizier, an die preußische Küste, und der Handel mit dem Bernsteine war eine wahre Goldgrube für die kühnen Seefahrer. Doch hielten sie die sichern Nachrichten über die Lage und den Zustand des Landes, so wie über die Bewohner desselben sorgfältig geheim, damit nicht auch andere Völker zur fernen Küste schiffen und das kostbare Produkt holen möchten. So kam es denn, daß man viel über die Bernsteinküste sprach, aber doch eigentlich wenig von derselben wußte. Man hielt das Land für so herrlich, wie das Paradies, und erzählte sich gar sonderbare Fabeln vom Entstehen des Bernsteins und von den glücklichen Bewohnern dieser Gegenden. Es ist kein Wunder, daß man begierig war, die Herrlichkeit der Bernsteinküste kennen zu lernen; aber es ist auch zugleich sonderbar, wie wenig man sich zu derselben hinwagte. Außer den Phöniziern wissen wir von keinem Volke, welches im grauen Alterthume uns aus eigener Anschauung von dem Lande Preußen Etwas erzählt hätte. Im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt wagte es ein Römer, zu Lande nach der Bernsteinküste zu reisen, und von dieser Zeit ab schreiben sich die ältesten Nachrichten her, welche wir dunkel über Land und Bewohner haben.

Als Urbewohner Preußen's nennt man die Ulmerugier. Sie wurden von den Aestiern, welche aus dem hohen Norden gekommen sein sollen,

überwältigt, die nun das Land bewohnten. Die Aestier waren ein Volk, das Feld- und Gartenbau, Fischerei und Handel trieb. Um mit ihren Nachbarn, den Ostgothen, in Frieden und Freundschaft zu bleiben, schickten sie dem Könige derselben, Theodorich, Gesandtschaften, welche ihm zum Geschenk Bernstein überreichten. Lange Zeit blieben die Aestier auch von allen Händeln unangefochten; die große Völkerwanderung im fünften Jahrhunderte berührte sie nicht. Da drang aber später mit einem Male ein Volksstamm der Alanen in Preußen ein. Zwei Brüder führten die Fremdlinge. Pruteno und Waidewut, so hießen die Anführer, breiteten sich im Lande aus und ließen sich mit ihrem Volke in demselben ganz nieder. Jedoch wurden die Aestier nicht verdrängt. Und obschon sie die Oberherrschaft der Fremdlinge anerkennen mußten, so lebten doch die beiden Völkerschaften friedlich zusammen. Pruteno und Waidewut gaben nun den Bewohnern eine neue Verfassung und einen neuen Götterdienst. Waidewut wurde König, Pruteno Oberpriester. Als beide im hohen Alter waren, opferten sie sich freiwillig den Göttern, weil, wie sie glaubten, dadurch ihrem Volke Heil und Segen erwachse. Zwölf Söhne hatte Waidewut. Unter diese wurde das Land in 12 Stämme vertheilt. Die Stammhäupter gaben den Theilen, über welche sie geboten, den Namen. Elf dieser Landschaften lagen in dem heutigen Preußen; die zwölfte war Lithauen. Lange Zeit scheint diese Verfassung bestanden zu haben, doch die Fürstengewalt verlor sich nach und nach, und das Volk gehorchte nur den Befehlen des Oberpriesters, Kriwe genannt, der im Namen der Götter Gesetze gab und das Volk richtete. Eine Art von Adel — die Szupanen — bestand zwar in Preußen, doch besaß er keine besondere Vorzüge vor dem Volke, sondern hatte nur großes Grundeigenthum und mitunter feste Schlösser.

Um das zehnte Jahrhundert wurde der Name des Landes — Pruzia, Borussia — und des Volks — Pruzi, Preußen — dadurch bekannter, daß man den ersten Versuch machte, die heidnischen Bewohner des vielgerühmten Bernsteinlandes zum Christenthum zu bekehren. Der Bischof von Prag, Adalbert, übernahm das Apostelamt. Mit Freundlichkeit und Liebe begann er es und sein heiliger, schöner Eifer schien auch herrliche Früchte zu tragen. Viele Preußen wurden getauft, und das seligmachende Christusreich mehrte sich von Tage zu Tage. Adalbert zog im Lande hin und her, um zu lehren und zu predigen. Einst war er an der Seeküste, um seines heiligen Amtes zu pflegen, da strömte ein Haufen heidnischer Preußen heran und ermordete den Prediger des Kreuzes. Das nämliche Schicksal hatten nachher noch drei andere Glaubensboten, die da kamen, Adalbert's heiliges Werk fortzusetzen. Als der König von Polen, Boleslaus, dies hörte, wollte er den Tod der Heiligen rächen und mit Gewalt die Preußen zum Christenthum bringen. Er drang in's Land mit Feuer und Schwert, zerstörte zu Romowe den Hauptsitz des preußischen Götzendienstes und zwang die Bewohner zur Bezahlung eines jährlichen Tributs. Doch diese Abhängigkeit war nicht von langem Bestand. Die Preußen setzten sich gegen ihre Feinde zur Wehr, und wenn zwar König Kasimir von Polen abermals über sie eine Schlacht gewann, in welcher 15,000 Preußen getödtet und 2000 gefangen wurden, so vermochte er es doch nicht so weit zu bringen, daß die Unterdrückten sich zum Tribute verstanden. Ja, im Gegentheile, es erhoben sich die Preußen bald wieder, thaten in Verbindung mit den Pommern Einfälle in das Polen-

land, erfochten wichtige Siege und machten große Beute. Nach langem Kampfe gewannen die Polen bei Nackel einen großen Sieg, in welchem sie 20,000 Feinde erlegten und das Versprechen von ihnen erzwangen, das Christenthum anzunehmen. Doch damit war es den Preußen gar kein Ernst und die Polen waren zu erschöpft, um nachdrücklich auf die Erfüllung der Zusage zu halten. So blieb es also fast ganz, wie es gewesen war.

Vierzig Jahre vergingen nun ohne Kampf. Da brach ein anderer Polenkönig, Boleslaus IV., mit großen Heeren in das Bernsteinland und verheerte Alles mit schauderhafter Grausamkeit. Der Zug war so schnell ausgeführt, daß die Preußen sich nicht zur Wehr vereinigen konnten; darum wurden sie auch leicht stammweise überwältigt und zur Annahme des Christenthums gezwungen. Aber die grausame Art und Weise, mit welcher man die armen Menschen zur seligmachenden Jesuslehre führte, war nicht geeignet, ihnen das beseligende Wort von der Erlösung lieb und werth zu machen; wo es nur anging, verjagten sie die christlichen Priester, zerstörten die Kirchen und kehrten zum elenden Götzendienste zurück, der ihnen durch den erlittenen Zwang um so lieber geworden war. Und als es den Preußen gelang, die Polen in eine morastige Gegend zu locken und sie fast gänzlich aufzureiben, da schwebte das Christenthum um so mehr in Gefahr, in jenen Gegenden ganz vernichtet zu werden.

So zwischen Ruhe und Kampf, Plünderung und Mord ist es nicht zu verwundern, wenn die christlichen Geistlichen laute Klagen erhoben. Ihr Nothgeschrei drang bis nach Rom zum Papste und dieser meinte, den grausamen Verheerungen werde am ersten ein Ziel gesetzt, wenn man die kriegerischen Heiden weniger durch Gewalt, als vielmehr durch Sanftmuth und Liebe zum Christenthume bekehre. Es lebte zu der Zeit in dem Kloster Oliva, welches damals an der Ostseeküste im Pommerland lag, ein Mönch, Namens Christian. Dieser schien dem Papste am geeignetsten, den Preußen das Christenthum zu predigen. Christian wurde zum Bischofe von Preußen ernannt und bewies bald, daß die auf ihn gefallene Wahl gut gewesen sei. Er bekehrte mehrere vornehme Einwohner und erwarb sich durch seine Güte und Sanftmuth viele Freunde unter dem Volke. Hätte man dasselbe durch die langen Angriffe und schweren Grausamkeiten nicht so über die Maßen gegen Alles, was Christ und Christenthum hieß, erbittert, der Bischof Christian würde das große Werk vollbracht und die Bekehrung des Preußenvolkes zu Stande gebracht haben. Die Erbitterung aber war im Lande zu groß, als daß eine allgemeine Bekehrung zu hoffen gewesen wäre. Dazu kamen noch andere Umstände, durch welche die Preußen nur abermals gereizt wurden.

In Masovien, jetzt zum Königreiche Polen gehörend, herrschte der Herzog Konrad. Dieser unterließ nicht, durch Kriegszüge die Preußen zu quälen und ihre Noth aufs höchste zu steigern. Dazu nahmen ihnen die Polen das Land von Kulm weg; was Wunder, daß das Volk nicht auf die friedlichen Worte des Bischofs achtete, sondern sich seinem Rachgefühle hingab. Sie vergalten Gleiches mit Gleichem, raubten und plünderten in den Nachbarländern, verwandelten das umliegende Land in eine völlige Wüstenei und bekriegten auch diejenigen ihrer Landsleute, welche das Christenthum angenommen hatten.

Bischof Christian erkannte bald, daß freundliche Ansprache bei den

Preußen unter diesen Umständen nicht mehr fruchtete; er versuchte daher, die Christenheit in Deutschland zu bewegen, einen großen Zug gegen die Heiden in Preußen zu machen, um dieselben mit einem Schlage niederzudrücken. Er setzt in Böhmen, Mähren, Schlesien, Pommern und dem übrigen Deutschland Alles in Bewegung, und sein rastloses Bemühen brachte es dahin, daß ein großes Heer zusammen kam, welches den Kampf schnell beenden sollte. Aber diesem Heere fehlten zwei wichtige Dinge: Einigkeit und erfahrene Heerführer. Es drang zwar in Preußen ein, doch ging es nach einigen mißlungenen Unternehmungen auseinander, und der ganze Zug hatte nur dazu gedient, die Preußen bis zum äußersten aufzuregen. Sie befriedigten ihre Rache fürchterlich. In kurzer Zeit brannten sie über 250 christliche Kirchen nieder und zwangen unter schrecklichen Grausamkeiten ihre christlichen Landsleute zum Götzendienste. Darauf thaten sie einen Zug in Masovien, nahmen die Residenz des Herzogs ein, plünderten, sengten und brennten und ließen sich nicht eher besänftigen, als bis ihnen Konrad einen Tribut an Kleidern, Pferden und Jungfrauen gab.

Betrübt sahen Bischof Christian und Herzog Konrad sich nach Hülfe um. Sie selbst konnten den Feinden nicht mehr widerstehen. Da kamen sie auf den Gedanken, die deutschen Ordensritter um Hülfe zu bitten und den Papst darum anzugehen, daß er diesen geistlichen Kriegern dazu den Auftrag ertheile.

Der deutsche Ritterorden war auf folgende Weise entstanden. Das heilige Land Canaan, in welchem unser Heiland Jesus Christus geboren wurde, in welchem er lehrte, in welchem er für unsere Sünden starb, war das Land, nach welchem die gläubigen Christen mit Sehnsucht ihre Augen richteten. Tausende fromme Christen wallfahrteten dahin, um am Grabe des Erlösers für das Heil ihrer Seele zu beten. Die lange Reise, das ungewohnte Klima, die vielen Beschwerden machten aber, daß der Pilger viele erkrankten. Seitdem Jerusalem und die Umgegend in den Händen der ungläubigen Türken war, mangelte es den armen, kranken Pilgern an Verpflegung, und das Elend der Kranken stieg aufs äußerste. Besonders schlimm waren die Deutschen daran, weil Niemand sich ihrer annahm. Da fühlte ein deutsches Ehepaar mit seinen erkrankten Landsleuten Mitleid und stiftete ein Krankenhaus für deutsche Pilger, welches das Marienhospital der Deutschen zu Jerusalem genannt wurde. Als in der Folge die Christenheit in Europa sich erhob, um das heilige Land aus den Händen der Türken zu reißen, und deshalb große christliche Heerschaaren nach Palästina zum Kampfe zogen, da vermochte das kleine Marienhospital nicht alle die kranken deutschen Krieger und Pilger zu fassen. Insbesondere war bei der Belagerung der Stadt Akko die Noth sehr groß. Hier entstanden unter den deutschen Kämpfern Krankheiten und Seuchen, und die Menge der Kranken war so groß, daß die meisten ohne alle Hülfe da lagen. Kaufleute aus Bremen und Lübeck, welche gerade des Handels wegen dort waren, sahen dies Elend. Die Noth ihrer Landsleute ging ihnen sehr zu Herzen. Sie machten aus den Segeln ihrer Schiffe Zelte, nahmen in dieselben die erkrankten Deutschen auf, pflegten und warteten ihrer mit der größten Liebe und heileten viele. Dies schöne Beispiel konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Deutsche Ritter und Fürsten wetteiferten, das wohlthätige Unternehmen durch reiche Gaben und persönliche Theilnahme zu unterstützen. Die deutsche

Verpflegungs-Anstalt gedieh so herrlich, daß der Herzog Friedrich von Schwaben mit den übrigen in Palästina anwesenden deutschen Fürsten und Rittern einen Ritterorden daraus bildete. Nur Deutsche vom Adel konnten Mitglieder desselben sein, und ihr Beruf war, die Verwundeten zu heilen, der Kranken zu pflegen, die frommen Wallfahrer auf ihrer Reise zu schützen und überall gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Die neue Verbindung wurde der deutsche Ritterorden genannt; der erste des Ordens führte den Titel: Hochmeister.

Anfangs war dieser Orden sehr unbedeutend, aber nach und nach mehrte er sich und wurde mächtiger. Viele fromme Fürsten, Ritter und Herren in Europa vermachten dem deutschen Orden große Geschenke, und da er sehr tapfere Mitglieder zählte und in seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen beinahe immer siegte, so gelangte er zu einer sehr großen Berühmtheit, welche ihn in der ganzen Welt bekannt machte. Vorzüglich erhob ihn der hochberühmte Hochmeister Hermann von Salza. Unter diesem zählte der Orden mehrere tausend Ritter, und jeder derselben war ein Held. Große Provinzen gehörten dem Orden, und ihr Hochmeister galt den höchsten deutschen Fürsten gleich.

An den Hochmeister Hermann von Salza wendete sich nun Herzog Konrad von Masovien und Bischof Christian von Preußen mit der Bitte, ihnen gegen die heidnischen Preußen beizustehen. Das versprach auch der Hochmeister, und der damalige deutsche Kaiser und der Papst schenkten dem Orden schon im voraus alle Länder als erb- und eigenthümlich, welche er von den Preußen erobern würde. Nachdem so der Vortheil des Ordens ganz augenscheinlich war, traf Hermann von Salza Anstalten zu dem großen Kampfe mit den heidnischen Preußen.

---

## 21. Der deutsche Ritterorden in Preußen und die Mitbelehnung Brandenburg's über dieses Land.

Es traf sich für den deutschen Ritterorden sehr gut, daß gerade, als der Kampf in Preußen beginnen sollte, mit den Türken zu Jerusalem Frieden geschlossen worden war. So konnten also die deutschen Ritter ihre Kräfte gegen die Preußen wenden. Im Jahre 1230 sendete der Hochmeister die ersten Ritter nach dem Gebiete von Kulm, welches man ihnen zum Eigenthum abgetreten hatte. Der Ritter Hermann Balk führte die Schaar. Er war ein tapferer, muthiger und besonnener Mann. Nur hundert edle Streiter brachte er mit, und die Preußen spotteten deshalb seiner; aber Balk zeigte bald, daß er mit geringen Mitteln Großes auszuführen verstehe. Er baute eine Burg, machte Streifereien in das preußische Gebiet und zerstörte den Preußen viele Festen, von welchen aus sie ihre Raubzüge sonst geführt hatten. Dann errichtete er immer mehr Burgen und bebaute fleißig das Land, um dasselbe aus der Wüstenei zu erheben. So bereitete er den nachfolgenden Rittern eine gute Aufnahme. Bald erschien ein großes Heer von 25,000 Mann und mit ihm kamen viele deutsche Fürsten, um die Heiden mit Uebermacht anzugreifen.

Die armen Preußen gingen einem schweren Schicksale entgegen. Sie verdienen es, daß wir herzliches Mitleid mit ihnen haben. Wenn sie zwar dem Götzendienste anhingen, so waren ihnen doch viele der Laster fremd, mit welchen sich leider die meisten Christen damals befleckten. Ihren Göt-

tern waren sie in Ehrfurcht und Dankbarkeit ergeben, gegen ihre Priester gehorsam; Gastfreundschaft übten sie in hohem Grade. Wohlthätig, keusch, gerecht, friedfertig, gutmüthig, das waren Eigenschaften, die sich täglich bei ihnen kund gaben. Wir dürfen die Preußen nicht zu tief verdammen, wenn sie den größten Abscheu gegen das Christenthum äußerten, weil sie das Seligmachende desselben nicht begreifen konnten.

Es wäre dem deutschen Ritterorden nie gelungen, dies tapfere Volk zu besiegen, wenn dasselbe vereinigt sich zur Wehr gesetzt hätte. Aber das brachte eben den Preußen Unglück, daß sie nicht in Masse aufstanden, sondern jeder angegriffene Stamm einzeln kämpfte, und die übrigen Stämme ruhig dem Kriege zusahen, bis auch an sie die Reihe kam. Wie streitbar und zahlreich aber das preußische Volk war, können wir daraus erkennen, daß jeder Stamm an 40,000 wehrhafte Männer in's Feld zu stellen vermochte. Und solcher Stämme waren **11.** Sie hießen: die Kulmer, die Galinder, die Sudauer, die Schalauer, die Nadrauer, die Bartner, die Ermeländer, die Natanger, die Pogesanier, die Pomesanier, die Samländer. Die gesittetsten waren die Samländer. Diese wohnten eigentlich an der Bernsteinküste und trieben lebhaften Seehandel. Alle Stämme hatten gleiche Sitten, gleiche Sprache, und im heiligen Haine zu Romowe feierten sie gemeinschaftlich ihre Feste. Sonst aber war keine Verbindung unter ihnen. Jeder Stamm hielt für sich seine Volksversammlungen. Auf diesen hatte jeder freie Mann eine Stimme. Durch Stimmenmehrheit wählten sie sich den Heerführer. Wenigen einfachen Gesetzen gehorchten sie, welche der Kriwe gegeben hatte und über deren Befolgung die Priester wachten.

Die Pomesanier und Pogesanier hatten den ersten Anfall des großen deutschen Heeres zu erleiden. Sie konnten nicht widerstehen und zogen sich zurück. In den eroberten Bezirken legten die Ordensritter feste Burgen an und suchten dann aus deutschen Ländern recht viele Einwanderer an sich zu ziehen, um das Land zu bebauen und ihre Macht zu verstärken. Unterdeß hatten sich die Preußen tief in das Innere des Landes zurückgezogen und viele Mannschaft versammelt. Als sie sich stark genug fühlten, stellten sie sich am Flüßchen Sirgune in Schlachtordnung und erwarteten den Feind. Er kam. Wie tapfer die Preußen aber auch stritten, sie wurden geschlagen und ganz Pomesanien fiel in die Gewalt der Sieger.

Bald darauf erfolgte ein zweiter Zug gegen die Preußen. Eine große Menge preußischer Schlösser wurde gestürmt und dem Erdboden gleich gemacht; den Einwohnern blieb nur die Wahl, entweder zu fliehen, oder zu sterben, oder Christen zu werden. Die Ritter ließen Burgen anlegen, gründeten viele Städte und richteten den Ackerbau ein. Die preußischen Bewohner, welche freiwillig das Christenthum annahmen, behielten ihr Eigenthum; die man mit Gewalt dazu bringen mußte, wurden leibeigen. In kurzer Zeit war auch Pogesanien überwältigt. Ein gleiches Loos traf die Landschaften Barten, Ermeland und Natangen.

So hatten die Ordensritter sich schon ein großes Gebiet in Preußen erkämpft. Viele der Heiden wurden freiwillig Christen, viele brachte die Gewalt zu dieser Lehre. Aber eben diese oft zu große Härte reizte die Unterdrückten zur Rache. Dazu kam, daß die neuen Unterthanen durch den Bau vieler Ordensschlösser geplagt wurden und daher ihre Oberherren als

Dränger und Peiniger ansahen. Nicht selten geschah es deshalb, daß in den eroberten Ländern bald hier, bald da Aufruhr tobte, und die noch nicht bezwungenen Preußenstämme gräßliche Raubzüge in das Ordensland machten. Nach dem Tode des vortrefflichen Hochmeisters Hermann von Salza wurden dieser Raubzüge und dieser Widersetzlichkeiten immer mehrere. Der Ritterorden gerieth in eine bedenkliche Lage, welche noch durch einen andern Umstand vergrößert wurde.

Die benachbarten Fürsten hatten sich anfangs über die Siege und Eroberungen der Ritter gefreut, aber bald machten sie eine andere Miene, denn sie fürchteten, der Orden werde zu mächtig werden und auch ihnen schaden können. Besonders schienen der Herzog von Pommern und der König von Polen dieser Meinung zu sein. Darum feindeten sie die Ritter an, unterstützten die aufrührerischen Preußen, ja begannen endlich offen den Kampf gegen den Orden. Dieser gerieth wirklich in Noth und einst drangen die Feinde so weit in sein Gebiet, daß sie die Stadt Kulm belagerten. Da aber erhoben sich die Frauen von Kulm. Heldenmüthig vertheidigten sie die Mauern ihrer Stadt, bis Hülfe kam. Und als nun der Orden Alles aufbot, um die Feinde niederzuschlagen, so gelang es ihm, obzusiegen. Die Nachbarn mußten Frieden schließen, die abgefallenen Unterthanen unterwarfen sich, es kehrte Ruhe und Frieden in's Land zurück. Der Orden erholte sich bald so sehr von seinen Anstrengungen, daß er sich stark genug fühlte, die noch unbezwungenen Samländer anzugreifen. Mächtig, zahlreich und begütert war dies Volk. Sie besaßen eigentlich die viel gepriesene Bernsteinküste. Der Kampf war hart und währte lange; endlich behielt der Orden die Oberhand. Samland unterwarf sich. In dem neueroberten Lande wurde nun das Schloß und die Stadt Königsberg am Pregel, das Schloß Brandenburg und die Stadt Braunsberg erbaut.

Es ist wirklich sehr betrübend, immer von Kampf und Fehde, von Plünderung und Mord erzählen zu müssen. Aber es ist nun einmal nicht anders, durch die Geschichte Altpreußen's zieht sich dieser Blutfaden noch lange Zeit hin. Eine allgemeine Empörung der Preußen gegen die Ritter brach um das Jahr **1261** aus, als der Orden eine große Schlacht verlor. Die Christen wurden niedergemetzelt, die Kirchen verbrannt, der Schlösser, Burgen und Städte viele zerstört. Fünfzehn Jahre lang tobte dieser Aufruhr, da erst vermochten die Ordensritter, mit Hülfe einiger deutschen Fürsten, die Empörer zu besiegen und nun auch zugleich die übrigen noch unbezwungenen Stämme der Preußen zu unterwerfen. **53** Jahr hatte der Eroberungskrieg gewährt, bevor der deutsche Ritterorden ganz Preußen beherrschte. Zwei Drittel der Einwohner war durch das Schwert gefressen, oder geflüchtet. Oft noch tauchte Widersetzlichkeit im Lande auf; nur Strenge vermochte das Volk im Zaum zu halten. Dennoch lesen wir, daß das arme Land sich bald erholte, und daß nach weniger Zeit die Städte blüheten, der Schlösser mehr und mehr wurden, der Ackerbau empor kam, und Preußen während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts zu den reichsten und gut angebautesten Ländern von Europa gehörte. Besonders merkenswerth ist es wohl, daß in dieser Zeit die herrliche **Marienburg in Preußen** erbaut wurde, auf welcher von da ab der jedesmalige Hochmeister seine Residenz nahm. Noch bis auf den heutigen Tag erregt dies Schloß die Bewunderung aller derer, welche diesen Bau genauer betrachten.

Es ist ein Ruhm für den Orden, daß von ihm gesagt werden kann,

er habe durch eine weise Regierung die Blüthe des Preußenlandes sehr befördert. Es entstand eine Stadt nach der andern, und wir lesen ganze Reihen von Namen der Städte, welche durch den Fleiß und die Umsicht der Ritter erbaut wurden. Das von der Natur so reichlich gesegnete Land ward durch zweckmäßigen Anbau eine Goldquelle für die Bewohner. Der Handel führte immer größere Nahrungsquellen herbei, der Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr sichtlich zu, die Gewerbe hoben sich. Einer der Hochmeister führte die Zünfte und Gilden ein und ließ gute Münzen schlagen, andere sorgten für gute Gesetze und weise Verordnungen. Die christliche Religion war allgemein angenommen, die Bischöfe von Kulm, Ermeland und Samland waren die obersten Leiter der preußischen Kirche. Künste und Wissenschaften, wenn zwar noch in ihrem Entstehen, begannen doch ihre Wirkungen zu äußern, nämlich, die Preußen in ihrer Bildung zu heben und sie von vielen Rohheiten nach und nach zu entwöhnen.

So gelangte Preußen und mit ihm der Ritterorden zu großer Macht und großem Wohlstande. Dies zeigte er auch nach Außen. Danzig und das Ländchen Pommerellen wurden dem Orden unterthänig. Und um nun auch den zwölften Stamm nach der uralten Eintheilung, nämlich das Land Lithauen, sich zu unterwerfen, begannen die Ritter einen Krieg mit Polen und Lithauen, der fast ein ganzes Jahrhundert hindurch währte und mit abwechselndem Glücke geführt wurde.

Zu den Hochmeistern, welche vorzüglich segensvoll das Regiment führten, gehört Winrich von Kniprode, **1351—82.** Winrich war von Person ein schöner Mann, besaß einen durchdringenden Verstand, ein edles Herz, eine reine Seele und einen kräftigen Willen. Er liebte den Orden und das Volk, welches seiner Regierung anvertraut war. Um beide zu veredeln, stiftete er viele Schulen und benutzte alle möglichen Mittel, um nützliche Kenntnisse allgemeiner zu machen. Aus den deutschen Ländern ließ er gelehrte Männer kommen, die er an seinen Hof nahm, um durch sie die Ordensritter unterrichten zu lassen. In seiner Residenz Marienburg errichtete er einen Gerichtshof, der in allen wichtigen Streitigkeiten zu entscheiden hatte. Kein Richter durfte ein Urtheil sprechen, ohne die Gründe dazu anzugeben, und dadurch brachte er den preußischen Gerichtshof so in Ruf, daß ihm aus fernen, fremden Landen Sachen zum Urtheil vorgelegt wurden.

Winrich ließ viele neue Städte bauen, befestigte die schon vorhandenen, und sorgte so für die Sicherheit und Ruhe im Lande, daß Schaaren von Ausländern nach Preußen kamen und sich dort niederließen. In den Städten ordnete er Vogelschießen und Waffenübungen an, damit der Bürger fähig sei, den eigenen Herd zu vertheidigen. Den Handel belebte er durch den großen Schutz, welchen er ihm gewährte, und durch mancherlei Begünstigungen. Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Künste stiegen zu einer hohen Stufe. Bei aller dieser Sorge für die Landeswohlfahrt vergaß er es nicht, auf Gottesfurcht und gute Sitten zu halten und selbst durch einen guten Wandel ein nachahmungswürdiges Beispiel zu geben.

So nahm Preußen und der Orden an Ansehen, Macht und Wohlstand fast unglaublich zu. Ums Jahr 1400 waren im Lande 55 Städte, 48 Schlösser, 18,370 Dörfer, 640 Pfarrdörfer und 2000 Freihöfe. Die jährlichen baaren Einkünfte des Ordens betrugen 800,000 Gulden, in den Vorrathshäusern lag eine unermeßliche Menge Getreide; der Handel, die

Gewerbe, der Ackerbau blüheten, sogar ein guter Wein wurde gebaut. Die Pracht der Ritter war so sehr gestiegen, daß der Hochmeister ein Gesetz gab, nach welchem ein gewöhnlicher Ordensritter nicht über 10, ein höherer nicht über 100 Pferde halten sollte. Wer hätte damals wohl gedacht, daß ungefähr 60 Jahr später der Glanz des Ordens dahin und das Land in namenloses Elend gestürzt sei!

Der alte Heldengeist des Ordens wich mehr und mehr, weil sich die Ritter in Uebermuth dem Stolze, der Bequemlichkeit und der Ueppigkeit hingaben. Es wurde bei ihnen nicht mehr der Gemeinsinn gefunden, durch welchen sie früher fast Wunder gethan hatten. Zwar siegte das Ordensheer in dem langen Kriege gegen Polen und Lithauen noch recht oft, erlitt aber auch nicht selten große Unfälle. Und so geschah es, daß bald die Polen in Preußen eindrangen, um Verwüstungen und Grausamkeiten auszuüben, bald die Ritter dem Feinde in seinem Lande Gleiches mit Gleichem vergalten. Es konnte nicht anders sein, als daß der Wohlstand des sonst so blühenden Landes sank. Die Ausgaben vermehrten, die Einnahmen verringerten sich. Es mußten drückende Abgaben ausgeschrieben werden, die Nahrungsquellen flossen geringer, viele hörten gar auf. Im Lande entstand über dies Alles viel Mißvergnügen, und da schlechte und eigennützige Menschen das Volk glauben machten, der Hochmeister Heinrich von Plauen habe einzig und allein an diesen Leiden Schuld, so entstanden zwei Partheien im Orden, von welchen die eine es mit dem Hochmeister hielt, die andere gegen ihn war. Die Uneinigkeit wurde am Ende so groß, daß die Gegenparthei einen zweiten Hochmeister, Michel von Sternberg, wählte.

Dies war aber ein großes Uebel für den Ordensstaat. Er zerfleischte sich nun selbst. Die Polen benutzten diese Lage der Dinge und überwältigten die Ritter überall. Noth und Elend vermehrten sich, und Preußen gerieth mehr und mehr in Verfall. Es sollte aber noch schlimmer werden. Der Hochmeister Michel von Sternberg hatte, um seinen Anhang zu vermehren, den Städten und dem Landadel eine Theilnahme an der Landesverwaltung gestattet. Diese Art von Landständen hatte anfangs nicht viel zu bedeuten gehabt: jetzt aber traten sie auf und brachten bei dem Hochmeister die bittersten Klagen über Bedrückungen und über die Zügellosigkeit der Ritter an. Der Hochmeister hätte gern dem Lande und den Städten geholfen, denn ihre Klagen waren gegründet, aber die Ordensritter wollten von Nichts wissen und verwarfen die billigsten Forderungen. Als das die Landstände vernahmen, schlossen sie einen Bund und vereinigten sich, die Rechte und Freiheiten des Landes zu erhalten und der Willkür der Ordensritter ein Ende zu machen. Der Hochmeister bestätigte dies Bündniß; aber dadurch hatte er es ganz und gar mit dem Orden verdorben. Müde der Regierung, legte er das Hochmeisteramt nieder.

Der Bund, bange, der folgende Hochmeister möge ihm nicht günstig sein, suchte die Bestätigung des deutschen Kaisers nach und erhielt sie. Darüber geriethen die Ordensritter in den höchsten Zorn, erklärten die Bundesglieder für Aufrührer, verboten die Zusammenkünfte und droheten mit Gewalt. Da that der Bund, zu welchem beinahe alle Städte und der niedere Landadel gehörte, einen sehr entscheidenden Schritt. Er sagte dem Orden den Gehorsam auf und kündigte ihm Krieg an. Um aber der Macht der Ordensritter desto besser widerstehen zu können, schloß er ein Bündniß mit dem Könige Kasimir von Polen und erkannte die Oberlehns-

herrschaft desselben über Preußen unter dem Bedinge an, daß Polen dem Bunde Hülfe leisten, und Preußen einer freien Verfassung genießen solle. Kasimir sagte dies zu.

Jetzt begann ein Krieg, welcher dreizehn Jahr währte. Die Partheien wütheten fürchterlich gegen einander und das Blut floß in Strömen. Es war ein wahrer Verheerungskrieg. Das herrliche, blühende Preußen lag verödet da, die sonst so reichen Ordensritter waren verarmt, die Städte hatten ihren Wohlstand verloren. Auch Polen hatte unaussprechlich gelitten. Von dem 100,000 Mann starken polnischen Heere waren nach 13 Jahren kaum noch 5000 übrig, das Ordensheer war von 70,000 auf 1700 herabgekommen. Die Partheien konnten aus Erschöpfung den Kampf nicht weiter führen. Es wurde 1460 zu Thorn Frieden geschlossen. Der Orden mußte ganz Westpreußen abtreten; es wurde eine Republik unter polnischem Schutz. Ostpreußen behielten die Ritter, doch als Lehen von Polen. Preußen's Wohlstand war vernichtet, die Macht des deutschen Ritterordens für immer zertrümmert.

Der Verlust so schöner Landstriche mußte gewiß dem Orden sehr schmerzlich sein, aber noch schmerzlicher war ihm die polnische Lehnspflichtigkeit. Offenes Widerstreben konnte jedoch nur Alles verderben, darum schlugen die Ritter einen andern Weg ein, um nach und nach sich von der Lehnspflicht los zu machen. Sie wählten Fürsten zu Hochmeistern, die durch Verwandtschaft dem polnischen Königshause nahe standen. Durch diese Bande hoffte der Orden Vortheile zu erringen. Unter solchen Umständen gelangte Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein Prinz von der fränkischen Linie und ein Schwestersohn des polnischen Königs, zum Hochmeisterthum des Ordens. Er war ein tapferer, geistvoller Fürst. Auf einer Reise durch Deutschland lernte er Luther kennen. Dieser soll ihm den Rath gegeben haben, das Ordenskleid abzulegen, sich zu vermählen und Preußen als ein Lehen von Polen zum wirklichen, erblichen Herzogthume zu erheben. Das gefiel Albrecht sehr. Der König von Polen gab dazu gern seine Einwilligung, die meisten Ordensritter stimmten auch ein, und so wurde denn jener Vorschlag schnell ausgeführt. Der neue Herzog Albrecht wurde evangelisch, mit ihm der größte Theil seines Landes. Die eingezogenen Klöster und Stifter verbesserten die Einkünfte des neuen Herzogthums, und machten es dem Regenten möglich, gute Schulen einzurichten und das Land emporzubringen. Im Jahre 1544 stiftete Albrecht die Universität Königsberg.

Der brandenburgische Kanzler Lamprecht Distelmaier hatte diesem Gange der Dinge mit großer Aufmerksamkeit zugesehen und darauf einen herrlichen Plan gebaut. Er wollte für Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen erringen, um möglicherweise dies Land dereinst dem Churfürstenthume zu gewinnen. Joachim gerieth bei diesem Vorschlage in Entzücken und bot Alles auf, ihn zu Stande zu bringen. Der neue Herzog Albrecht war dem Churfürsten so nahe verwandt, und es bestand zwischen beiden eine so innige Freundschaft, daß jener gern einwilligte. Die preußischen Landstände und der König von Polen wurden auch bald gewonnen, nur die polnischen Großen sträubten sich. Es kostete viel Ueberredung und noch mehr Geld und Versprechungen, bis man mit diesen fertig wurde. Endlich gelang es. Im Juli 1569 ertheilte der König von Polen dem Churfürsten von Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen. Die Freude Joachim's war sehr groß. Und es war auch

wirklich ein großes Werk zu Stande gebracht. Unsere Geschichte wird uns das noch erzählen.

Wohl war nun jener Zweck glücklich erreicht, aber die ungeheuern Geldopfer hatten große Summen verschlungen und den Churfürsten in Schulden gebracht. Dazu kam noch, daß Joachim Neigung zur Pracht, zur Verschwendung und zum Bauen hatte. Dadurch kann viel Geld verschleudert werden. Der churfürstliche Hofstaat war sehr glänzend, Feste folgten auf Feste. Es wurden das Schloß, das Zeughaus, das Kammergerichtsgebäude zu Berlin, recht viele Lust- und Jagdschlösser in der Umgegend erbaut, und die Stadt Spandau zu einer starken Festung gemacht. Das überstieg die Kräfte des Landes. Hätten nun alle Diener des Churfürsten noch so redlich gehandelt, als jener Distelmaier, so würde manchem Uebel Einhalt geschehen sein. Leider hatte aber Joachim Günstlinge, und unter diesen besonders seinen Obermünzmeister Lippold, einen Juden, die seine Güte mißbrauchten und eine üble Wirthschaft führten. So geschah es denn, daß manche Einkünfte verpfändet, und manche Besitzungen den Gläubigern angewiesen wurden. Man mußte zu außerordentlichen Auflagen auf Bier, Ländereien und Häuser die Zuflucht nehmen, und doch blieb bei Joachim's Tode eine Schuldenlast von $2^1/_2$ Million Thaler.

Im Lande herrschte jedoch keine Noth. Vielmehr wissen wir, daß Aufwand und Pracht vielfach überhand nahmen. Das Beispiel des Landesherrn fand gewiß Nachahmer. Männer und Frauen kleideten sich in Sammet und Seide, mit Gold und Silber versehen und mit kostbaren Edelsteinen geschmückt. Bei Festgelagen vergeudete man viel. Verbote mußten Einhalt thun, und man bestimmte, daß zu einem Gastmahle nicht über zweihundert Gäste geladen werden sollten. Wirklich, eine große Mäßigkeit! — Die Nahrungsmittel waren äußerst wohlfeil. Im Jahre 1545 entstand eine Theurung; da kostete der Scheffel Roggen 8, und der Scheffel Hafer 7 Groschen. Woher aber dieser gute Zustand des Landes? Unterdeß, daß fast ganz Deutschland unter dem Kriegselende seufzte, lebte Brandenburg in Ruhe, und Handel, Gewerbe und Ackerbau blühten. Die Tuchmanufakturen vermehrten und verbesserten sich; in Stendal waren über acht hundert Tuchmacher, die über tausend Stück Tuche jährlich in's Ausland führten. Der Hopfenbau und das Bierbrauen wurden stark betrieben. In der Ukermark gab es Eisenwerke, in der Mittelmark Kupferhämmer, Papier- und Lohmühlen; die Beelitzer Salzquelle versorgte fast das ganze Land mit Salz. Und wenn auch Joachim durch Bauten und Feste viel Geld verbrachte, so flossen die Summen in's Land, und viele Menschen erwarben dadurch reichliches Brot.

Die Regierung war sanft und milde. Joachim's Gerechtigkeitsliebe duldete keine Unordnung, kein Unrecht. Einst bat ihn ein Bauer in einer Sache um Gerechtigkeit, mit dem Zusatze, weil er doch ein churfürstlicher Unterthan sei. „Und wenn du auch ein Türke, oder Heide wärest", antwortete Joachim, „so würde ich dir Recht widerfahren lassen, geschweige, da du mein Unterthan bist." Strenge Gesetze drückten Diebstahl, Raub, Wucher und Spielsucht nieder.

Merkenswerth ist es noch, daß unter dieser Regierung eine ganz neue Münzgattung, die Thaler, eingeführt wurde. Man berechnete das Stück zu 24, den Gulden zu 21 guten Groschen und den guten Groschen zu 21 Pfennigen, oder 4 Dreiern, oder 2 Sechsern.

Joachim starb sehr plötzlich am 3. Januar 1571. Zehn Tage darauf entschlief auch sein Bruder, Johann, Markgraf der Neumark. Dies war ein vortrefflicher Regent. Sein Land befand sich unter ihm sehr wohl. Sparsamkeit war ihm so sehr eigen, daß er einst zu seinem Minister Berthold von Mandesloh, als dieser an einem Wochentage mit seidenen Strümpfen zu ihm kam, sagte: „Berthold, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich ziehe sie nur des Sonn- und Festtags an." Und diese Sparsamkeit war von Geiz weit entfernt. Er that seinem Lande vielfach wohl, spendete oft Tausende, wo es Noth war, forderte nur wenig Abgaben, beförderte Handel und Gewerbe und brachte den Ackerbau in hohen Flor. Auf seine eigenen Kosten baute er Küstrin und Peiz zu starken Festungen und verschönerte manche Stadt und manches Schloß. Dazu sammelte er noch einen bedeutenden Schatz.

Selbstregieren, Selbstsehen, Selbstordnen, das war seine Weise, und das führte er mit Nachdruck aus. Recht und Gerechtigkeit walteten im Lande, Untreue wurde hart bestraft. „Ich will Gerechtigkeit, und wenn die Welt untergeht", pflegte er zu sagen. Oft durchreisete er verkleidet seine Staaten, um sich vom Zustande derselben genau zu überzeugen. Als ihm einst auf einer solchen Wanderung eine Gastwirthinn, ohne ihn zu kennen, seine Fehler recht ordentlich vorgehalten hatte, sprach er zu der erschrockenen Frau, als sie inne ward, zu wem sie redete: „Sei ohne Sorgen! Ich freue mich, von dir Wahrheiten gehört zu haben, die mir meine Räthe nie sagen."

Johann starb ohne männliche Erben, und so fiel sein Land an das Churfürstenthum Brandenburg zurück, welches unter Joachim's Regierung nur 421 □Meilen umfaßt hatte.

---

## 22. Die Churfürsten Johann Georg, 1571—98, und Joachim Friedrich, 1598—1608.

Johann Georg erbte von seinem Oheim nicht allein dessen Land, sondern auch dessen Grundsätze. Größtentheils am Hofe zu Stettin erzogen, war er auch so sparsam, streng und gewissenhaft, als Markgraf Johann. Er hatte schon immer als Churprinz mit Unwillen die üble Wirthschaft der Günstlinge seines Vaters angesehen und sich fest vorgenommen, dereinst die treulosen Diener zu bestrafen. Das führte er denn auch gleich aus, als er zur Regierung gekommen war. Die Günstlinge des Vaters entsetzte er ihrer Aemter und zog ihr Vermögen ein. Den Kanzler Distelmaier aber behielt er. Vorzüglich hart mußte der Kämmerling Lippold büßen. Er hatte grenzenlosen Wucher getrieben, oft 54 Thaler Zinsen vom Hundert genommen, ein Vermögen von Millionen zusammengescharrt und durch den unerträglichsten Stolz und Uebermuth alle Menschen beleidigt, die es noch redlich mit Fürst und Volk meinten. Dazu stand er im Verdachte, durch vergifteten Wein den vorigen Churfürsten gemeuchelmordet zu haben. Wirklich hatte er seinem Herrn am Tage vor seinem Tode Wein gebracht, aber daß darunter Gift gewesen, war nur Vermuthung. Lippold's Frau veranlaßte selbst, daß man die Vermuthung als Wahrheit annahm. Sie besuchte ihren Mann im Gefängnisse und sagte, mit ihm in Zwist gerathen, im Zorne zu ihm: „Wenn der Churfürst wüßte, was für ein Schelm und Mörder du bist, und was für Bubenstücke du mit deinem Zauberbuche

verübst, so wärest du längst kalt.“ Die vor der Thüre stehende Wache hörte diese Worte und zeigte sie an. Man schärfte nun den Prozeß und verurtheilte Lippold zu einem fürchterlichen Martertode. All' sein Hab und Gut zog man ein; seine Familie und mit ihr alle Glaubensgenossen trieb der zornige Churfürst aus dem Lande. Da mußte nun so mancher Unschuldige mit leiden, der sich bisher redlich und brav ernährt hatte! — Der Zorn des Fürsten ist wie die Wasser eines Stroms; er segnet, aber — er zerstört auch.

Nachdem Johann Georg also, wie er sagte, seine Regierung gesäubert hatte, wollte er das wieder gut machen, was die vorige Verwaltung übel gemacht. Er berieth sich mit den Ständen des Reichs über die Tilgung der Landesschulden. Man staunte über die große Schuldenlast, man redete in harten Worten. Und das mit Recht. Aber es beseelte auch ein guter Willen die Stände und den Fürsten, und was kann dann nicht geschehen! Adel und Geistlichkeit übernahmen die Zahlung von 675,000 Thalern, die Städte eben so viel, der Churfürst eine halbe Million und die Neumark den Rest. So war das Werk der Schuldentilgung herrlich ausgeführt.

Hatte das ganze Land jetzt so willig dem Churfürsten geholfen, so ließ dieser es sich um so mehr hohe Pflicht sein, auch das Möglichste für des Landes Wohlfahrt zu thun. Er erweiterte seine Länder zwar nicht, aber er verbesserte sie; er kaufte keine neuen Besitzungen, aber er brachte die ererbten in Flor und vermehrte die Bevölkerung. Die unglücklichen Niederländer, welche von Spanien hart bedrückt und verfolgt wurden, nahm er bei ihrer Auswanderung gern in seine Staaten auf. Sie ließen sich in Stendal, Züllichau, Brandenburg, Krossen und Wittstock nieder, wo sie durch ihre Betriebsamkeit die Fabriken und Manufacturen vervielfältigten und verbesserten. Die Städte blühten, der Handel war sehr lebhaft. Ordnung drang in die Verwaltung der Landeseinkünfte, Gerechtigkeit waltete vor den Richterstühlen. Die bessere und fleißigere Betreibung des Garten- und Ackerbaues und der Viehzucht brachte Nahrungsmittel in Ueberfluß, so daß im Jahre 1593 ein Schaf 16, ein Scheffel Korn 12, ein Schock Eier 4 und ein Pfund Butter 2 Pfennige kostete. Für eine Kuh gab man 3 Groschen, und ein Taglöhner bekam 2 Pfennige Taglohn. Abergläubische Menschen meinten, es habe Getreide geregnet, und das Vieh sei aus der Erde gewachsen. Man wußte sich diesen Segen sonst nicht zu erklären. Wir müssen aber auch bedenken, daß damals baares Geld noch seltener war und deshalb weit größern Werth hatte.

Vorzüglich sorgte der Churfürst für den ehrenwerthen Bauernstand. Er liebte und schützte ihn. Manche seiner Verordnungen bezeugen, wie sehr es sein Zweck war, daß der Landmann nicht mehr der gedrückte und geplagte Mann sein sollte. Daher nahm denn auch die Bevölkerung in den Dörfern mehr und mehr zu, und ein allgemeiner Wohlstand wurde sichtbar. Aber dessen gewöhnliche Begleiter, Ueppigkeit und Schwelgerei, fanden auch in unserm Vaterlande sehr offene Arme, und strenge Gesetze mußten dieses Unheil dämpfen.

So hatte also Johann Georg das auf's schönste vollführt, was er beim Anfange seiner Regierung sich vorgenommen, nämlich Landeswohl zu befördern und herbeizuführen. Nun zeigte er noch obendrein dem Lande, daß er wohl den Beinamen der Sparsame, nicht aber der Geizige verdiene.

Er ließ das Schloß zu Berlin erweitern, die Festungen im Lande stärker machen und neue Jagdschlösser bauen. Maler, Buchdrucker, Formschneider und Künstler aller Art fanden bei ihm Aufnahme und Unterstützung. Die Bildungsanstalten erweiterte und vermehrte er. Und damit so manche anstößige Zwistigkeit unter den Geistlichen über Lehren der Religion beendigt würde, verband er sich mit mehreren deutschen Fürsten, um zur Richtschnur eine allgemeine Lehrformel auszuarbeiten. Da diese zwischen den Streitenden Frieden hervorbringen sollte, so nannte man sie Eintrachtsformel.

Um fremde Welthändel kümmerte sich der Churfürst nicht, und zwar nicht aus Furcht, denn er pflegte zu sagen: „Wirft mich Jemand in den Kriegssattel, so soll er Mühe haben, mich wieder herauszubringen," — sondern aus Grundsatz, damit er besser für sein Land und Volk sorgen könne. Es war ihm genug, die Mitbelehnung über Preußen zu erneuern.

Vor seinem Tode bestimmte er, daß sein Sohn Christian die Neumark erhalten solle. Der Churprinz widersprach dieser Anordnung, und wir werden nachher hören, wie diese Sache vermittelt wurde. Der Umfang des Churfürstenthums war 666 □Meilen.

Joachim Friedrich, des vorigen Churfürsten Sohn, war bereits zwei und funfzig Jahr alt, als er zur Regierung kam. Er hatte aber schon zwei und dreißig Jahr lang über das Erzbisthum Magdeburg regiert, und zwar mit solcher Weisheit und Liebe, daß das Erzstift aus Dankbarkeit den brandenburgischen Prinzen Christian Wilhelm zum Nachfolger des Vaters erwählte. So war also Joachim Friedrich hinlänglich auf den Thron vorbereitet, den er nach seinem Vater bestieg. Mit diesem hatte er in den letzten Jahren nicht in Einigkeit gelebt. Johann Georg hatte durch eine willkürliche Verfügung seinem Lieblingssohne Christian die Neumark zugesprochen und dadurch das Churfürstenthum getheilt. Das war der Hausverordnung Albrecht's Achilles zuwider. Joachim Friedrich widersetzte sich daher der väterlichen Verfügung, indem er voraussah, daß bei solchen immer widerkehrenden Zersplitterungen der Staat nie zu großer Bedeutung gelangen würde. Und darin hatte er sehr Recht. Nun war aber das Testament vom Kaiser Rudolph bestätigt und erhielt dadurch vorzüglich eine Rechtsgültigkeit. Diese Bestätigung mußte zurückgenommen werden, bevor man Etwas zu unternehmen vermochte. Das that denn auch Rudolph bald. Er erklärte, er habe seiner Bestätigung ausdrücklich die Worte hinzugefügt: Jedermann an seinen Rechten unbeschadet, und wenn der Churfürst nun seine Rechte gekränkt glaube, so möge er das Testament aufheben.

Jetzt ließ sich Joachim Friedrich durch nichts abhalten, alle Länder des Churfürstenthums in Besitz zu nehmen. Sein Bruder Christian erhob laute Klagen und verlangte Entschädigung. Diese ward ihm denn auch auf eine andere Art gewährt.

Es regierte in den fränkischen Fürstenthümern der letzte Nachkomme der beiden Söhne des Churfürsten Albrecht Achilles, der Markgraf Georg Friedrich, ein Vetter und Freund unsers Churfürsten. Zu seinen Besitzungen gehörten Anspach und Baireuth in Franken und das Fürstenthum Jägerndorf in Oberschlesien. Dazu führte er als nächster Lehnsberechtigter die vormundschaftliche Regierung über Preußen; denn der Herzog dieses Landes, Albrecht Friedrich, ein Sohn des früher schon erwähnten Albrecht, war von einer Schwermuth befallen, die bald in Blödsinn ausartete, als

er wenige Wochen mit der ältesten Schwester des Herzogs von Jülich, Cleve, Berg und Mark verheirathet war.

Dieser reiche und mächtige Vetter in Franken war kinderlos und hatte keine näheren Erben, als die churfürstliche Linie in Brandenburg. Ihr fielen nach seinem Tode alle Besitzungen und Gerechtsame zu. Um nun die unzufriedenen Brüder zufrieden zu stellen, machte unser Churfürst den Markgrafen Georg Friedrich geneigt, schon jetzt die Erbschaft zu vertheilen. Es kamen die Gesandten beider Fürsten nach Gera und schlossen hier einen wichtigen Vergleich, welcher der Geraische Vertrag genannt wird. In demselben hieß es: „Der älteste Prinz des Churhauses bekommt immer unzertheilt die ganze Mark Brandenburg; die beiden Brüder des Churfürsten Joachim Friedrich erhalten die Fürstenthümer Anspach und Baireuth. Das Land Jägerndorf in Schlesien erbt des Churfürsten zweiter Sohn, Johann Georg, und über das Herzogthum Preußen erhält Brandenburg nach des Markgrafen Tode die vormundschaftliche Regierung. Stirbt der blödsinnige Herzog, so gelangt Brandenburg in den erblichen Besitz dieses Landes."

Dieser Vertrag wurde **1598** geschlossen. Fünf Jahre nachher sollte er schon in Erfüllung gehen. Markgraf Georg Friedrich starb **1603**, und nach seinem Tode waren Joachim Friedrich's Brüder die Stifter der Fürstenlinie in den fränkischen Ländern, die ungefähr zweihundert Jahre nachher erlosch.

Der Geraische Vertrag setzte nun aber auch den Churfürsten zum Vormunde des kranken preußischen Herzogs und zum Regenten seines Landes. Das geschah aber wieder nicht ohne Opfer, die den polnischen Ständen gebracht werden mußten, aber gern gebracht wurden, weil man es für gut fand, das Recht auf Preußen sehr bündig zu machen. Dazu sollte auch noch eine Doppelheirath dienen. Der Churprinz Johann Sigismund hatte die älteste Tochter des preußischen Herzogs zur Gemahlinn, der Churfürst selbst heirathete nach dem Tode seiner ersten Gattinn die zweite Tochter. Nun war das Erbrecht ganz unbestritten. Unsere Geschichte wird uns aber recht bald erzählen, wie diese Doppelheirath auf eine andere Weise unserm Vaterlande große Vortheile brachte.

Die Regentenvorzüge, die Joachim Friedrich in seiner Regierung als Erzbischof zeigte, hat er auch als Churfürst bewährt. Er erhielt das Land in Frieden, den Ackerbau im Fortschreiten und den Handel in Flor. Unter ihm wurde die erste Glasfabrik im Lande angelegt, welche bald so viel Waaren lieferte, daß man die Einfuhr alles ausländischen Glases verbieten konnte. — Solche Thätigkeit in den Beschäftigungen und Nahrungszweigen brachte vermehrten Wohlstand. Aber es ist auch leider hier wieder die Klage zu führen, daß mit ihm ein übermäßiger Aufwand allgemein wurde. Diesem folgten nicht selten Dürftigkeit und Armuth, ja, nicht minder Sittenlosigkeit und Laster. Des Churfürsten eigene Worte sagen uns am besten darüber den Zustand der Einwohner. „Mit großer Betrübniß meines Gemüths spüre ich täglich mehr, in was Armuth und Verringerung bürgerlicher Nahrung die Städte und deren Einwohner gerathen, welches Alles aus Mißbrauch und Ueberfluß an Essen und Getränken, so wie aus der stattlichen und übermäßigen Pracht an allerhand fremder köstlicher Tracht, Kleidung, Schmuck und Geschmeide entsteht. Die Hoffart ist über das Vermögen der Leute gestiegen, und das also, daß noch täglich damit kein Aufhören ist." — Eine strenge Speise- und Kleiderordnung erschien bald da-

rauf, und um die Einschränkungen in diesem üppigen Aufwande desto bestimmter festzusetzen, wurden alle Unterthanen in vier Klassen getheilt. Jeder Klasse schrieb man genau vor, wie weit sie ihre Ueppigkeit treiben dürfe. Das Tragen der sammtnen und seidenen Zeuge wurde ohne Ausnahme verboten; der Churfürst selbst ging dadurch mit gutem Beispiele voran, daß er alles Gepränge vermied. In dieser Einfachheit, Mäßigkeit und Häuslichkeit stand ihm seine erste Gemahlinn, Katharine, verehrungswürdig und musterhaft zur Seite. Ihr gebührt mit Recht der Namen Landesmutter im edelsten Sinne des Worts. Ihren menschenfreundlichen Sinn bezeugt bis auf den heutigen Tag eine wohlthätige Anstalt, die ihr den Ursprung verdankt. Katharine legte bei Berlin einige Kuhmelkereien an und ließ die Milch in der Hauptstadt auf einem Platze verkaufen, der noch der Molkenmarkt heißt. Den Erlös aus diesem Verkaufe verwendete sie zur Unterstützung armer Menschen und stiftete davon insbesondere eine Apotheke, aus welcher jeder arme Kranke unentgeltlich Arzenei erhielt. Es ist dies die jetzige Schloß-Apotheke zu Berlin, welche noch fortwährend den edlen Stiftungszweck erfüllt.

Ganz vorzüglich aber ist Joachim Friedrich zu loben, daß er Zügellosigkeit und rohe Sinnlichkeit durch das richtigste aller Mittel, durch die geistige Ausbildung seiner Unterthanen, zu verdrängen suchte. Denn sobald der Mensch durch Unterricht und Belehrung erst schönere und edlere Freuden kennen gelernt hat, als sinnliche Reize ihm gewähren, so wird er auch mehr und mehr nach diesen bessern streben. Darum sorgte der Churfürst für Anlegung mehrerer Schulen. Die wichtigste Stiftung dieser Art ist das Joachimsthalsche Gymnasium, für welches er das Jagdschloß Joachimsthal in der Ukermark bestimmte und es mit vielen Gütern versah. Einhundert und zwanzig arme, aber mit Anlagen begabte Jünglinge wurden hier ganz auf des Churfürsten Kosten erzogen und unterrichtet. Späterhin verlegte man diese Anstalt nach Berlin, wo sie bis auf den heutigen Tag unter jenem Namen besteht.

Eben so sehr sorgte der Regent für die Landeskirche. Es wurden die aus früherer Zeit beibehaltenen Prozessionen, mehrere andere äußerliche Gebräuche und die Feier von nicht weniger, als vier und funfzig Apostel- und Heiligen-Festtagen abgeschafft.

In der Verwaltung des Reichs bleibt es merkwürdig, daß unter dieser Regierung das erste Staatsministerium gebildet wurde. Es erhielt den Namen geheimer Staatsrath und bestand aus acht Mitgliedern. An seiner Spitze stand der Fürst selbst. Vor dieser Behörde wurden alle Landesangelegenheiten gemeinschaftlich verhandelt.

Die Gerechtigkeitspflege erlitt keine bedeutende Veränderungen. Nur sah des Churfürsten Auge unerbittlich darauf, daß unpartheiisch Recht und Gerechtigkeit im Lande walteten. Ungerechtigkeit empörte ihn auf's äußerste. Als an seinem Sterbetage ihm noch ein Berliner Zimmermann in einer Bitschrift klagte, daß man seinen Schwager zu Fürstenwalde ermordet habe, schlug der Churfürst seine Hände zusammen, hob sie gen Himmel und sprach mit tiefem Schmerze: „Ach, lieber Gott, wie wird das Todtschlagen so allgemein! Gott muß das Land strafen!“ — Wenige Stunden darauf verschied er. — An Umfang hatte das Churfürstenthum unter seiner Regierung nichts gewonnen.

## 23. Johann Sigismund 1608—19.

Johann Sigismund war eben auf einer Reise nach Königsberg begriffen, als er die Botschaft von dem Ende seines Vaters erhielt. Nachdem er den ersten Schmerz ausgeweint hatte, setzte er seine Reise nach Preußen fort, denn es schien ihm seine Gegenwart dort vor Allem nothwendig. Es warteten hier seiner auch die hartnäckigsten Widersprüche über Belehnung und Regentschaft. Unerwartet leicht gewann er zwar die vormundschaftliche Regierung über das Land, weil Adel, Städte und Volk ihm wohlwollten; aber schwer wurde es ihm, von Polen die Belehnung zu erhalten. Hier machte man ihm nach gewohnter Weise viele Schwierigkeiten, und man mußte erst zu dem alten Mittel: Geldspenden, Versprechungen und Annahme harter Bedingungen die Zuflucht nehmen, bevor man Polen und dessen Landstände zur Einwilligung zu bringen vermochte. Im Jahr **1611** geschah denn die feierliche Belehnung, welche der junge Churfürst in eigener Person empfing.

Aber Ruhe sollte ihm nicht werden, denn schon war auf einem andern Punkte des Streitens und Zankens über das Mein und Dein kein Ende, und Brandenburg dabei sehr betheiligt. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve und Berg und Graf von Mark und Ravensberg, starb **1609**, ohne leibliche Erben zu hinterlassen. Zu dieser schönen Erbschaft meldeten sich nun viele Erblustige, und wer auch nur entfernt einen Anspruch darthun zu können glaubte, strebte eifrig dahin, sich ein Stück derselben zuzueignen. Unter allen Erben war das Haus Brandenburg aber der vollgültigste. Der ältesten Schwester des verstorbenen Fürsten, Maria Eleonore, Herzoginn von Preußen, war die ganze Erbschaft laut Verträgen zugesichert, und die übrigen Geschwister hatten allen Ansprüchen gegen sehr bedeutende Geldentschädigungen entsagt. Nun hatte aber die Herzoginn Eleonore keine Söhne, sondern nur Töchter, und diese waren an das Brandenburgische Churhaus vermählt. Die Erbansprüche der preußischen Fürstinn gingen also auf dasselbe über, denn Eleonore war leider 8 Monate vor dem Tode ihres Bruders gestorben. Diesen Umstand benutzte jedoch der Pfalzgraf von Neuburg, Gemahl der zweiten Schwester des Herzogs Johann Wilhelm, und behauptete, jetzt trete nicht die Tochter, sondern die Schwester in die Erbrechte der wirklichen Erbinn, da überdies von dieser Schwester männliche Erben vorhanden seien. Brandenburg bestand auf alleiniges Erbrecht, eben so der Pfalzgraf. Jeder suchte sich, so schnell als möglich, in den Besitz recht vieler Landestheile zu setzen. Das geschah denn auch, und man sah noch nicht das Ende dieses Streites ab. Aber Furcht vor einem Dritten vereinigte beide Partheien vorläufig schneller, als man hätte erwarten können. Der Kaiser Rudolph II. hatte auch sehr große Lust, einigen Gewinn von der Erbschaft zu ziehen. Er war daher höchst erzürnt darüber, daß Brandenburg und Neuburg so rasch zugriffen und dadurch seine Plane störten. Um nun einen Vorwand zur Einmischung vorzubringen, wollte er als Schiedsrichter in dieser streitigen Sache angesehen sein, erklärte die Besitznahme für ungültig und verlangte die clevischen Länder so lange zur Verwaltung, bis der Zwist geschlichtet worden. Damit er aber festen Fuß in der schönen Erbschaft fasse, ließ er mit Gewalt die starke Feste Jülich besetzen. An dieser That erkannten Brandenburg und Neuburg die Absicht des Kaisers. Schnell vereinigten sie sich und strebten nun vor allen Dingen danach, Rudolph's Absicht zu hintertreiben. Zu Dortmund schlossen sie **1610** einen Vergleich dahin, daß beide Fürstenhäuser alle clevischen Länder **gemeinschaftlich** regieren

sollten. Des Kaisers Widerspruch wurde nicht gehört, und gewaltthätig durfte er nicht verfahren. Denn schon hatten die evangelischen Fürsten die Gefahr erkannt, in welche sie durch des Kaisers willkürliches Benehmen in manchen Reichsangelegenheiten und besonders in dieser Streitsache kommen könnten. Deshalb hatten sie zu Halle in Schwaben einen Verein, die Union, geschlossen, um nöthigenfalls dem Kaiser mit Gewalt zu begegnen. Die Gegenparthei setzte nun wohl diesem Bunde einen andern entgegen, die Lige genannt, aber die drohende Stellung der Union war doch zu gefährlich, um sie bezwingen zu können. Man brachte dagegen den Kaiser dahin, Jülich und die übrigen in Besitz genommenen Länder wieder herauszugeben.

Kaum hatten die Kaiserlichen das Land geräumt, kaum konnten Brandenburg und Neuburg sich nun in Ruhe ihrer Erbschaft erfreuen, so entbrannte der Zwist zwischen ihnen von neuem und wurde immer heftiger und heftiger. Wie mochte das enden! — Da ersann man ein Mittel, welches sicher zum Frieden führen sollte. Eine Heirath war es, zwischen dem jungen Pfalzgrafen von Neuburg und der Tochter Johann Sigismund's. Der Vorschlag gefiel, denn jeder Theil glaubte, dadurch Vortheile zu erringen. Es versammelten sich der Churfürst von Brandenburg und der junge Pfalzgraf von Neuburg nebst vielen Herren und Rittern aus ihren und den clevischen Ländern im Jahre 1613 zu Düsseldorf. Hier sollte das Vereinigungswerk zu Stande gebracht werden. Mit der Heirath war man allgemein zufrieden, aber in der Bestimmung des Heirathsgutes konnte man sich nicht vereinigen. Der Pfalzgraf verlangte die ganze Clevische Erbschaft; der Churfürst wollte davon Nichts wissen. Einst kam bei einem Mittagsmahle unglücklicherweise die Rede auf die Mitgift. Die Köpfe waren vom Weine erhitzt, man sprach mit Heftigkeit und ganz so, wie man es meinte. Der Neuburger sagte, man müsse ihm schon aus Dank eine reiche Mitgift zugestehen, da er Brandenburg zu Gefallen die Prinzessinn zur Gemahlinn nehme; der Churfürst aber antwortete, daß er auch nicht ein Dorf aus diesem Grunde abtreten werde, denn ein Pfalzgraf könne sich Glück wünschen, auch ohne Heirathsgut die Tochter eines Churfürsten zu erhalten. Diese Rede erwiderte der junge Fürst in sehr harten und wirklich unziemlichen Worten. Das konnte der alte Churfürst nicht ertragen. Wüthend sprang er auf und gab dem Pfalzgrafen, angesichts aller Gäste, eine derbe Ohrfeige. Es hat wohl nie ein Backenstreich so plötzliche und so folgenreiche Wirkungen hervorgebracht. Außer sich vor Wuth, eilte der Neuburger zum Speisesaale hinaus, befahl sogleich seinem Gefolge aufzubrechen und reisete in seine Staaten zurück. Hier angekommen, ging er zur katholischen Kirche über und schloß sich eng an die Lige. Nun konnte er auf den mächtigen Beistand dieses Bundes und auf die Hülfe der Spanier rechnen. Letztere säumten auch nicht, sofort in die clevischen Länder einzufallen.

Auch Churfürst Johann Sigismund blieb der Kirche nicht zugethan, zu welcher sein Haus sich bisher bekannt hatte, sondern nahm das schweizerische Bekenntniß an; ob aus innerer Ueberzeugung, oder um sich die Holländer geneigt zu machen, damit er ihrer Hülfe desto gewisser sei, läßt sich nicht bestimmen. Doch ist von ihm zu rühmen, daß er nie der Gewissensfreiheit seiner Unterthanen zu nahe getreten ist, sondern daß er mit redlichem Herzen bei seinem Uebertritte sprach: „Ich maße mir keine Herrschaft über das Gewissen an, wie das auch keiner Obrigkeit zukommt. Aber eben so wenig dürfen sich auch die Unterthanen einfallen lassen, der

Obrigkeit vorzuschreiben, was sie ihrem Gewissen nach glauben und bekennen soll."

Mit den damals so kriegerischen Holländern kam wirklich noch in demselben Jahre ein Bündniß zu Stande. Sie rüsteten sich schnell und drangen zu Gunsten Brandenburg's in die clevischen Länder. Dazu liehen sie dem Churfürsten 100,000 Thaler. Diese Geldhülfe sollte aber unserm Vaterlande theuer zu stehen kommen. Weder Johann Sigismund, noch sein Nachfolger bezahlten Kapital und Zinsen. Die Schuld schwoll so an, daß sie am Ende über zwölf Millionen Gulden betrug. Es wird zu seiner Zeit ihrer Tilgung Erwähnung geschehen. —

So waren also die Schwerter aus der Scheide gerissen. Spanier und Holländer tummelten sich in den schönen Erbschaftsländern herum und drückten dieselben durch viele Erpressungen. Union und Lige standen im Begriff, ebenfalls mit ihren Schaaren loszubrechen, — da lenkte die gütig waltende Vorsehung über Länder und Völker diesmal den Kriegssturm hinweg und brachte die gezückten Waffen zur Ruhe. Einige fremde Mächte legten sich in's Mittel und verglichen zu Xanten im November 1614 die streitenden Häuser. Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg; Neuburg Jülich und Berg.

Außer der clevischen Ländererwerbung war es diesem Churfürsten noch vorbehalten, in den erblichen Besitz Preußen's zu kommen. Der blödsinnige Herzog starb 1618, und da man früher Polen zufrieden gestellt hatte, so wurde nun ohne Widerrede das Land dem Churhause Brandenburg übergeben. Johann Sigismund freute sich seines neuen Besitzthums so sehr, daß er persönlich hinzureisen beschloß, um in eigner Person die nöthigen Anordnungen und Einrichtungen zu treffen. Aber er sollte dieses Glücks nicht völlig genießen. Noch vor Ende des Jahres 1618 rührte ihn zu Königsberg der Schlag und machte ihn zu allen Geschäften untüchtig. Er kehrte im folgenden Jahre nach Berlin zurück, legte feierlich die Regierung nieder und übertrug sie dem Churprinzen Georg Wilhelm. Er selbst wollte sein Leben ganz in der Stille beschließen und bezog deswegen das Haus seines treuen Kammerdieners Anton Freitag, in der Poststraße zu Berlin. Hier ist er denn auch den 23. Decbr. 1619 verschieden. Seine zweite Tochter, Maria Eleonore, vermählte sich mit dem berühmten Gustav Adolph, König von Schweden.

Der Umfang des Staats war unter dieser Regierung auf 1444 □Meilen gewachsen. Diese Ausdehnung brachte aber dem innern Zustande des Landes kein Heil. Der Wohlstand nahm ab, der Handel wurde nach und nach unbedeutender. Die Ländererwerbungen in Osten und Westen hatten außerordentliche Kosten verursacht. Des clevischen Erbschaftsstreites wegen mußte Brandenburg große Kriegsrüstungen machen, um allenfalls mit bewaffneter Hand sein Recht zu vertheidigen. Damals hatte aber unser Vaterland noch kein stehendes Heer. Es mußte fremde Söldner mit schweren Kosten anwerben und unterhalten. Und ob es gleich nicht zum Kriege kam, so waren doch die angeworbenen Schaaren lange Zeit zu besolden; ja dies Gesindel erkühnte sich, truppweise im Lande umherzuziehen und Erpressungen und Unfug aller Art zu begehen. Zornig darüber befahl Johann Sigismund, dies Gesindel, diese Menschenplacker, wie er sie nannte, aufzugreifen, todtzuschlagen, oder aus dem Lande zu jagen. Dadurch wurde aber dem Uebel nicht gesteuert.

Aus diesen Gründen häuften sich die Schulden, die Abgaben mußten erhöhet und vermehrt werden. Der Druck wurde immer größer. Der Adel ergab sich der Schwelgerei, die Geistlichkeit lebte in Zank und Zwietracht, die Bürger vernachlässigten ihr Gewerbe, der Bauer betrieb nicht mit Thätigkeit den Ackerbau. Es entstand eine Theurung, in welcher der Scheffel Roggen $2^1/_2$ Thlr. und eine Tonne Bier 3 Thlr. kostete, gewiß ein sehr hoher Preis, wenn wir damit die niedrigen Preise unter den vorigen Regierungen vergleichen. Und um das Elend des Landes noch zu steigern, entstand 1611 eine Pest, welche Tausende von Menschen wegraffte und einige Gegenden der Mark fast entvölkerte.

In einem solchen Tumulte sanken die Wissenschaften, es floh die Kunst. Der so schön begonnene Anfang zur Ausbildung des Geistes unter den Brandenburgern verschwand, und Aberglauben, Unwissenheit und Rohheit nahmen den kaum verlornen Platz wieder ein. Und dies war erst der Beginn des Verfalls und des Jammers unsres Vaterlandes. Es sollte eine furchtbare Zeit für dasselbe kommen.

---

## 24. Georg Wilhelm, 1619—40.

Die ein und zwanzigjährige Regierung dieses Fürsten ist die Schattenzeit Brandenburg's unter den Hohenzollern. Das Bild, welches uns die Geschichte darstellt, ist grausenerregend und erfüllt das Herz des Vaterlandsfreundes mit Wehmuth und Schmerz. Wie überhaupt diese Jahre die Zeit des Schreckens, der Verwüstung und Verheerung fast aller deutschen Gauen waren, so insbesondere sehr stark und fühlbar für Brandenburg. Denn zu solcher Zeit der Stürme und der Noth, wie in jenem schrecklichen Kriege von 1618—48, den wir den dreißigjährigen nennen, bedarf der Staat am ersten einer festen Stütze und eines kräftigen Schirmes in seinem Regenten; um so größer mußte auch das Unglück des brandenburgischen Volkes sein, da sein Fürst schwach, lenksam, nachgiebig und leicht zu umstricken war. Georg Wilhelm's Herz war gut, auch der Willen in ihm, sein Land segensvoll zu regieren, aber der Geist hatte nicht die Kraft, den Willen zur That zu führen. Hätte dieser Churfürst in einer ruhigen Zeit regiert, so wären seine Schwächen gewiß dem Lande nicht so sehr nachtheilig gewesen; zum Unglück sollte aber ein großes Ungewitter fast ganz Europa in Kriegsflammen setzen, und dieser Zeit war er nicht gewachsen. Wenn nun andere deutsche Staaten, deren kräftige Fürsten manches Unheil von sich und ihren Völkern noch mit starker Hand abwehrten, in Noth und Elend sanken, wie viel mehr unser Vaterland unter einem zwar gutmüthigen, aber schwachen, lenksamen Herrscher! Und wen hat die allgemeine Stimme den Lenker des Churfürsten genannt? Einen Mann, den das Land Verräther schalt, — den Grafen Adam zu Schwarzenberg. Fürst und Minister sind aber oft zu hart beurtheilt, und besonders ist letzterm viel Unheil zur Last gelegt, was er doch, wie es sich immer mehr zeigt, nicht verschuldet hat.

Georg Wilhelm lernte den Grafen in der Zeit kennen, als er, noch Churprinz, zum Statthalter der clevischen Länder von seinem Vater ernannt wurde. Schwarzenberg war Rath im Dienste des Herzogs von Jülich und Cleve und hatte mehrere Güter in diesen Ländern. Seine Gewandtheit, sein einschmeichelndes Wesen, seine trefflichen Anlagen zeichneten ihn vor

allen Beamten aus. Der neue Statthalter bemerkte ihn bald und zog ihn immer näher an sich.

Kaum war Georg Wilhelm zur Regierung gekommen, so wurde Schwarzenberg nach Berlin berufen und zum ersten Minister, Oberkämmerer und Oberbefehlshaber der brandenburgischen Truppen ernannt. Es vereinigten sich also die höchsten Staatsämter in der Person eines Mannes, welcher den alten Churmärkern mit Recht als Fremdling und unrechtmäßiger Emporkömmling erschien. Hinreichender Grund für den Neid, den Grafen mit scheelen Augen anzusehn. Daß er aber der katholischen Kirche angehörte und, wie man hier und da behauptete, als kaiserlicher Rath vom Kaiser zu Wien Sold bezöge, dies benutzte man, ihm zum Verräther zu erniedrigen und Viele im Volke dahin zu bringen, seinen Namen mit Abscheu zu nennen. Eine gar üble Sache für den ersten Minister eines Fürsten.

Noch ehe Georg Wilhelm Brandenburg's Thron bestieg, hatte der dreißigjährige Krieg in Böhmen seinen Anfang genommen, und als noch seine Gräuel vom Vaterlande fern waren, betrübte er doch das Herz unsers Fürsten in dem Schicksale seiner Verwandten. Der durch Kaiser Ferdinand aus Böhmen verjagte König, Friedrich V., Churfürst von der Pfalz, war Georg Wilhelm's Schwager. Der unglückliche Flüchtling eilte nach Breslau und bat dringend unsern Churfürsten um einen sichern Aufenthalt zu Spandau. Aber Georg Wilhelm antwortete, es fehle in den Zimmern an Tapeten, und es gebe kein einziges Gemach, welches für ein fürstliches bestehen könne; denn er hing fest an dem Kaiser und fürchtete dessen Zorn. Nach langem Bitten wurde dem unglücklichen Friedrich ein Aufenthalt zu Frankfurt a. d. O., dann zu Küstrin und endlich im Schlosse zu Berlin gewährt. Kaiser Ferdinand aber nahm dies übel auf, und unser schwacher Churfürst bestürmte nun so lange seine Verwandten, bis sie aus seinen Staaten über Holland nach England flohen. Der vertriebene böhmische König wurde darauf in die Reichsacht erklärt, und seine pfälzischen Erbländer den kaiserlichen Helfershelfern zugetheilt. Gleiches Loos hatte Friedrich's Verbündeter, der Fürst Johann Georg von Jägerndorf, ein Oheim Georg Wilhelm's. Dadurch wurde eine Ungerechtigkeit an unserm Vaterlande begangen, denn dies hatte erbliche Anwartschaft an jene schlesischen Besitzungen. Aber man achtete der Einreden unsers Churfürsten nicht; der Kaiser wußte wohl, daß er von diesem nichts zu befürchten hatte.

Im Jahre **1625** näherte sich nun der Krieg mit seinen Uebeln dem Lande selbst. Der Graf von Mannsfeld, ein heftiger Gegner des Kaisers, drang in die Churmark, und da zu der damaligen Zeit die Soldatenschaaren nur von Raub und Plünderung erhalten wurden, so ließ Mannsfeld sofort Lieferungen aller Art gewaltsamerweise eintreiben. Dazu mißhandelte man die Einwohner auf die schrecklichste Weise. Diese versuchten, Selbstrache zu üben, aber nun steckten die Soldaten die Dörfer an und verschonten weder Kinder, noch Greise. Zwar wurde der brandenburgische Obrist Kracht gegen diese Räuber beordert, um Ordnug zu erhalten und die Unterthanen zu beschützen; aber er hatte so wenig Söldner, daß sie den raubenden Schaaren nicht gewachsen waren. So wurde denn die Erbitterung, und mit ihr die Grausamkeit nur vergrößert. Denn das war eben das Unglück des Landes, daß seinem Fürsten eine kräftige Handlungsweise mangelte.

Kaum hatt Mannsfeld die Mark verlassen, als die kaiserlichen Generale Tilly und Wallenstein ihren Sitz in derselben aufschlugen. Als Wallen-

stein den brandenburgischen Grenzen sich näherte, bat man ihn, eines partheilosen Landes zu schonen. „Und wäre das Land mit einem seidenen Faden umzogen, es wird nicht berührt," sprach er; aber wie hielt er Wort! Im November **1627** rückte er in die Mittelmark, der General Pappenheim in die Altmark. Und nun war der Erpressungen und Lieferungen kein Ende, denn das Land mußte diese Heere ernähren und besolden. Die Neumark hatte monatlich 40,000 Thaler an baarem Gelde, täglich 40 — 50 Gerichte für die hohen und 6 — 12 für die niedern Offiziere anzuschaffen. Eben so und noch härter verfuhr man in den übrigen Landestheilen. Dessenungeachtet raubten die Horden, was ihnen in die Hände fiel; selbst die heiligen Gotteshäuser blieben nicht verschont. Das Land klagte und jammerte, denn Städte und Dörfer wurden zu Wüsteneien, der Ackerbau und alle Handthierungen lagen still; wo noch Menschen waren, herrschten Mangel und Elend. Vergebens brachte der Churfürst die bittersten und rührendsten Beschwerden beim Kaiser an; vergebens schrieb er nach Wien: „Mancher Kreis muß monatlich 25,000 Thaler bezahlen, Berlin allein 15,000 Thlr.; die Felder liegen unbebaut, weil man den Bauern Pferde und Spannvieh nimmt, viele hundert Häuser sind verlassen, weil die Bürger wegen Armuth und Bedrückungen entfliehen!" — Man antwortete kalt: „Das ist der Krieg." Der ganze Schaden, welchen Wallenstein der Mark zufügte, betrug an 20 Millionen Thaler. — So wurde das arme Land härter von seinen Freunden, als von seinen Feinden ausgeplündert. Das verschuldete aber weder der Churfürst, noch Schwarzenberg. Was vermochte Brandenburg gegen den Kaiser, welcher gerade zu dieser Zeit so mächtig und siegreich dastand! Und das Kaiser Ferdinand sich seiner Kraft bewußt war, zeigten seine Befehle.

Im Jahre **1629** erschien das Kaiserliche Machtwort; „Alle eingezogenen Stifter, Klöster und geistlichen Güter sollen herausgegeben, und die protestantische Lehre soll hinfort nicht mehr geduldet werden." Man nennt dies das Restitutionsedikt. — Falls man diesen Befehl ausführte, verlor unser Land die Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Lebus und viele Klostergüter; mußte seine Kirche ändern und unabsehlichen Wirrwarr dadurch herbeiführen. Doch die Wege der Vorsehung sind wunderbar, denn der Mensch denkt's, aber Gott lenkt's! —

Gustav Adolph, König von Schweden, ein junger, aber muthvoller Fürst, war in jener Zeit der Hort des evangelischen Deutschland's. Hülfeflehend hatte dasselbe nach Norden seine Blicke gerichtet, und schon rüstete der junge König. Denn des Kaisers Generale, Tilly und Wallenstein, hatten ihn vielfach beleidigt; man hatte ihn in Wien spottweise den Schneekönig genannt und seinen gerechten Zorn durch Uebermuth geflissentlich gereizt. Auch der Kaiser Ferdinand sah ihn für so unbedeutend an, daß er bei der erhaltenen schwedischen Kriegserklärung lächelnd zu Tilly sagte: „Wir haben wieder ein kleines Feindel bekommen." Das Alles wollte der tapfere König rächen.

Am 4. Juli **1630** landete er an der pommerschen Küste auf dem Inselchen Ruden bei der Insel Rügen. Als er das Land betrat, warf er sich nieder, und betete: „Nicht meiner, sondern deiner Ehre gilt es, Gott, wie du weißt, und deiner armen bedrängten Kirche." Seine gerührten Offiziere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voll Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Sieg's! Fleißig gebetet, ist halb gefochten." — Er brachte

nur 15,000 Krieger mit, ein Häuflein gegen die großen Schaaren des Kaisers. Aber dieses Häuflein war eine Heldenschaar, Krieger ganz anderer Art, als die kaiserlichen Raubhorden. Ergeben ihrem königlichen Führer bis zum Tode, waren bei ihnen frommer Sinn und strenge Zucht. Zweimal täglich beteten sie, den König in ihrer Mitte, knieend zu dem Herrn der Heerschaaren; sie trugen das Bewußtsein in ihrem frommen Gemüthe, daß Gott mit ihnen sei. Dazu waren sie Kriegsmeister, ihr großer Anführer hatte sie dazu geschaffen.

Gustav Adolph hatte darauf gerechnet, daß ihm die evangelischen Fürsten in Deutschland freudig entgegenkommen und ihn gern unterstützen würden. Doch diese erschraken bei seiner Ankunft und wollten sich nichts mit ihm zu thun machen, weil sie fürchteten, er würde sich gegen die kaiserlichen Kriegsvölker nicht halten können, und dann hätten sie die Rache des Kaisers zu erwarten gehabt. Der erste deutsche Fürst, auf den der König traf, war der Herzog Bogislaw in Pommern. Das schwedische Heer hatte die kaiserlichen schnell aus diesem Lande vertrieben. Plötzlich erschien Gustav Adolph vor Stettin und verlangte vom Herzog diese Stadt, damit er im Rücken einen Waffenplatz habe. Aber der alte Bogislaw wollte vor Angst über diesen Antrag vergehen und kam selbst in des Königs Lager. Auf der einen Seite stand vor ihm das schwedische Heer, auf der andern die Ungnade des Kaisers. Der Herzog zögerte. Da sprach der König: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilet und nöthigt mich nicht, zu wirksameren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können.“ Nach mehreren Verhandlungen rief Bogislaw: „Nun denn, in Gottes Namen,“ öffnete den Schweden Stettin und schloß mit dem Könige ein Bündniß. Ihm folgten hierin zunächst der Landgraf von Hessenkassel und die Stadt Magdeburg.

Desto zaghafter zeigte sich Georg Wilhelm, ganz nach seiner Weise, zum größten Erstaunen Gustav Adolph's, seines Schwagers. Denn wohl hätte der König von dem Churfürsten ein williges Entgegenkommen erwarten dürfen, da die flüchtigen Kaiserlichen Unthat auf Unthat in der Mark verübten und ganz feindlich in derselben hauseten. Die Unmenschlichkeiten waren so groß, daß der sonst so langmüthige und ganz östreichisch gesinnte Georg Wilhelm über diese Gräuel zornig aufwallte, seinen Unterthanen befahl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und jeden kaiserlichen Plünderer ohne Schonung zu ermorden. Was vermochten aber wehrlose Unterthanen gegen gewaffnete Schaaren? Die Soldaten plünderten wüthender, als je. Selbst ein kaiserlicher General schrieb nach Wien: „Wird solchem Unwesen nicht abgeholfen, so muß ich abdanken und von dem Heere weggehen, weil ich, als ein redliches, deutsches Gemüth diese Barbareien nicht ansehen, viel weniger dazu helfen kann.“ — Und dessenungeachtet verweigerte es Georg Wilhelm, sich mit seinem königlichen Schwager zu verbinden. Im Gegentheile beschlossen die beiden Churfürsten von Brandenburg und von Sachsen im Februar 1631 zu Leipzig, weder dem Könige von Schweden, noch dem Kaiser Beistand zu leisten. Ueber dies Beginnen wurde Gustav Adolph höchst unwillig; der Kaiser betrachtete es als Ungehorsam und befahl mit Strenge die Auflösung dieses Bundes. Man hörte jedoch nicht darauf.

Unterdeß rückte der schwedische König mit seinem Heere an die Grenzen unsers Vaterlandes. Da er schon wußte, daß sein churfürstlicher Schwager ihm nicht willig die Hand reichen würde, so mußte er sich mit bewaffneter Hand Durchgang zu verschaffen suchen. Denn Gustav Adolph hatte große Eile. Die Stadt Magdeburg wurde von dem kaiserlichen Generale Tilly sehr hart belagert und bat flehendlich um Hülfe. Diese mußte sie von ihm mit Gewißheit erwarten, denn sie war seine Bundesgenossinn, und doch konnte er nicht vorwärts gehen, bis er den Rücken frei hatte. Mit raschen Schritten eilte er daher die Oder entlang vor Frankfurt. Dort hatten sich die flüchtigen kaiserlichen Schaaren gesammelt. Die Stadt wurde mit Sturm genommen, und jetzt ging der Zug gerade auf Berlin los. Man denke sich den Schrecken und die Angst Georg Wilhelms! Der schwedische König verlangte von ihm die Uebergabe der Festungen Spandau und Küstrin; der Churfürst war aber gar nicht Willens, seinem königlichen Schwager diese Forderung zu erfüllen. Die Furcht vor der kaiserlichen Majestät war bei ihm zu groß. Und doch war das schwedische Heer so nahe, daß kein langes Bedenken galt. In der Heide zwischen Berlin und Köpenik kamen beide Fürsten zu einer Unterredung zusammen: Georg Wilhelm im Glanze seiner Würde, in Begleitung der Churfürstinn, des Churprinzen und des Hofstaats, Gustav Adolph — mit 4 Kanonen und tausend Reutern. Der König machte seinem Schwager die dringendsten Vorstellungen und warf drohende Worte hin, um den schwachen Fürsten zu schrecken; dennoch war dieser nicht zu bewegen. Im Gegentheil bat er sich aus, Schwarzenberg in dieser Sache zu Rathe zu ziehen. Mit unterdrücktem Unwillen gab der König dazu eine halbe Stunde Zeit. Und nun erfolgte die ausweichende Antwort: „da der Staatsrath nicht beisammen sei, so könne kein fester Entschluß gefaßt werden; man müsse den König bitten, übermorgen nach Berlin zu kommen, wo Alles entschieden werden solle." — Das war mehr, als Gustav Adolph zu ertragen vermochte. Zornig wollte er sofort nach Köpenik zurück, um ohne Zögern mit Schwertes Gewalt zu nehmen, was ihm die Freundschaft versagte. Die Churfürstinn besänftigte ihn noch und bat ihn flehentlich, mit ihnen nach Berlin zu gehen. Er willigte ein und schlief die Nacht im Schlosse, von seinen tausend Reutern bewacht. Am folgenden Tage nahmen die Verhandlungen wieder ihren Anfang; noch konnte man nicht zum Ziele kommen. Das ganze schwedische Heer rückte dicht vor Berlin. Georg Wilhelm, mißtrauisch gegen seinen Schwager und zitternd vor des Kaisers Rache, weinte fast vor Angst und bat, ihn aus dem Spiele zu lassen. Nichts! Er sollte sich entweder als Freund, oder Feind erklären. Am Mittage gab der Churfürst seinem Gaste auf dem Schlosse einen großen Schmaus, war aber dabei so verdrießlich, daß er fast kein Wort sprach. „Das wundert mich nicht," sprach der König, „denn meine Forderung ist von großen Folgen. Aber ich verlange es ja nicht für mich, sondern für den Churfürsten selbst, für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen, ja für das Wohl von ganz Europa." Dann wendete er sich zu seinem Tischnachbarn, dem Herzoge von Mecklenburg, und sprach zu diesem so laut, daß es Alle hören konnten: „Meine Reise geht jetzt nach Magdeburg, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so begebe ich mich sogleich auf den Rückweg, mache mich von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe

nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen solchen Vergleich eingehen, wie ich begehre; aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen Nichts habt thun wollen, und es wird euch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch ergehen wird." — Diese ernste Rede schlug durch. Georg Wilhelm übergab die Festungen Spandau und Küstrin, doch nur so lange, bis Magdeburg gerettet sei.

In aller Eile ging nun das schwedische Heer weiter. Es wollte raschen Schrittes bei Wittenberg über die Elbe setzen: da trat ihm ein anderer Churfürst in den Weg und verweigerte den Durchzug. Es war Johann Georg von Sachsen. Gustav Adolph bat und drohete, Couriere über Couriere ritten hin und her; noch war man nicht am Ziele, als plötzlich das Donnerwort erscholl: Magdeburg ist gefallen. Tilly hatte am 20. Mai 1631 die reiche, blühende und stark befestigte Stadt mit Sturm genommen und bis auf einige Fischerhütten an der Elbe rein verheert. 30,000 Einwohner waren eines schmähligen Todes gestorben.

„Ich will dich rächen, unglückliche Stadt, daß die Welt davon erzählen soll!" rief Gustav Adolph laut bei dieser Unglückspost. Er erhob seine Hände und schwur auf das Haupt des grausamen Tilly die Rache des Himmels herab. Unser Churfürst wollte aber jetzt seine Festungen wieder haben, da Magdeburg doch nun verloren sei. Wüthend vor Zorn ließ der König Spandau räumen, eilte aber sofort mit einer Kriegerschaar in die Gegend von Berlin und ließ durch einen Trompeter dem Churfürsten melden, jetzt werde er ihn als Feind behandeln und morgen mit dem Heere vor Berlin erscheinen. Er hielt Wort. Am andern Morgen früh war Berlin von den Schweden umlagert, und die Mündungen ihrer Kanonen drohten der geängstigten Stadt den Untergang. Der Churfürst und alle Räthe waren auf's äußerste bestürzt. An Vertheidigung war nicht zu denken, man hatte nur wenige Schloßsoldaten. Den brandenburgischen Gesandten, welche zu Gustav Adolph kamen, um ihn um Nachsicht zu bitten, gab er im ernstesten Tone die Antwort: „Ich will nicht schlechter behandelt sein, als die Generale des Kaisers. Diese hat euer Herr in seine Länder aufgenommen, ihnen alle Festungen geöffnet, sie mit allen Lebensmitteln versorgt und dadurch nicht einmal eine menschlichere Behandlung für sich und sein Volk erlangen können. Ich verlange nur einige Festungen und Brot für meine Soldaten, dagegen will ich die brandenburgischen Staaten schützen und sie, so viel ich nur kann, vor den Kriegsgetümmel bewahren. Aber auf diese Forderungen bestehe ich, und euer Herr entschließe sich in 4 Stunden, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Residenz geplündert sehen will." — Jetzt galt kein langes Bedenken, man ergab sich den Schweden und schloß einen völligen Vertrag ab. Sie erhielten Spandau und monatlich 30,000 Rthlr. Dem Kaiser schrieb aber der furchtsame Georg Wilhelm in tiefster Ehrfurcht, er habe nur der Gewalt des mächtigen Königs weichen müssen, man möge ihm doch ja verzeihen. Kalt und wegwerfend war die Antwort. Der Churfürst, hieß es, werde noch einmal einsehen, daß er die Freundschaft des Kaisers aus schuldigem Gehorsame der Freundschaft eines fremden Königs hätte vorziehen sollen. — So redete der stolze Ferdinand mit einem der ersten deutschen Fürsten, der ihm obendrein so sehr ergeben war.

Der grausame Tilly hatte unterdeß nach der Verheerung Magdeburg's seine Augen auf das schöne Sachsenland geworfen und die räuberischen Hände darnach ausgestreckt. Der Sachsenfürst, so sprach er vorwendend, solle vom Leipziger Bunde lassen. „Ich sehe wohl" antwortete Churfürst Johann Georg, „Tilly will das lang gesparte sächsische Brot jetzt auftischen. Man pflegt dabei aber auch so mancherlei Hartgebackenes aufzutragen, daß schwer zu beißen ist, und er sehe sich vor, daß er sich nicht die Zähne daran ausbeißt." — Und nun sendete er eiligst nach dem früher verschmähten Gustav Adolph und bat ihn flehentlich um Hülfe gegen Tilly. Hätte der König jetzt den Churfürsten hülflos gelassen, wer hätte es ihm verdenken wollen? aber so dachte sein Herz nicht. Er schloß mit Sachsen einen Bund, vereinigte schnell die Heere und suchte Tilly auf, um ihn für seine Unthaten zu strafen. Dieser war bis Leipzig gekommen, und auf dem Breitenfelde trafen die Heere zusammen — 30,000 Schweden und Sachsen und 35,000 Kaiserliche. Aber die Rachegeister ereilten den Verwüster Magdeburg's hier schon. Er wurde furchtbar geschlagen, er, der noch am Morgen vor der Schlacht sich rühmte, nie besiegt worden zu sein. Von der Verheerung Magdeburg's ab war alles Glück von ihm gewichen, der Segen des Himmels von ihm genommen. Am Lechflusse in Baiern fand er bald nachher seinen Tod. Das ist die gerechte Vergeltung der Vorsehung!

Gustav benutzte seinen Sieg als ein weiser Held. Im Fluge durchzog und eroberte er Franken, die Länder am Rheine und wendete sich nach Baiern. Das ganze Land fiel in seine Hände. Der Kaiser sah sich trostlos nach Hülfe um und schien dieselbe nirgends zu finden. Da gewährte sie ihm ein einziger Mann; es war der uns schon bekannte Wallenstein. Dieser sammelte ein großes Heer, und nach manchen Hin- und Herzügen stellte er sich dem schwedischen Helden in der Ebene von Lützen entgegen. Die Schweden siegten, aber dieser Sieg war theuer erkauft. Ihr großer König war unter den Todten. Er hatte sich im Getümmel der Schlacht zu nahe an den Feind gewagt. Ein kaiserlicher Unteroffizier bemerkt ihn, sieht, daß beim Dahinsprengen Alles ihm ehrfurchtsvoll Platz macht und ruft einem Soldaten zu: „Auf den dort schieße, das muß ein vornehmer Offizier sein!" Der Soldat drückt ab, und die Kugel zerschmettert dem Könige den linken Arm. In dem Augenblicke sprengen seine Reuter dicht hinter ihm her und sehen, daß ihr Feldherr blutet. Es ertönt das Geschrei: „Der König blutet! der König ist erschossen!" Gustav Adolph aber ruft: „Es ist nichts, Kinder, folgt mir!" — Die Verwundung ist jedoch sehr stark, kaum kann er seinen nächsten Begleiter bitten, ihn aus dem Getümmel zu führen. Da fällt nochmals dicht hinter ihm ein Schuß, eine Kugel fährt ihm durch den Rücken. Mit matter Stimme sagt er zum Herzoge von Lauenburg: „Ich habe genug, Bruder, rette du nur dein Leben!" — Besinnungslos stürzt er vom Pferde; über seine Leiche hin gehen Roß und Reuter.

Die Nachricht vom Tode des Königs verursachte in ganz Deutschland einen furchtbaren Schreck. Wer nun diesen schrecklichen Krieg zu Ende führen? — Aber die Vorsehung weiß Wege, wo der Mensch keine finden kann. Des großen Königs großer Kanzler Oxenstierna trat ans Ruder; treffliche schwedische Generale führten die Heere, und so suchte man wenigstens in des geliebten Todten Geiste fortzuwirken. Indeß fehlte das Alles umschlingende Band, die Einheit im Handeln verschwand bei den Generalen, der Gemeinsinn wurde nicht mehr gefunden. Und diese Ursachen machten

es auch, daß die Schweden im Jahr **1634**, zum ersten Male auf deutschem Boden bei Nördlingen hart geschlagen wurden.

Kaum hatten sie diesen Unfall erlitten, als die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg eilten, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Sie waren längst der Schweden müde und nun um so mehr, da sie es ihrer Würde zu nahe glaubten, von dem schwedischen Kanzler Befehle zu erhalten. So kam der Frieden zu Prag **1635** zu Stande. Er versprach den Fürsten, welche ihm beitraten, die Aufhebung des Restitutionsediktes, dem Churfürsten von Brandenburg insbesondere den künftigen Besitz von Pommern.

Dieser Frieden gab unserm armen Vaterlande keine Ruhe. Es wurde vielmehr nun auch von den Schweden feindselig behandelt, die bis hierher doch noch schonend mit demselben verfahren hatten. Feind und Freund, Schweden und Kaiserliche drangen **1636** abermals in Brandenburg ein und hauseten mit großer Wildheit. Und wenn ein feindlicher General sich nach vielen Erpressungen entfernte, so erschien gleich ein anderer, um die Härte in einem noch höheren Grade fortzusetzen. Schlachten wurden auf dem Boden des Landes gefochten, welches kurz vorher mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatte. So bei Wittstock in der Priegnitz, **1636**, zwischen Schweden und Kaiserlichen. Man sah es daher wirklich als kein großes Uebel an, daß mehrere Jahre hindurch in Berlin und in andern Gegenden der Mark die Pest Hunderte von Menschen hinraffte. Das Leben schien in so großer Bedrängniß keinen Werth zu haben.

Unser Vaterland war also rein zerknickt; was das Schwert nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend und Seuchen vernichtet. Und in welchem Grade dies der Fall war, läßt uns folgender Umstand bald erkennen. Der schwedische Feldherr Banner drang **1639** von Pommern aus vor, um die belagerte Stadt Erfurt zu entsetzen. Er nahm aber mit seinem Heere einen Umweg durch Schlesien und Sachsen, nicht, um unseres Vaterlandes zu schonen, sondern weil er es unmöglich fand, in demselben seine Armee zu ernähren. An die Erfurter schrieb er: „Ich würde euch schon lange zu Hülfe gekommen sein, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hunde, noch Katzen, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten können. Durch solche Lande, die der Feind wegen Hungers und Jammers hat verlassen müssen, kann ich meine Armee nicht führen." — Und ein anderer schwedischer General, der, tödtlich krank, nach dem Zuspruche eines Predigers verlangte, konnte auf 5 Meilen umher keinen auffinden.

Das Herzogthum Preußen war von dem dreißigjährigen Verheerungskriege wenig berührt worden, aber es hatte auch dort nicht Ruhe geherrscht, und das Land stellte gar kein freundliches Bild dar. Schon beim Regierungsantritte Georg Wilhelm's fand er große Schwierigkeiten, die Belehnung über Preußen zu erhalten. Der König von Polen und mehrere mißvergnügte, preußische Landstände machten ihm die Sache sehr sauer. Die alten Mittel, Bitten und Bestechungen, mußten wieder aushelfen, und so erlangte der Churfürst **1621** die Belehnung. Aber bald darauf brach ein anderer böser Handel aus. Der König von Polen wollte den jungen König Gustav Adolph von Schweden nicht anerkennen, weil er selbst Ansprüche auf diesen Thron zu haben vermeinte. Gustav Adolph ließ sich nicht necken, sondern rüstete **1626** zum Kriege. Nun mußte Brandenburg wegen der preußischen Lehnspflicht den Polen Hülfe leisten. Georg Wilhelm warb Truppen und ver-

wahrte die Festung Pillau auf's beste. Doch als man den Schwedenkönig noch fern glaubte, landete dieser plötzlich vor Pillau und nahm in drei Stunden die Stadt weg. Die Polen schrieen über Verrath und schwuren hoch und theuer, der Brandenburger halte es mit den Schweden, und die Kanonen in Pillau wären nur mit Pulver geladen gewesen, darum sei die Eroberung so schnell geschehen. Diese Beschuldigung verdroß den Churfürsten. Er wollte seinen Ernst zeigen. 4000 Mann Fußvolk und 600 Reuter sollten jetzt zum polnischen Heere stoßen. Sie waren in vollem Marsche und nahe am Ziele, als Gustav Adolph mit Sturmeseile heranrückte und das ganze Häuflein gefangen nahm. Die Soldaten behielt er und nahm sie in seine Armee auf, die hohen Offiziere und die Kanonen sendete er an Georg Wilhelm zurück und ließ dabei spöttisch sagen: der Churfürst möge künftig für sein Volk und Geschütz besser sorgen. Endlich im Jahre 1629 wurde ein sechsjähriger Waffenstillstand geschlossen, und die Schweden zogen nach Hause. Nun fing aber der König von Polen an, den Churfürsten zu quälen. Er erhob in den beiden Häfen Pillau und Memel ganz willkürlich Seezölle und sog dadurch Preußen aus. Der schwache Georg Wilhelm widersprach zwar, doch der polnische König achtete nicht darauf. Verdrießlich über solche Gewaltstreiche rief der Churfürst einst: „So wahr ich diesen Apfel zum Fenster hinauswerfe, so wahr sehe ich mich genöthigt, mich der polnischen Lehnsverbindlichkeit zu entschütten!" Aber, o weh, der Apfel flog gegen den Fensterrahmen und fiel in's Zimmer zurück. Die Lehnsverbindlichkeit blieb, und die Plackereien nahmen kein Ende.

Es vereinigte sich unter der Regierung des schwachen Georg Wilhelm nun auch Alles, was dem Staate Schaden bringen konnte. Da war die Verheerung des Landes, die Kriegsnoth, die Pest und endlich kam dazu, daß Brandenburg's anerkanntesten Rechte und bündigsten Gerechtsame als gar nicht vorhanden angesehen wurden. Dies geschah bei dem Lande Pommern.

Das Pommerland machte die nördliche Grenze des brandenburgischen Staates aus. Es erstreckte sich von der Weichsel bis an das Land der Obotriten; das ist das heutige Mecklenburg. Längs der Küste der Ostsee belegen und durchströmt von der Oder, der Peene, der Uker, der Persante und mehreren anderen Flüßchen war es zum Handel sehr geeignet und wurde stets von anderen Völkern viel besucht. In den ältesten Zeiten sollen die Rugier das Land bewohnt haben. Als die Völkerwanderung überall die Menschen auftrieb, zog auch dies Volk fort. Nach fast hundert Jahren ließ sich in jenen Gegenden ein slavischer Völkerstamm, die Wenden, nieder. Da wohneten zwischen Oder und Weichsel die pommerschen (am Meere belegenen) Wilzen und die Cassuben, nach dem Lande der Obotriten hin die Tollenser, Rhodarier und Rauen, auf der Insel Rügen die Ruthener oder Rugianer. Schon im neunten Jahrhundert machten sich fromme Männer aus Corvey in Westphalen nach dem Pommerlande und der Insel Rügen auf, um dort die seligmachende Lehre Jesu Christi zu verkünden. Sie scheinen nicht vergebens gearbeitet zu haben, denn wir lesen in den alten Nachrichten, daß im Jahre 962 der fromme Adalbert von Trier zum Bischof von Pommern und Rügen ernannt sei. Doch hatte der heidnische Götzendienst die Oberhand und zu Orkona feierten die einzelnen Volksstämme noch immer ihre Götzenfeste und Suantewit's heiligen Dienst.

Nach dem großen, so vortrefflich zum Handel belegenen Pommerlande

streckten bald mächtige Nachbarn begierig die Hände aus. Die Dänen suchten an der Mündung der Oder festen Fuß zu fassen und wirklich gelang es ihnen auch, lange Zeit sich Rügen und das Land bis zum Peeneflusse zinsbar zu machen. Späterhin mußten sie es fahren lassen. Im eilften Jahrhunderte waren es die Polen, die häufig Kriegszüge in Pommern machten.

Als erster Herzog von Pommern wird Suantibor genannt. Er beherrschte alles Land zwischen der Weichsel, Netze, Warthe, Oder und Ostsee. Ueber das Land am linken Oderufer war Krukko oder Krito Herr. Suantibor gerieth in einen schweren Krieg mit den Polen. Um seine Macht zu verstärken, verband er sich mit Krukko und gab diesem die einzige Tochter zum Weibe. Aber diese Verbindung gerieth ihm zum Verderben. Schon lange waren die Pommern mit ihrem Herzoge Suantibor wegen seiner Kriegssucht unzufrieden. Auf Krukko's Rath nahmen sie den Suantibor gefangen und Krukko regierte ganz Pommern als Vormund für Suantibor's unmündigen Söhne. Er bauete die Stadt Schlawe, trieb die Polen zurück und stritt gegen die Dänen und Obotriten. Nach seinem Tode wurde Pommern unter Suantibor's Söhnen getheilt. Zwei derselben erhielten das Land, welches zwischen der Persante, Netze und Warthe liegt, unter dem Namen **Slavien**, die beiden andern nahmen das übrige Land bis zur Weichsel, Brahe und Warthe, und dies hieß **Pommerellen**. Gegen Westen bestand das mächtige Reich des Fürsten von **Rügen**. Nach slavischer Art waren diese Länder in Castellaneien getheilt. Jede derselben hatte eine Hauptburg mit Castellan, Gehülfen und Mannschaft zur Verwaltung und Vertheidigung des Landes. Die Castellaneien zerfielen in Grodde oder Garde (Voigteien).

Einer der berühmtesten Herzöge **Pommerellens** war Suantepolk. Er schlug die Polen zurück, entriß den Dänen die Stadt Danzig und stand den Preußen gegen den deutschen Ritterorden bei. Unter seinen Nachfolgern gerieth das Reich in vielfache Noth. Bald wurde dasselbe von den Ordensrittern, bald von den Polen angefallen. Die Fürsten von Pommerellen suchten nun entweder bei Brandenburg, oder bei den slavischen, oder bei den rügenschen Herrschern Schutz. Diese ließen sich den Schutz aber theuer bezahlen. So geschah es denn, daß ein Theil des Landes, nämlich Stolpe und Schlawe, an Brandenburg fiel und ein anderer Theil an den Herzog von Slavien und Fürsten von Rügen kam. Ueber den noch bleibenden Theil setzte sich, als der Herzog Mesterin von Pommerellen im vierzehnten Jahrhunderte ohne Erben starb, der Herzog Wladislaw von Polen in Besitz und ließ das Land durch Statthalter regieren. Selbst in dem langen Kriege mit den deutschen Ordensrittern hielt Polen diese Besitzung fest und vereinigte sie mit andern naheliegenden Ländern unter dem Namen Polnisch-Preußen mit dem Hauptlande. Bei der ersten Theilung Polens im Jahre **1773** erhielt Preußen diesen Landstrich und mit ihm Pommerellen.

Das mächtige Fürstenthum **Rügen** blieb auch nicht lange selbstständig. Sein berühmter Herrscher Krukko oder Krito unterwarf sich zwar die Nachbarn, aber die Nachfolger konnten die eroberten Besitzungen nicht behaupten. Die Dänen waren ihre gefährlichen Feinde. Sie landeten auf Rügen, zerstörten die heiligen Haine und suchten das Christenthum einzuführen. Die Rugianer fielen aber immer in den Götzendienst zurück. Erst im zwölften Jahrhunderte nahm der Fürst Jaromar mit seinem Volke die

Taufe. Um diese Zeit wurde auch die Stadt Stralsund gebaut und **1210** vollendet. Wizlaw der Zweite war der letzte Fürst von Rügen. Er starb ohne Erben **1325**. Das ganze Land fiel an seinen Schwestersohn Wratislaw den Fünften von Pommern-Wolgast und kam dadurch an das Herzogthum Pommern.

Aus dem Herzogthume **Slavien** bildete sich das eigentliche nachherige Herzogthum Pommern. Slavien bestand bis zum Jahre **1295** ungetheilt. **13** Herzöge regierten nach und nach im Lande. Unter Wratislaw dem Ersten im zwölften Jahrhunderte wurde das Christenthum im ganzen Reiche eingeführt. Es fand willige Aufnahme und offene Herzen und konnte somit gute Wurzel fassen. Mit Recht werden die Pommern als solche gerühmt, die das Wort von der Erlösung in einem treuen, offenen Gemüthe aufnahmen und bewahrten, und von jeher galt dies Volk für ein solches, auf dessen Biederkeit, Treue und Wahrhaftigkeit man Rechnung machen konnte. Ihr reiner, redlicher Sinn ist von allen Deutschen geachtet worden, ihre Arglosigkeit und Offenheit hat man wohl gar dann und wann mißbraucht, auf ihr biederes, ehrliches Wort ist stets zu rechnen gewesen. Und wo es galt, für das Vaterland in Kampf und Tod zu gehen, hat man sie in den vordersten Reihen angetroffen und tapfer und männlich haben sie gestritten.

Das ganze Herzogthum zerfiel in Ober- und Nieder- oder Hinter- und Vorpommern, rechts und links der Oder. Die Bewohner links der Oder führten den gemeinsamen Namen Lautizier, rechts der Oder den Namen Pommern. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erklärten die pommerschen Herzöge ihre Besitzungen für deutsche Reichsländer und der deutsche Kaiser Friedrich **I.** verlieh dem Markgrafen Otto **I.** von Brandenburg das Lehnsrecht über ganz Pommern.

Der Tod des Herzogs Barnim **II.** führte eine große Veränderung herbei **1292**. Seine Söhne theilten das Erbe. Otto erhielt Slavien westlich des Flüßchens Ihne unter dem Namen eines Herzogthums von Pommern-Stettin, der übrige östliche Theil fiel an Bogislaw als Herzogthum von Pommern-Wolgast. Zu dem letzten kam im Jahre **1325** durch Erbschaft das ganze Fürstenthum Rügen.

Mit dem Hause Brandenburg waren die pommerschen Herzöge viele Jahre in Streit und Fehde. Sie wollten das Lehnsrecht nicht anerkennen. Besonders trotzig bewies sich der wilde Herzog Bogislaw **X.** Der Churfürst Albrecht Achilles von Brandenburg griff zum Schwerte und die pommerschen Herzöge mußten nachgeben. Sie gingen einen Vergleich ein und sollten die Belehnung durch einen Handschlag erhalten. Schon war man zusammengekommen, um die Sache zu ordnen, als Bogislaw plötzlich widerstrebte. „Lieber Vetter" sprach Albrecht Achilles und reichte die Hand dar, „hiermit verleihe ich Euch Land und Leute." Bogislaw stieß die Hand ungestüm zurück und rief in roher Weise: „Da sollten eher drei sieben Teufel durchfahren, so ist's nicht gemeint." Dann schwang er sich auf's Pferd und ritt davon. Nun trieb ihn Albrecht mit Gewalt zu Paaren. Er drang in's Pommerland und eroberte eine Stadt nach der andern. Endlich legte sich Bogislaw zum Ziele. Im Frieden wurde Brandenburg's Lehnsherrschaft bündig anerkannt. Im Jahr **1478** starben die pommerschen Herzöge bis auf Bogislaw **X.** aus und dieser wurde alleiniger Besitzer von Pommern. Zwar theilten seine Nachkommen nochmals das Land,

aber wieder starben die einzelnen Fürstenlinien aus und 1625 fiel dem Herzoge Bogislaw den Vierzehnten ganz Pommern zu. Bogislaw starb 1637 ohne Erben und somit erlosch nun die ganze pommersche Herzogsfamilie.

Es mußte dies Land jetzt ohne alle Frage an Brandenburg fallen. Nun hatte sich aber Gustav Adolph diesen Landstrich schon als Theil ersehen, und sein Kanzler Oxenstierna dies nicht vergessen. Die Schweden besetzten demnach die ganze Erbschaft, ohne auf die Einreden und Forderungen Brandenburg's zu achten. Und da unser Churfürst nicht mit Schwertes Gewalt den mächtigen Feind vertreiben konnte, so glaubte er, nur an den Kaiser denjenigen zu finden, welcher ihm zu seinem Rechte helfen würde. Ingrimm und Zorn gegen die Schweden verleiteten ihn deshalb zu einem Schritte, der sehr unüberlegt war. Alle brandenburgischen Truppen und alle Befehlshaber des Heeres und der Festungen mußten dem Kaiser den Eid der Treue leisten. Schwarzenberg war der erste, welcher dies vollzog und durchgehends zu bewerkstelligen suchte. Nur ein Mann widersetzte sich. Es war der Kommandant von Küstrin, Konrad von Burgsdorf. „Ich habe nur Einem Herrn, dem Churfürsten, Treue geschworen," sprach er, „diesem will ich sie halten, sebst bei Gefahr meines Lebens!" — Und der Redliche führte sein Wort treu aus. Die enge Verbindung mit dem Kaiser half indeß Brandenburg doch nicht zu seinem Rechte.

Das Elend des Landes, die Pest und — die Armuth des churfürstlichen Hofes selbst, welche so groß war, daß man den Reitzeugen in den Rüstkammern die silbernen Verzierungen nahm und sie versetzte, ließen Georg Wilhelm im Jahre 1639 zu dem Entschlusse kommen, nach Königsberg zu gehen. Dort endete er 1640 sein leidenvolles Leben und seine unglückliche Regierung.

Wie fürchterlich auch das arme Land darnieder lag, wie sehr es, von Menschen entblößt, an hundert und abermals hundert Stellen nur Schutthaufen und Brandstätten statt Städte und Dörfer zeigte, — es war dieses doch nicht so schlimm, als die Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, die Erschlaffung aller Thätigkeit, die Auflösung aller Bande der Ordnung unter den noch lebenden, und des Gemüths und der Sitten unaussprechliche Verwilderung, welche die Verzweiflung bis auf's höchste gesteigert hatte.

Die ererbten 1444 □Meilen Landes hatte Georg Wilhelm seinem Nachfolger erhalten.

---

## 25. Friedrich Wilhelm, genannt der große Churfürst, 1640—88.

Darin müßen wir eben die waltende Vorsehung des Himmels über unser Fürstenhaus und unser Volk erkennen, daß nach einer unglücklichen Regierung eine kräftige und gesegnete, auf einen zwar gutmüthigen, aber für jene stürmische Zeit viel zu schwachen und lenksamen Fürsten ein großer, ausgezeichneter folgte. Denn das war Georg Wilhelm's ältester Sohn, Friedrich Wilhelm. Er war vielfach Zeuge der Armuth und Noth gewesen, die überall herrschten, und hatte, unter Drangsalen aufgewachsen, mit eigenen Augen ein Land im Unglücke gesehen. Aber dies hatte in ihm auch den glühenden Eifer erweckt, dereinst nach Kräften jenes Elend durch eine weise Regierung wieder gut zu machen. Und dazu waren ihm von der Natur die vorzüglichsten Gaben an Körper und Geist geschenkt, welche seine fürstlichen Eltern möglichst auszubilden suchten. Reisen in den Niederlanden

vervollkommneten die Ausbildung. Denn dies Land war damals das hochberühmteste wegen seines Kunstfleißes und seiner Betriebsamkeit. Der Krieg mit den Spaniern hatte dort große Helden gebildet, von denen zu lernen sich jeder junge Kriegsmann beeiferte. Die Universität Leiden war die vorzüglichste der damaligen Zeit, und der niederländische Hof zu Haag so glänzend, daß man ihn als den Sitz der feinen Sitten und des Anstandes ansah. Der funfzehnjährige Churprinz fand hier also fast Alles, was er wünschte, und wie er dies benutzte, das hat seine Regierung gezeigt. Aber welch eine Kraft in ihm lag, und wie sein Herz für das Gute erglüht war, das zeigte er hier schon in der Ausübung einer Tugend, welche gewöhnlich dem jugendlichen Alter so sehr schwer fällt, nämlich sich selbst zu beherrschen. In Haag wurde er in Gesellschaften eingeführt, die man Mitternachtsgesellschaften nannte, und in welchen vielfache Laster unter dem Scheine jugendlichen Muthwillens und unschuldiger Freude ausgeübt wurden. Der unerfahrne Prinz gefiel sich hier, er fand Behagen an jenen Freuden, und fast hätten die Lüstlinge seine Jugend durch Laster vergiftet. Aber als warnender Engel stand ihm sein Reisebegleiter zur Seite und zeigte ihm das Abscheuliche jener Zusammenkünfte. Friedrich Wilhelm erbebte; er rief aus: „Ihr habt recht, ich bin es meiner Tugend und meiner Ehre, meinen Eltern und meinem Vaterlande schuldig, daß ich den Schlingen der Verführung entgehe. Ich will sofort Haag verlassen.“ Man wollte ihn am Hofe zurückhalten, selbst seine Begleiter hielten diesen Schritt nicht für nothwendig, aber der Prinz blieb dabei. Er glaubte sich in dem üppigen Haag nicht mehr sicher. Vergnügungen, Bequemlichkeiten und Alles, was die Welt beut, ließ er gern zurück und eilte dahin, wo nur Gefahr und Tod heimisch waren, wo aber ernste, erfahrne Männer und wackre Krieger große Thaten ausführten: in das Kriegslager des Prinzen von Oranien, welcher damals die feste Stadt Breda belagerte. Und als dieser große Fürst die Ursache hörte, die den Jüngling zu ihm trieb, sprach er bewundernd und in prophetischem Geiste: „Vetter, eure Flucht beweis't mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobere. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große stets gelingen.“ — Und es ist ihm auch gelungen!

Kaum ein und zwanzig Jahr alt, gelangte Friedrich Wilhelm zur Regierung. Und unter welchen Umständen! — Zuerst fand er beispiellos verheerte Länder. Denn wenn auch Deutschland überall verwüstet war, Brandenburg war es doch am allermeisten. Berlin zählte kaum noch dreihundert Bürger, und diese waren so verarmt, daß sie nichts mehr zu bieten hatten, als das nackte Leben. Die Berliner Prediger ermahnten von den Kanzeln herab, die gequälten Herzen allein zu Gott zu erheben, bei Menschen sei keine Hülfe mehr zu finden. Denn Georg Wilhelm hatte 1639 auf eine herzzerreißende Schilderung des Unglücks im Lande nur antworten können, man müsse sich selbst zu helfen suchen, bis die Umstände sich änderten. Die Noth hatte eine solche Höhe erreicht, daß jegliche Linderung als ein Wunder galt. Und da einst an einem Sonntage, so erzählt ein frommer Mann jener Zeit, Jammer und Angstgeschrei in der Residenz ertönten, weil die Kaiserlichen nicht fern von der Stadt waren und große Geldsummen verlangten, so ermahnten die Seelsorger zum Vertrauen auf den himmlischen Vater, und beteten: „Herr, komme herab, ehe denn unser Land und unsere Stadt stirbt.“ Nach beendigter Betstunde gingen die Rathsherren hinaus zum Feinde — eigentlich sollte man Freunde sagen, da der Kaiser

mit Brandenburg Frieden geschlossen hatte — um ihn um Gnade und Erlaß der Geldforderungen anzuflehn. Aber die feindlichen Schaaren hatten sich in großer Flucht davon gemacht, indem sie eine Menge Bäume in der Ferne für schwedische Reuter angesehen. Und so war Berlin erlöset. — Zwar währete die Erlösung nicht lange, denn nach einiger Zeit kehrten die Bedrängnisse wieder.

Wie die Hauptstadt, so war auch der größte Theil des ganzen Landes verwüstet. Die Neumark glich einem verbrannten Lager; die Grafschaft Ruppin zeigte neunzig verheerte Dörfer, und in der Priegnitz lebte nur ein einziger Prediger, das Amt der Taufe zu verwalten. Die westphälischen Provinzen waren eine Beute der Spanier und Holländer geworden. Preußen war zwar noch am meisten verschont geblieben, doch hier hatte der brandenburgische Fürst gar wenig Macht, und Pommern war in schwedischen Händen. Dazu noch unter den wenigen Bewohnern des Landes Verwilderung, Rohheit, Laster, — und man hat ein treues Gemälde von dem damaligen Zustande unsers Vaterlandes.

Dann fand der junge Churfürst an der Spitze seines Landes den Mann, welchen der größte Theil der Unterthanen mit Abscheu nannte, den Graf zu Schwarzenberg. Dieser hatte fast alle höchsten Aemter inne und galt für den wirklichen Regenten Brandenburg's. Friedrich Wilhelm aber war dem Günstlinge abhold, weil er gewiß manches Unheil und manche Last hätte vom Staate abwenden können, wenn er stets von regem Eifer beseelt worden wäre. Eben so war Schwarzenberg dem Churfürsten abgeneigt, weil er ihn als einen solchen kannte, der sich nicht nach ihm fügen würde. Vorläufig bestätigte Friedrich Wilhelm den Grafen in seinen Würden. Er gab ihm auf, die Truppen in Eid und Pflicht zu nehmen, und hier zeigte sich Schwarzenberg von einer unredlichen Seite. Er ließ die Soldaten nur durch einen Handschlag die Treue gegen den Churfürsten bekräftigen, während sie dem Kaiser durch den Eid verpflichtet waren. Friedrich Wilhelm schwieg, zog aber nach und nach erprobte Männer zu den höchsten Stellen, und der Graf sah, was er zu erwarten habe. Er legte den Oberbefehl über die Truppen nieder und begab sich von Berlin nach Spandau. Im Februar 1641 erhielt er von Regensburg aus einen Brief, wahrscheinlich mit der Donnernachricht, der Churfürst werde ihn öffentlich zur Rechenschaft ziehen. Das wirkte so sehr auf ihn, daß er in ein heftiges Fieber verfiel und schon im März starb. — Seine Güter ließ Friedrich Wilhelm einziehen.

Nun kam die Reihe an das aus sechs- bis siebentausend Söldnern bestehende Heer. Es hatte dem Kaiser geschworen, dem Churfürsten nur einen Handschlag geleistet. Auf seine Treue war durchaus nicht zu rechnen. Zweitausend der erprobtesten behielt man bei und bildete daraus eine Schaarwache, den übrigen wurde der Abschied und der Befehl ertheilt, sich aufzulösen. Und nun äußerte sich schon der Geist der Widersetzlichkeit. Die Gemeinen, die Offiziere und vor Allen die Kommandanten der Festungen Spandau und Peiz wollten dem Befehle nicht gehorchen; nur der Kaiser, so behaupteten sie, könne sie auflösen. Ja, der Obrist von Rochow drohte laut, er werde Spandau in die Luft sprengen, falls man Gewalt gegen ihn versuche. Aber um so mehr mußte Friedrich Wilhelm darauf denken, sich dieser Meuterschaar zu entledigen. Man nahm mit List die widerspenstigen Kommandanten gefangen und schickte sie außer Landes. Und als die Empörer ihre Rädelsführer verloren hatten, bequemten sie sich und gehorchten

dem churfürstlichen Befehle. Aber jener brave Kommandant von Küstrin, Konrad von Burgsdorf, wurde Befehlshaber aller Festungen im Lande. So belohnt sich Vaterlandstreue.

Vor Allem war nun des Churfürsten Sorge, dem schwer gedrückten Lande einige Ruhe von außen her zu verschaffen. Und da es für Brandenburg so sehr unheilbringend gewesen, daß Georg Wilhelm von einer Seite zur andern geschwankt hatte, so gebot die bittere Erfahrung dem Nachfolger, eine bestimmte Parthei zu ergreifen. Vergebens bemühete sich der Kaiser, den Churfürsten, dessen hohen Geist er erkannte, auf seiner Seite zu behalten, vergebens versprach er dem Sohne, dessen Vater von Oestreich so abscheulich behandelt war, goldene Berge. Friedrich Wilhelm hatte keinen Glauben mehr an das Glück des Kaisers und dessen Versprechungen, und so trat er auf die Seite der Schweden. Jede Feindseligkeit gegen sie stellte man ein; die Lieferungen bestimmte man gütlich. Und da man in Stockholm dem jungen Churfürsten wohl wollte, so kam es schon am 14. Juli 1641 zu einem Waffenstillstande zwischen diesen beiden Reichen, und die Schweden räumten bis auf wenige Oerter die Churmark.

Das war die erste große Wohlthat, welche er dem Lande erzeigte. Doch mußte er sich selbst eingestehen, daß es erst ein geringer Anfang sei, um dem Lande aufzuhelfen. Tag und Nacht grübelte der junge Churfürst darüber, wie er der großen Landesnoth begegne, doch vermochte er keinen Ausweg aufzufinden. Einst versammelte er seine Räthe, um mit denselben sich über diese schwere Sache zu besprechen. Die Räthe wußten aber keine Hülfsmittel anzugeben. Friedrich Wilhelm sprach: „Ich bin betrübt, aber nicht muthlos. Gott wird uns helfen. Morgen wollen wir weiter darüber reden.“ — Als die Rathsherren sich entfernt hatten, ging der junge Fürst in sein Zimmer, fiel auf seine Kniee und betete inbrünstig zu Gott um Beistand. Schon von früher Jugend an erbaute sich Friedrich Wilhelm im Lesen der Psalmen und fand darin vielfach Trost. Auch jetzt hatte ihn sein Gebet gestärkt. Und siehe, kaum kam er aus seinem Zimmer, da wurden ihm Männer vom Adel aus Preußen gemeldet, die um eine Unterredung baten. Der bedrängte Fürst fürchtete schon, daß sie neue Klagen vor ihn bringen wollten, denn dies geschah leider fast täglich. Doch die Männer sprachen: „Die Noth im Lande ist groß. Ordnung und Recht fehlt und Jammer und Elend ist überall. Wir wollen uns aber zusammen thun und unsere Knechte bewaffnen, um Kriegsvolk zu schaffen, damit die Obrigkeit unterstützt werde. Dann wollen wir unsere Güter verpfänden, um Geldsummen zu erhalten; wir wollen Korn, Vieh und Ackergeräth kaufen, die armen Bauern unterstützen und sorgen, daß die Felder wieder bebaut werden. Wir haben mehrere Versammlungen gehalten und schon sind unserer viele, die so denken, wie wir. Die verdächtigen Soldaten können wir wegschaffen, die arbeitslosen Menschen beschäftigen und so nach und nach redliches Geschäft in's Land zurückbringen. Nun sind wir hier, um dazu die Erlaubniß einzuholen.“ — Als dies der Churfürst hörte, ward er sehr gerührt, und erzählte den Abgeordneten, in welcher Noth er sei, wie er so eben Gott im Gebete inbrünstig um seine Hülfe angefleht habe, und wie er in ihrem Anerbieten die Hülfe des Herrn so sichtbar erkenne. Mit Dank nahm er den Vorschlag an. Es bildeten sich im Lande mehr solcher Vereine, die viel Gutes leisteten.

Im Jahre 1643 durchreisete Friedrich Wilhelm selbst die ganze Mark

und erschrak vor der gräulichen Verwüstung, denn in einem solchen Grade hatte er sie sich nicht gedacht. Aber je größer das Unglück, desto eifriger sein Willen, das Elend zu mildern. Er sendete einsichtsvolle Männer in die Provinzen, um mit Rath und That den Unterthanen an die Hand zu gehen, wie sie die verödeten Felder bearbeiten und die Brandstätten bebauen könnten. Wer Lust zum Arbeiten hatte, dem wurden Felder angewiesen und Freiheiten und Begünstigungen zum Anbau der Wohnungen ertheilt. Aber es fehlte an Händen zum Arbeiten und Schaffen. Daher suchte Friedrich Wilhelm aus bevölkerten Gegenden Menschen in sein Land zu ziehen. Oldenländer aus dem Herzogthum Bremen kamen in die Altmark, bauten Dämme gegen die Wasserfluthen und bearbeiteten den Acker; Holländer zogen an die Ufer der Havel und gründeten Ortschaften, die noch blühen, oder bebauten die Niederungen an der Oder, Warthe und Netze und brachten Betriebsamkeit und Thätigkeitssinn in unser verödetes Vaterland. Selbst Schweizer folgten dem Rufe unsers Churfürsten und betrieben eifrig die Viehzucht. Denn schon hatte der Ruf es weit hin verkündet, daß man sich Brandenburg's jungen Regenten mit Sicherheit anvertrauen könne.

Darauf ließ Friedrich Wilhelm geschickte Gärtner und ausländische Sämereien kommen, um den Gartenbau zu heben. Jedem seiner Unterthanen befahl er, hinter dem Hause, wo möglich, einen Garten anzulegen, und keinem Landmanne wurde eher die Erlaubniß zum Heirathen ertheilt, bevor er nicht wenigstens sechs Obstbäume in seinem Garten gepfropft und sechs Eichbäume auf seinen Besitzungen angepflanzt hatte.

Der Churfürst hatte ganz richtig geurtheilt, wenn er an dem Glücke des Kaisers zweifelte. Die schwedischen Generale Wrangel und Torstenson erfochten Siege auf Siege, die Franzosen, welche sich auch noch in das gräßliche Kriegsspiel gemischt hatten, drangen vom Rheine her in das arme Deutschland. Der Kaiser Ferdinand war in großer Bedrängniß, und im Jahre **1643** begann das Friedensgeschäft zu Münster und Osnabrück in Westphalen. Friedrich Wilhelm sah vorher, welch ein harter Kampf ihm hier bevorstehe. Er hatte bis dahin um alle seine Länder und Rechte unterhandeln und streiten müssen. Die Belehnung über Preußen war nur mit Mühe von Polen erlangt. Er hatte die Obergewalt dieser Krone anerkannt und war unter manchen harten Bedingungen auch die eingegangen, den Polen in jedem Kriege Hülfe zu leisten und jährlich eine große Geldsumme zu zahlen. Der Kaiser belehnte den Churfürsten erst **1642** mit den Marken, und um die clevischen Länder war noch harter Zank mit dem Pfalzgrafen von Neuburg. Mit diesem schloß man im Jahre **1647** einen vorläufigen Vergleich, und Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg; der gänzliche Zwiespalt endete aber erst **1666** mit der einstimmigen Bestätigung jener Uebereinkunft.

In Münster und Osnabrück verlangte Brandenburg nur Pommern, das Land, welches ihm als rechtmäßiges Erbe ganz gebührte. Aber es war ein großer Uebelstand, daß die übermächtigen Schweden dies Land als Lohn für ihre Kriegsanstrengungen verlangten. Der Churfürst widerstritt heftig; man wollte die Sache vermitteln und sprach den Schweden die Hälfte, nämlich ganz Vorpommern nebst Stettin, Hinterpommern aber Brandenburg zu. Auch darin willigte Friedrich Wilhelm nicht: da ließ ihn der Kaiser fragen, ob er denn verlange, daß bloß um seinetwillen ganz Deutschland

in ewigem Krieg untergehen solle, und nun mußte er unter dem Versprechen hinlänglicher Entschädigung nachgeben. Diese fiel denn auch reichlich aus. Das ganze Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden*) und Kamin nebst der Grafschaft Hohenstein wurden Brandenburg zu Theil.

## 26. Der Krieg des großen Churfürsten mit Polen und Schweden.

Nach dem Frieden zu Münster und Osnabrück erfreute sich unser Vaterland fast sieben Jahre lang der Ruhe. Wohl hätte es einer längern Zeit der Erholung bedurft, um die Spuren der gräßlichen Verwüstung einigermaßen zu vertilgen; aber unser Churfürst durfte nicht länger anstehen, die Waffen zu ergreifen, wollte er nicht die traurige Rolle seines Vaters spielen. Es mußte dem Staate die ganz verlorne Achtung wieder verschafft werden, und Friedrich Wilhelm's hoher Geist verstand es, den rechten Zeitpunkt mit Kennerblick zu erfassen.

Der König Karl Gustav von Schweden überzog Polen mit Krieg. Die brandenburgischen Länder an der Ostsee waren dem Kriegsschauplatze nahe, und Friedrich Wilhelm mußte auf ihren Schutz bedacht sein. Zwar konnte er aus seinem noch erschöpften und erst im Aufblühn begriffenen Lande keine große Kriegsmacht ziehen, mit genauer Noth stellte er 8000 Soldaten; dennoch schien unser Churfürst den kriegführenden Mächten so sehr wichtig, daß sich beide gern seines Beistandes versichern wollten. Schweden bot ihm eine Verbindung an, Polen verlangte, als Lehnsherr Preußen's, die gelobte Unterstützung. Aber das polnische Reich war so uneinig und schwach in sich, daß man fast mit Gewißheit voraussehen konnte, Schweden werde die Oberhand behalten, und alsdann war es schlimm für Brandenburg, den Sieger zum Feinde zu haben. Friedrich Wilhelm schwankte deshalb nicht lange, er verband sich mit Karl Gustav. Dies geschah im Anfange des Jahres 1656. Schon vorher hatten die Schweden mächtige Fortschritte in Polen gemacht, mehrere Provinzen erobert und die Hauptstadt Warschau eingenommen.

Der König von Polen war nach Schlesien geflüchtet und dachte racheschnaubend an Gegenwehr. Es gelang ihm, ein großes Heer Polen und Tartaren um sich zu versammeln und an ihrer Spitze Warschau wieder zu gewinnen. Nun kannte sein ungezähmter Stolz keine Grenzen. Sein Zorn stieg auf's höchste, als er den Bund zwischen Brandenburg und Schweden erfuhr, und, was gewiß sonderbar klingt, unser Churfürst war der alleinige Gegenstand seines Hasses. In der Rohheit des Gemüths rief der Polenkönig laut, der gewesene Herzog von Preußen werde nie wieder zu Gnaden aufgenommen, und wenn er knieend um Verzeihung bitte. Denn die Brandenburger sollten nun einmal den Polen und Tartaren zum Frühstück gegeben, und der Churfürst selbst in ein Gefängniß gesetzt werden, wo ihn weder Sonne, noch Mond beschiene. Friedrich Wilhelm achtete sehr wenig dieser rohen Ausbrüche; er verabredete ruhig mit den Schweden den Plan zum Kriegszuge. Und so gingen die Verbündeten getrosten Muthes dem übermüthigen Feinde entgegen. Bei Warschau kam es im Juli 1656 zur

*) Im Jahre 1650 empfing der große Churfürst nebst seiner Gemahlinn Luise die Huldigung des Fürstenthums Minden in der evangelischen Kirche zu Petershagen in Allerhöchst eigener Person.

Schlacht. Drei Tage währete der Kampf, und der Churfürst hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, sein Feldherrntalent auf eine glänzende Weise zu zeigen. Mit großer Umsicht hatte er den Schlachtplan entworfen; mit der größten Tapferkeit führte er seine Brandenburger gegen die feindlichen Batterien. Sie wurden erstürmt. Der tapfere brandenburgische General Sparr schlug den linken Flügel der Feinde in die Flucht, und Brandenburg's Held, Derflinger, that Wunder der Tapferkeit, so daß der schwedische König selbst eingestand, der Sieg sei den Brandenburgern zuzuschreiben.

Der Namen Derflinger wird in unserer Geschichte so wiederholt, und so ehrenvoll vorkommen, daß wir etwas Näheres von diesem merkwürdigen Manne wissen müssen, der recht zum Beispiel dienen kann, wie wunderbar die gütige Gotteshand manchen Menschen zu seiner Bestimmung führt. Derflinger war der Sohn blutarmer Eltern, welche ihn für das Schneiderhandwerk bestimmten. Er machte seine Lehrjahre und wanderte als Geselle. Einst setzte er bei Tangermünde über die Elbe, und da er das Fährgeld von drei Pfennigen den Schiffern nicht bezahlen konnte, ließen ihn diese mit harten Worten an und warfen sein Reisebündelchen in den Strom. Der arme Derflinger war in Verzweiflung. Die Noth trieb ihn, Soldat zu werden. Er wurde sächsischer Reuter, brachte es bald zum Offizire und focht nachher unter Gustav Adolph, der ihn zum Obristen ernannte. Der große Churfürst zog ihn nach dem westphälischen Frieden in seine Dienste und machte ihn späterhin zum Feldmarschall. Dieses Emporsteigen machte ihn jedoch nie übermüthig. Er blieb einfach und bescheiden, aber auch offen und bieder. Als ihn einst Jemand an das erlernte Schneiderhandwerk auf eine beleidigende Weise erinnerte, sagte er: „Es ist wahr, daß meine Eltern mich für die Elle bestimmt hatten, aber die Vorsehung hat mich für den Degen bestimmt, und damit weiß ich nun alle diejenigen zu messen, welche sich gegen mich vergessen sollten.“ — Derflinger starb 1695 im 80sten Lebensjahre, von Allen geehrt.

Man denke sich die Wuth des stolzen Polenkönigs nach der Warschauer Schlacht, die eben der Churfürst gewonnen hatte, welchen er so strafen wollte! Aus Rache ließ er nun 20,000 Tartaren in das Herzogthum Preußen einbrechen und zahllose Unthaten verüben. Man berechnet, daß an 30,000 Einwohner Leben und Freiheit durch diese Raubhorden verloren. Aber Friedrich Wilhelm ließ sich nicht einschüchtern; er hielt fest an Schweden, und dies bewilligte ihm dafür gern den so innigen Wunsch: die Unabhängigkeitserklärung des Herzothums Preußen. Im Vertrage zu Labiau, Ende 1656, ward dieselbe nebst dem Besitze des Fürstenthums Ermeland feierlich ausgesprochen. Ein großer Gewinn für unsern Staat! —

So war denn dem Vaterlande aus den gemachten Kriegsopfern Vortheil erwachsen, dessen sich der Churfürst erst dann recht erfreuen konnte, wenn er zwischen den streitigen Partheien Aussöhnung bewirkt hatte. Seine Unterhandlungen und Anstrengungen aber waren vergebens; im Gegentheil, die Feinde Schweden's wurden noch durch Dänemark vermehrt. Der rasche Karl Gustav machte bald seinen Plan. Er zog schnell mit seinem Heere an der Ostsee herunter durch Pommern und Mecklenburg und stand plötzlich in den dänischen Staaten. Das Glück war seinen Waffen hold, und die Dänen geriethen in große Bedrängniß. Für Brandenburg war der Schweden Abzug aber sehr gefahrbringend. Wer sollte dies Land nun gegen die Polen

schützen, die unfehlbar jetzt in Massen auf dasselbe losdrangen? Das hatte der schwedische König nicht bedacht, oder nicht bedenken wollen. Darum mußte Friedrich Wilhelm nur Hülfe in sich suchen, und, so gut er konnte, die Gefahr abwenden. Die Umstände begünstigten ihn. Der polnische König dachte seit der Waschauer Schlacht ganz anders vom Churfürsten, als vorher; die Verachtung hatte sich in Achtung verwandelt. Deshalb war er gern bereit, sich ihm zu nähern. Und als nun auch Oestreich als Vermittler auftrat, so wurde am 19. September 1657 zwischen Polen und Brandenburg zu Welau ein Frieden geschlossen, in welchem Friedrich Wilhelm zwar das Fürstenthum Ermeland zurückgab, die so sehr gewünschte Unabhängigkeit Preußen's aber förmlich bestätigt erhielt. Für eine Kriegshülfe gegen Schweden überließ man unserm edlen Fürsten die Herrschaften Lauenburg und Bütow. Im November beschwor man gegenseitig diesen Vertrag zu Bromberg.

Das war ein merkwürdiger Wechsel der Dinge, denn nun zogen die Schaaren Brandenburg's alsbald gegen diejenigen, mit welchen sie noch vor kurzem als Bundesgenossen gekämpft und denen sie in jener großen Polenschlacht so wichtige Dienste geleistet hatten. Aber die Gefahr des Vaterlandes war glücklich abgewendet, und das drohende Ungewitter hatte sich in Segnungen für das Land entladen. Zwar klagte Karl Gustav über Treulosigkeit, zwar warf er seinem ehemaligen Bundesgenossen Wortbrüchigkeit vor; aber seiner Feinde Zahl erlaubte es ihm nicht, seinen Ingrimm auszulassen. Und hatte er es nicht selbst verschuldet, nicht selbst durch seine Maßregeln den Churfürsten gezwungen, also zu handeln? Darum achtete auch Friedrich Wilhelm dieser Einreden nicht weiter, sondern vereinigte sein Hülfsheer mit den Polen. Im November 1659 kam es zwischen den Verbündeten und den Schweden bei Nyburg in Fünen zu einer heftigen Schlacht. Die Brandenburger erhöheten hier unter dem Churfürsten und Derflinger den Ruhm ihrer Tapferkeit; der Sieg ward ihnen. Und da bald darauf der Tod den kühnen Entwürfen des unruhigen Schwedenkönigs ein Ende machte, so schloß man im Mai 1660 zu Oliva bei Danzig Frieden. In demselben wurde unserm Vaterlande der Welau'sche Vertrag bestätigt.

War nun zwar Preußen von den Mächten zum unabhängigen Herzogthume erklärt, — es war dennoch für unsern Churfürsten noch immer ein großes, hemmendes Uebel im Lande selbst, nämlich die Widerspenstigkeit der preußischen Landstände. Diese erklärten sich geradezu gegen jene Unabhängigkeit; sie fürchteten Friedrich Wilhelm's kräftige Regentenhand, gegen welche sie bisher noch manchen heillosen Schutz an dem polnischen Könige und dessen Ständen gefunden hatten. Das fiel jetzt weg, aber eben darum wollten sie diese Veränderung nicht zugeben. Sie verweigerten die Huldigung und versagten den Gehorsam. Mit Sanftmuth und Besonnenheit versuchten es die churfürstlichen Abgeordneten, die Stände von ihrem Irrthume und ihrer Pflichtwidrigkeit zu überzeugen, und ein Theil der Widerstrebenden wankte. Man bestätigte die Rechte und Freiheiten aller Volksklassen und beruhigte dadurch um so mehr die erhitzten Gemüther. Der Churfürst kam selbst nach Königsberg, dem Hauptsitze der aufrührerischen Parthei, um jedes Hinderniß zu besiegen. Es gelang ihm. Im Oktober 1663 legten die Preußen den Eid der Unterthänigkeit ab und wurden dadurch auf immer von Polen losgerissen. Nur zwei Männer beharrten mit ihrem Anhange im starren Widerstreben, es waren der Amtshauptmann und Obrist von

Kalkstein und der Bürgermeister Rohde zu Königsberg. Den Kalkstein hatte sein böses Gewissen bereits aus dem Lande getrieben. Er war nach Warschau geflohen und hatte hier die Kühnheit, sich durch falsche Papiere als einen Gesandten der preußischen Landstände darzustellen, um den König von Polen zu bitten, Preußen's Lehnsherr zu bleiben. Natürlich fand er sehr willige Aufnahme, denn die Polen hatten nur nothgedrungen unserm Churfürsten jene Zugeständnisse gethan und hätten sie nachher gern zurückgenommen. Vergebens ließ Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten Brand in Warschau den Kalkstein einen Empörer nennen und um Auslieferung bitten; vergebens versicherten die Preußen, daß Kalkstein von ihnen keinen Auftrag habe; man schenkte dem Aufrührer mehr Glauben, als dem Churfürsten, denn, was man wünscht, glaubt man leicht. Nun mußte der Churfürst Gewalt gebrauchen. Brand ladete Kalkstein zum Abendessen. Er kam, aber brandenburgische Dragoner warteten seiner, warfen ihn zu Boden, wickelten ihn in eine Tapete und führten ihn in diesem seltsamen Gewahrsame nach Memel. Dort wurde er enthauptet. Die Polen geriethen in Wuth, als sie die Begebenheit erfuhren; Brand mußte aus Warschau fliehen, und fast wäre Krieg aus diesem Handel entstanden, — doch die Sorge wegen der Türken, die damals eine sehr drohende Stellung angenommen hatten, dämpfte der Polen Eifer, und wohl mochte ihnen auch ihr eigenes Herz sagen, daß sie große Veranlassung zu dem Gewaltstreiche gegeben. Genug, es blieb bei Verhandlungen, und man söhnte sich aus.

Der Bürgermeister Rohde wurde in Königsberg gefangen genommen, zum Tode verurtheilt und, vom Churfürsten begnadigt, lebenslänglich auf der Festung Peiz gefangen gehalten. Eine einzige Bitte hätte ihm auch hier die Freiheit gegeben, aber sein harter Sinn ließ es nicht zu, diese Bitte auszusprechen. Und so endete er sein Leben im Gefängnisse, nutzlos und sich selbst aufreibend. Es mögen diese Geschichten als Warnungstafeln dienen! Denn Widersetzlichkeit und Starrsinn gegen Fürst und Gesetz sind abscheulich, führen in's Verderben und reiben den Menschen auf, ohne ihm und andern zu nützen.

---

## 27. Der Krieg mit Frankreich und Schweden.

Zu der damaligen Zeit war vielleicht in ganz Europa nur Ein Mann, dem es mißfiel, daß Ruhe und Frieden herrschten. Dies war Ludwig XIV., König von Frankreich. Stets ländersüchtig, blickte er nach einer Gelegenheit zum Kriege, und er fand sie bald. Diesmal gab sie ihm der Tod des Königs von Spanien, denn Ludwig machte als Schwiegersohn Ansprüche auf die spanischen Niederlande. Zwar hatte er früher allen Anforderungen entsagt, aber was gelten denn einem Eroberer Verträge! Die Spanier, welche an einen solchen Krieg gar nicht gedacht, hatten jene Provinz vertheidigungslos gelassen, und so nahm der habsüchtige König sie schnell in Besitz. Allein die Nachbarn, die Holländer, sahen mit Schrecken diese Ungerechtigkeit. Konnte Ludwig dies, so griff er bald weiter. Betriebsam, wie immer, suchten sie sich durch ein Bündniß mit England und Schweden stark zu machen, um Frankreichs Plan so viel als möglich zu zerstören. Also geschah es auch wirklich, denn der französische König bekam nur zwölf niederländische Städte. Das war allerdings noch zu viel, aber dem stolzen

Ludwig zu wenig. Er brütete Rache gegen die Holländer, und sie sollten jetzt den ganzen Schlag fühlen, welchen er auszuführen gedachte. Zuerst trennte er durch schlaue Künste jene Verbindung zwischen den drei Mächten, und als er so die Gehaßten allein hatte, ging er mit großer Kriegsmacht auf sie los. Alle Fürsten sahen diesem ungerechten Kriegsspiele in Ruhe zu, nur unser großer Churfürst nicht. Er ahnete mit seinem Scharfsinn das Uebel, welches Frankreich dem ganzen deutschen Reiche immer mehr bereitete. Dazu fürchtete er auch für seine westphälischen Provinzen, und so rüstete er sich, um den Holländern Hülfe zu leisten. 20,000 Brandenburger rückten 1672 an den Rhein, mit ihnen ein Heer Kaiserlicher und anderer Hülfstruppen; denn unserm Churfürsten war es gelungen, den Kaiser und einige deutsche Reichsfürsten zu Gunsten Holland's aufzuregen. Aber den Kaiserlichen war es kein Ernst mit dem Kriege, ja, man wollte sogar behaupten, es sei von Wien aus ausdrücklich verboten worden, ein Treffen zu wagen. Wirklich richtete das große Heer auch Nichts weiter aus, als daß es die Gegenden am Rheine aussog und die Franzosen in die westphälischen Länder lockte. Diese wurden von ihnen so hart behandelt, daß der Churfürst nur daran denken konnte, seine eigenen Provinzen vom Feinde zu befreien. Das that er nun bald, aber die Lust am Kriege war ihm durch die Verrätherei der Oestreicher so verleidet, daß er mit Frankreich zu Vossem, einem Dorfe in Brabant, im Jahre 1673 Frieden schloß. Er ließ vom Bunde der Holländer und der Feinde Frankreich's, doch mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß dieser Frieden ihn nicht mehr binde, falls das deutsche Reich angegriffen werde.

Kaum hatte Frankreich den kräftigsten der Feinde durch den Vossemer Frieden entfernt, so strömten die französischen Heere 1674 mit wildem Ungestüm in das Rheinland und plünderten und vernichteten, was ihnen vorkam. Besonders arg machten sie es mit den pfälzischen Ländern. Die Klagen der Gequälten konnte kein deutsches Ohr ohne Erbarmen vernehmen, und selbst der sonst so langsame Kaiser Leopold versammelte einen Reichstag, damit er ganz Deutschland gegen diesen Feind bewaffne. Man billigte es. Auch Friedrich Wilhelm trat gern bei, und 20,000 Brandenburger eilten unter seiner eigenen und des trefflichen Derflinger's Anführung abermals nach dem Rheine. Das kaiserliche Heer befehligte der General Bournonville (sprich Burnongwil). Dieser, ein schwacher und unbesonnener Mann, wollte seine Kriegsgeschicklichkeit zeigen und verlangte eifrig nach einer Schlacht gegen den berühmten französischen Feldherrn Türenne. Um den Ruhm allein zu erringen, wartete der kampflustige General nicht die Ankunft unsers Churfürsten ab, griff die Franzosen bei Ensisheim an und — wurde hart geschlagen.

Drei Täge darauf erschien Friedrich Wilhelm mit seinen auserlesenen Schaaren. Die Trümmer des geschlagenen Heeres stießen zu ihm, und voll Begierde, den Schimpf abzuwaschen, rieth er zu einer neuen Schlacht. Aber der vorher so kecke Bournonville war äußerst verzagt und wollte von keinem Angriffe hören. Mit dem tapfern Derflinger besah unser Fürst das feindliche Lager und dessen Zugänge, und beschlossen wurde es von den beiden Tapfern, den Franzosen die Spitze zu bieten. Schon donnerten die brandenburgischen Kanonen zur Herausforderung, da sprengte der östreichische Ober-General heran und stolperte ängstlich die Frage heraus: Eure Churfürstliche Durchlaucht wollen wohl gar machen, daß es mit den Feinden

zum Gefecht kommt?" „Ja," war die Antwort, „sehen Sie nicht, wie unausbleiblich die Franzosen geschlagen werden müssen." — Kein Zureden half. Die kaiserlichen Generale weigerten sich, ob aus Feigheit, oder Verrath, bleibe unentschieden. Voll Verdruß ließ Friedrich Wilhelm von seinem Vorhaben ab. Aber der schlaue Türenne benutzte diese Unentschlossenheit und zog sich eilig in die Festungen von Lothringen.

In diese Zeit fällt eine merkwürdige Begebenheit, welche die edlen Grundsätze des Churfürsten in ein helles Licht stellt. Es erscheint eines Tages im brandenburgischen Lager ein französischer Offizier und erbietet sich gegen eine Belohnung, den großen Feldherrn Türenne durch Gift aus dem Wege zu räumen. Unser Churfürst hört den Plan mit Verachtung an, entläßt den Verräther drohend und schreibt an seinen Feind Türenne: „Nehmen Sie sich in Acht. Es giebt Leute in ihrem Lager, welche Ihnen nach dem Leben trachten. Uebrigens freue ich mich sehr, daß ich bei diesen Umständen Gelegenheit habe, Ihnen zeigen zu können, daß meine Hochachtung gegen Ihre Verdienste nicht vermindert worden ist, obgleich Ihre Franzosen meinen Provinzen so viel Ungemach zugefügt haben." — *Das war echte Größe, denn der wahrhaft große Mann sucht nie durch Niederträchtigkeiten seine Feinde zu bezwingen.*

Diese Größe erkannte der schlaue französische König sehr wohl, und er durchschauete klar genug, daß Friedrich Wilhelm die Seele der gegen ihn Verbündeten war. Die französische Hinterlist ersann einen Plan, um die tapfern Brandenburger zu entfernen. Schweden wurde aufgereizt und mußte in die brandenburgischen Länder einfallen. Mit diesem Reiche hatte der Churfürst noch kurz vorher ein Bündniß geschlossen, und Niemand im Vaterlande ahnete von dieser Seite Gefahr, als plötzlich am Ende des Jahres **1674** ohne Kriegserklärung und Veranlassung **16,000** Mann Schweden unter dem General Wrangel in Brandenburg einbrachen. Der Statthalter der Mark, Fürst Joh. Georg von Anhalt, war so überrascht, daß er gar nicht an Vertheidigung dachte, und bei der geringen Truppenzahl im Lande konnte er auch nicht daran denken. So geschah es denn, daß die Schweden ohne Widerstand sich fast des ganzen Landes bemächtigten und so sehr ihres früheren ehrenvollen Rufes vergaßen, daß sie Plünderungen, Räubereien und Grausamkeiten aller Art begingen. Die heiligen Gotteshäuser wurden zerstört, Kinder und Greise ermordet, den Todten im Grabe nicht Ruhe gelassen. Tausende unserer Landsleute wurden an den Bettelstab gebracht; fast 7000 flohen nach Polen, um den Martern zu entrinnen. Das Volk machte einen Versuch zum Widerstande und sammelte sich bewaffnet zu den Fahnen, welche in redlicher Einfachheit die Inschrift führten: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Churfürsten mit Gut und Blut!" — Aber die Edlen mußten nur zu bald nachgeben. Was aber die treuen Brandenburger am meisten drückte, war die von den Schweden verbreitete Nachricht, der Churfürst sei todt, und nirgends Hülfe zu erwarten. Man glaubte dem Gerüchte anfangs nicht, aber der stete Spott der Feinde, die bei ihren Schwelgereien dem abgeschiedenen Fürsten zutranken, das Hohnlächeln, wenn in öffentlichen Kirchengebeten sein Leben und Wohl der Vaterhand des Höchsten empfohlen wurde, verbreiteten Angst und Schrecken. *Aber die Zeit der Gefahr bringt Retter und Helfer; die Zeit der Noth ist auch die Zeit der Hülfe.*

Gottes Vaterhand schien in dieser Zeit die Kraft des Churfürsten recht prüfen zu wollen. Zuerst vielfacher Verdruß über den vergeblichen Feldzug am Rheine; dann der plötzliche Tod des edlen und herrlichen Churprinzen Karl Emil, an Körper und Geist ein Ebenbild seines Vaters, dessen Liebling er war — und nun noch die Nachricht von dem treulosen Einbruche der Schweden in das Vaterland! *In ungewöhnlichen Lagen bewährt sich jedoch die Stärke des Geistes und Gemüths.*

Friedrich Wilhelm war gerade in der Mitte seiner Soldaten, als ihm der Brief des Statthalters der Mark überreicht wurde. Nachdem er ihn gelesen hatte, wendete er sich mit heiterem Gesichte an seine Krieger und erzählte ihnen, die Schweden seien in die Mark eingefallen. „Doch, setzte er hinzu, das soll ihnen Pommern kosten. Da man mir meine Länder verwüstet, werde ich mein Leben daran setzen, und Gott wird mir helfen." Dem Fürsten von Anhalt schrieb er zurück: „Innig beklage ich das Geschick meiner geliebten Unterthanen, denen ich jetzt nichts empfehlen kann, als ruhig zu dulden. Gar sehr irren die Schweden, wenn sie mich durch diesen Einbruch zu zwingen hoffen, meinen Verbündeten zu entsagen. Ich vertraue ganz auf die Gerechtigkeit meiner Sache; Gott hat mich bereits gar vielen Gefahren entrissen, und seine Gnade wird mir auch jetzt beistehen, daß ich mit Ruhm alle Schwierigkeiten besiege und meine Feinde zum Gespötte der Welt mache." — Und dies fromme Gottvertrauen täuschte ihn nicht, *denn es lebt eine allwaltende Gerechtigkeit.*

Treulich hielt der Churfürst noch ein halbes Jahr bei seinen Verbündeten am Rheine aus, da brach er am Ende Mai 1675 aus den Quartieren in Franken auf, um sein Land zu erlösen. Der ganze Zug ging so eilig und in so großer Stille, daß die Schweden auch nicht das Mindeste ahneten, als Friedrich Wilhelm schon am 11. Juni in Magdeburg eintraf. Hier ließ er nun gleich alle Thore verschließen, damit Niemand jenseit der Elbe erfahre, er sei mit seinen Tapfern da. In die schwedischen Quartiere drang kein Laut von seiner Nähe. Am 12. Juni zog er ganz still mit 5600 Reutern, zehn Kanonen und 1000 Mann Fußvolk — mehr hatten so schnell nicht folgen können — über den Elbstrom. Der Regen schoß in Strömen vom Himmel herab, und erst am 14ten Abends kam der Churfürst vor *Rathenau* an. Hier traf er auf die ersten Schweden, welche in sorgloser Ruhe hauseten und praßten. Um sie in derselben noch mehr zu erhalten, hatte der brandenburgische Edelmann von Briest, bekannt mit den Planen seines Fürsten, die schwedischen Offiziere an demselben Abend herrlich bewirthet und dadurch in tiefen Schlummer versenkt. Nachdem Derflinger die Stadt von allen Seiten besetzt und einen Trupp seiner Dragoner als Schweden verkleidet hatte, jagte er in der Nacht donnernd vor das Stadtthor, nannte die Seinigen schwedische Wache und gab vor, er werde von Bauern verfolgt. Man ließ ihn ein; aber kaum war er in der Stadt, als er Alles vor sich hertrieb. Ueberall stürmten nun die Brandenburger die Verschanzungen; was sich widersetzte, wurde niedergehauen, alles Uebrige gefangen genommen. Ohne alle Ruhe gings rasch weiter. Erschrocken stoben die Feinde vor den Rächern ihrer Unthaten nach allen Seiten hin, um sich zu vereinigen. Es gelang ihnen, und so standen am 18. Juni 1675 bei *Fehrbellin* 11,000 Schweden mit einer trefflich bedienten schweren Artillerie den 5600 brandenburgischen Reutern gegenüber. Aber Friedrich Wilhelm zagte nicht; er beschloß die Schlacht, ohne das nachkommende

Fußvolk abzuwarten. Ein sehr eigener Vorfall soll diesen Entschluß ganz befestigt haben. Kaum dämmerte der Tag, so bestieg der Churfürst sein Pferd, um des Feindes Stellung zu beobachten. Als er an einem Busche vorüberritt, hörte er Jemanden in frommer Einfalt laut und inbrünstig beten: „Allmächtiger Gott, gieb meinen Herrn den Sieg, willst du das aber nicht, so bleibe partheilos, das Uebrige wollen wir dann besorgen;" — Friedrich Wilhelm ließ den Betenden suchen; es war ein brandenburgischer Soldat. Mit Rührung erkannte er die Kampflust seines Häufleins. Er wollte sie benutzen. Der Prinz von Homburg erhielt den Befehl, den Feind zu beobachten, doch nicht anzugreifen. Kriegerische Hitze überwältigte ihn, er stürzte sich auf die feindlichen Vorposten und trieb sie vor sich her. Die ganze feindliche Armee rückte nun in Masse an. Da stürmte der Churfürst mit seinen Braven auf sie ein; kein Widerstand half; Alles wurde niedergeworfen, der Feind rein auseinandergesprengt. Ein herrlicher Sieg war erkämpft! Alle Sieger hatten eine nie gesehene Tapferkeit bewiesen, der Churfürst im Beispiel voran. Die größte Gefahr hatte ihn bedrohet, und ein edler Diener ihn gerettet. An der weißen Farbe seines Pferdes erkannten die Feinde den Fürsten. Der treue Stallmeister Froben merkt, daß die schwedischen Kanonenkugeln so sehr in die Nähe des Helden schlagen. Unter dem Vorgeben, der Schimmel sei scheu, bringt er den unerschrockenen Friedrich Wilhelm zum Tausch der Pferde. Doch kaum ist's geschehen, so schmettert eine feindliche Kugel den wackern Diener sammt dem Gaule zu Boden. —

Nach vollendeter Blutarbeit belohnte und lobte der Churfürst sein tapferes Heer. Prinz Homburg aber stand von ferne, denn er war sich seines Dienstfehlers bewußt. Doch Friedrich Wilhelm ging zu ihm und sagte gütig: „Wollte ich nach der Strenge der Kriegsgesetze mit Ihnen verfahren, so hätten Sie den Tod verdient; aber da sei Gott vor, daß ich meine Hände mit dem Blute eines Mannes beflecke, dem ich diesen glorreichen Tag mit verdanke." Und herzlich umarmte er ihn. — Die Nacht über schlief Friedrich Wilhelm in der Mitte seines Heeres auf dem Schlachtfelde. An 4000 todte und verwundete Schweden bedeckten es. Den folgenden Morgen begann eifrig die Verfolgung des fliehenden Feindes. Man jagte ihn von Ort zu Ort, und nach sieben Tagen stand kein Schwede innerhalb der brandenburgischen Grenzen. Friedrich Wilhelm eilte aber unter dem Jubel seiner Unterthanen nach Berlin, um sich mit ihnen an der geweihten Stätte in Demuth vor dem Allmächtigen niederzuwerfen und dem himmlischen Vater für solche Hülfe und solchen Sieg Dank und Ehre zu bringen.

Nun drang man auch in das schwedische Pommern, eroberte **1676** Wolgast, Anklam, Demmin; **1677** die Festung Stettin und **1678** Stralsund, Greifswalde und die Insel Rügen. Ganz Pommern war in den Händen der Brandenburger, und der Churfürst hatte sein früheres Wort schön gelöset.

Europa staunte über diese Heldenkraft. Anfangs frohlockten der Kaiser und alle Feinde Schweden's; aber bald sprach man aus einem andern Tone. Man mißgönnte dem heldenmüthigen Friedrich Wilhelm sein Glück und seinen Ruhm, und in Wien äußerte man laut, der Kaiser wünsche keinen neuen König der Wenden an der Ostsee. Der Neid wurde rege, und der erstickt immer das Bessere. Wohl kannte der Churfürst diese Stimmung, aber er hoffte doch, seine Freunde und Verbündeten würden nicht so

niederer Denkungsart sein, seine Fortschritte zu hindern, wenn sie dieselben auch nicht förderten.

Mit dem Gedanken beschäftigt, ganz Pommern jetzt sein nennen zu können, brachte der Churfürst am Ende des Jahres 1678 den Winter in Berlin zu. Er ergänzte sein Heer und machte Anstalten zur zweckmäßigen Einrichtung der eroberten Länder, als er plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt wurde, der schwedische General Horn sei mit 16,000 Mann in Preußen eingefallen. Es galt bei ihm kein langes Bedenken, sondern ungesäumt sollten die Schweden verjagt werden. In der strengsten Kälte brach er am 30. Dezember 1678 mit 9000 seiner Krieger auf, und nach zehn Tagen hatten sie einen Marsch von hundert Meilen gemacht. Die Schweden überfiel bei der Ankunft des brandenburgischen Heeres ein unaussprechlicher Schreck; sie flohen eiligst. Doch der Churfürst war ihnen noch schneller auf der Ferse. Ein Theil der Reuterei mußte den Fliehenden zu Lande nacheilen, mit den übrigen Soldaten setzte er sich selbst auf Schlitten und fuhr blitzschnell über das zugefrorene frische und kurische Haff. So stürmten nun brandenburgische Krieger, Bauern mit Sensen und Dreschflegeln, Frost, Hunger und Seuchen auf die Schweden ein und trieben sie bis tief in Liefland, wo von den 16,000 Mann nur 1500 in Riga ankamen.

Das war eine schöne Siegesfreude für unsern Churfürsten! Leider wurde sie ihm von denen vergällt, die sich seine Freunde nannten. Denn während er so siegend in strenger Winterkälte die Feinde vertrieb, schlossen der Kaiser und das deutsche Reich zu Nimwegen mit Frankreich Frieden und ließen Brandenburg ganz unberücksichtigt. Das war so ganz die hinterlistige Weise des Kaisers, der schon im Jahr 1675 eine arge Ungerechtigkeit an Brandenburg begangen hatte. In diesem Jahre starb der Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau ohne Erben. Nach den mit Joachim II. geschlossenen Verträgen gebührten diese Länder unserm Churfürsten. Der Kaiser fand es aber für gut, sich selbst diese Erbschaft zuzueignen und den rechtmäßigen Erben nur einen unbedeutenden Landstrich an der Grenze, den Schwibuser Kreis, zu geben. Jetzt hatte er wiederum unverzeihlich an unserm Vaterlande gehandelt. Denn Brandenburg stand dem mächtigen Frankreich allein gegenüber, und es wäre Thorheit gewesen, einen so ungleichen Kampf zu wagen. Der stolze französische König ließ aber seine Ueberlegenheit dem Churfürsten gar hart empfinden. Er befahl ihm im gebietenden Tone, mit Schweden Frieden zu schließen und alle Eroberungen ohne weitere Entschädigung herauszugeben. Das war ein schweres Wort. Alle Anstrengungen und alle Vortheile wurden dadurch zu nichte gemacht. Doch die Noth gebot. Denn die Franzosen fielen wüthend in die clevischen Länder, und machten Anstalten, dieselben sich zuzueignen. Und so mußte Friedrich Wilhelm im Frieden zu Saint Germain in jene unbillige Forderung willigen, die ihm so manche Freude und so manchen Wunsch vereitelte. Tief kränkte ihn diese Behandlung, und voll bittren Unwillens sprach er bei Unterzeichnung des Friedens: „Möchte doch einst aus meiner Asche ein Rächer erstehen!“ — Sie sind erstanden, die Rächer, erhabener Fürst!

Hatte dieser Friedensschluß den großen Churfürsten zwar hart getroffen, so war doch sein Muth nicht gebrochen worden. Wo es galt, gerechte Forderungen durchzusetzen und das so rühmlich erworbene Ansehen zu

erhalten, da zagte Friedrich Wilhelm nicht. Dies zeigte er gleich im darauf folgenden Jahre 1680. Brandenburg hatte noch von dem französischen Kriege am Rheine her, 1,800,000 Thaler zugesicherte Hülfsgelder von Spanien zu fordern. So oft der Churfürst nun auch schon um die Bezahlung dieses Geldes gebeten hatte, so achteten doch die Spanier gar nicht auf seine Bitten. Da beschloß Friedrich Wilhelm, Ernst zu zeigen. Er rüstete in Pillau acht Fregatten aus, besetzte sie mit Kanonen, Matrosen und Soldaten und sendete sie gegen Spanien. Dieses Land hatte damals eine sehr große Seemacht; um so mehr bewunderte man in ganz Europa den Muth und die Festigkeit des Churfürsten. Man war auf den Ausgang der Sache begierig. Die kleine Flotte lief aus und erschien plötzlich in den niederländischen Gewässern. Bei der Stadt Ostende nahm sie ein großes spanisches Schiff von 60 Kanonen. Dann segelten die Brandenburger nach Amerika, schifften dort in den spanischen Meeren umher, erbeuteten auch zwei spanische Fahrzeuge und kehrten nun nach Europa zurück, um bei Portugal feindliche Schiffe aufzufangen. Den Spaniern wurde doch die Sache sehr unangenehm. Sie versammelten schnell zwölf große Kriegsschiffe, um die kühnen Seefahrer in Grund zu bohren. Die beiden Flotten trafen auf einander, und obschon die Brandenburger gegen die spanische Macht ganz unbedeutend waren, so zagten sie doch nicht und wichen der Schlacht nicht aus. Zwei Stunden lang wehrten sie sich auf's tapferste, so daß die Spanier Nichts auszurichten vermochten, vielmehr die kleine Flotte ruhig in den Hafen von Lagos mußten segeln lassen. Zwar erhielt der Churfürst von den Spaniern nicht die schuldige Geldsumme, aber der Ruhm der kleinen brandenburgischen Flotte erscholl durch ganz Europa.

---

## 28. Der große Churfürst als Regent.

Wohl hatte der schwedische Kanzler Oxenstierna Recht gehabt, als er schon in den ersten Regierungsjahren unsers Churfürsten von ihm sagte: „Er wird der größte deutsche Fürst und ein vortrefflicher Regent werden.“ Diese Vorhersagung traf im ganzen Umfange ein. Denn Friedrich Wilhelm ist nicht bloß als Wiederhersteller seines gesunkenen Landes, sondern als der Gründer eines ganz neuen zu betrachten. Wie das ererbte Reich im Jahre 1640 war, und was der junge Regent gleich that, um Noth und Elend zu mildern, ist schon gesagt. Aber die neue Schöpfung unsers großen Churfürsten ist um so merkwürdiger, weil er nach wenigen Jahren in seinem eifrigen Bemühen um Landeswohl und Volksglück durch Krieg unterbrochen und dadurch gezwungen wurde, große Opfer von seinen Unterthanen zu verlangen. Erhöhte und neue Steuern von Häusern und Aeckern, die Accise, die Salz- und Kopfsteuer und das Stempelpapier wurden eingeführt, um die Ausgaben für Heere und Kriegsbedürfnisse zu bestreiten. Und doch konnte das Reich diese Abgaben tragen, denn sein Fürst sorgte dafür, daß Betriebsamkeit im Lande war, und daß fleißige Hände schafften und wirkten. Der Ackerbau wurde mehr und mehr befördert, und insbesondere der Gartenbau in Flor gebracht. Friedrich Wilhelm war selbst ein Freund der Gartenkunst und sparte weder Mühe, noch Kosten, um durch eigenes Beispiel seinen Unterthanen Liebe zu derselben einzuflößen. Wohl ist es erwähnenswerth, daß er mit manchen Aufopferungen den Anbau der Kartoffeln, eines damals in Deutschland noch fast gar nicht bekannten

Nahrungsmittels, beförderte und in der Nähe von Berlin Versuche anstellen ließ, welche sehr glücklich ausfielen.

Zur Belebung des Handels im Lande ließ er den Friedrich-Wilhelms-Kanal bei Mühlrose, zur Vereinigung der Oder mit der Spree, anlegen, ein Werk, welches **1662** angefangen und **1668** vollendet wurde. — Brandenburg war der erste deutsche Staat, in welchem der Fürst selbst das Postwesen einführte; ebenfalls ein großes Förderungsmittel des Handels. Ja, der große Churfürst dachte sogar daran, einen Seehandel zu bilden. Der Hafen zu Pillau wurde gereinigt, man baute Fahrzeuge, und **1680** segelten zwei große preußische Schiffe nach der afrikanischen Küste Guinea. Man schloß mit 3 Negerhäuptern einen Vergleich, man baute dort eine kleine Festung, Groß-Friedrichsburg genannt, und eine Gesellschaft brandenburgischer Kaufleute verband sich, dorthin Handel zu treiben. Anfangs ging es gut; leider gerieth nachher die Gesellschaft in Schulden, und der edle Churfürst, der das schöne Ziel nicht sogleich verlieren wollte, übernahm Alles auf seine Kosten. Aber auch er hatte nur Schaden. Um das Seewesen und den Handel in geregeltem Gange zu erhalten, errichtete er **1684** das Ober-Handels-Kollegium.

Eine natürliche Folge dieser edlen Bemühungen war die Verbesserung und Vermehrung der Manufakturen und Fabriken im Lande. Es machte dem Churfürsten eine große Freude, als man ihm das erste, in seinem Lande gewebte Paar seidene Strümpfe, den ersten, von seinen Fabrikanten verfertigten feinen Hut überreichte. Denn Seiden-, Hut-, Tuch-, Strumpf-, Wollen- und Tapeten-Manufakturen blühten im ganzen Staate; Zuckersiedereien, Seifen- und Glasfabriken lieferten gut gearbeitete Waaren. Ganz neue Anlagen waren die Rauch- und Schnupftabaks-Fabriken, für welche in der Alt- und Mittelmark Tabakspflanzungen angelegt wurden. Größtentheils gehörten diese zum Betrieb der eingewanderten Holländer, welche den Anbau und den Gebrauch der Tabakspflanze kannten. Die Brandenburger schämten und scheuten sich, den Tabak zu schmauchen, oder zu trinken, wie sie es nannten. Ein Mohr, so erzählt man, begleitete den Churfürsten auf der Jagd. Unterwegs war dem Schwarzen ein Bauer beim Jagen behülflich; aus Dankbarkeit wollte er dem Landmanne einen großen Genuß verschaffen und reichte ihm eine Pfeife Tabak. Doch der ehrliche Brandenburger sprang erschrocken zurück und schrie: „Ne, gnädige Herr Düvel, ik freete keen Füer."

So sah man denn unter der Regierung des großen Churfürsten im ganzen Lande die früher verfallenen Häuser wieder aufbauen, neue Dörfer und Städte entstehen, Wüsteneien in fruchtbare Kornfelder, Sümpfe in lachende Wiesen umschaffen, Fleiß und Wohlstand sich mehr und mehr verbreiten und alle Oerter des Reichs bevölkerter werden. Dazu trug auch sehr die Einwanderung von 20 bis 30,000 Menschen aus Frankreich bei, die der Religion wegen in den Jahren **1685** und **1686** aus ihrem Lande vertrieben wurden. Unser großer Regent nahm diese guten Leute sehr willfährig in seine Staaten auf, räumte ihnen Wohnplätze in den Städten ein, schenkte ihnen Unterstützungen und beförderte ihre Ansiedelungen. Dafür vermehrten und verbesserten die Fremdlinge den Betrieb im Lande, und mancher wüste Fleck wurde durch sie urbar. So that Friedrich Wilhelm durch seine Menschenfreundlichkeit nicht allein ein edles Werk, sondern auch

dem Lande Gutes. Es belohnt sich jede gute That durch ihre guten Folgen.

In Brandenburg wußte man von solchen Religionsverfolgungen nichts, wie sie in vielen andern Ländern damals so häufig vorkamen. Jeder erfreute sich einer völligen Gewissensfreiheit, Niemand wurde seines Glaubens wegen gekränkt. Denn Friedrich Wilhelm hatte den schönen Ausspruch der Bibel wohl verstanden: „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm.“ Und so wie er selbst mit einem frommen Gemüthe einen musterhaften Wandel verband, so waren seine Bestrebungen auch dahin gerichtet, kraftvolle, fleißige und fromme Unterthanen im Lande zu haben. Die Kirche erhob er zu der Würde, welche ihr gebührt, die Geistlichen wurden von ihm geachtet, und seine Befehle wider das Fluchen, Schwören und die Entheiligung des Sonntags beweisen, wie eifrig er wollte, daß Gottesfurcht allgemein verbreitet werde.

Ihm ganz ähnlich zeigte sich in dieser Hinsicht seine erste Gemahlinn, Luise, eine Prinzessinn von Oranien. Sie war ihrem Gemahl eine treue Rathgeberinn, dem Reiche eine wahre Landesmutter. Welch ein frommer Sinn sie beseelte, zeigt uns das schöne Lied: „Jesus meine Zuversicht,“ welches von ihr gedichtet ist, und das noch nach Jahrhunderten zur Erbauung so vieler frommen Gemüther dient.

Es kann uns nun, nachdem wir das Walten des großen Regenten gesehen haben, nicht mehr räthselhaft sein, wie das Land hohe Steuern und Abgaben tragen und doch in Wohlhabenheit sein konnte. Denn schafft der Fürst für sein Land Gutes, so bringt das Glück seiner Unterthanen auch ihm Segen. Sollte dies Glück für Brandenburg aber dauernd sein, sollte das Reich den Ruhm, welchen es so herrlich errungen, und das Ansehen, in dem es vor ganz Europa stand, fernerhin behaupten, so mußte eine Wehr gebildet werden, welche übermüthige Feinde im Zaume hielt. Darum war es eine der größten und wichtigsten Unternehmungen des großen Churfürsten, daß er ein stehendes Heer schuf. Die zweitausend Mann, welche er beim Regierungsantritte beibehielt, wurden nach und nach vermehrt. In seinen Kriegen mit Schweden war die Armee schon 25 bis 26,000, und als er starb, an 30,000 Mann stark. Alle waren gut eingeübt, alle bewaffnet, alle militärisch eingekleidet. Die Uniform war damals schon blau, mit rothen Aufschlägen. Und dies Heer war der erste Stamm der großen Kriegsmacht, die nach und nach unser Staat geschaffen und gebildet hat.

Solche Werke, die noch nach späten Jahrhunderten stehen und nützen, richtet nur der wahrhaft große Mann aus. Und so nennen wir Friedrich Wilhelm wohl mit Recht den Gründer der Größe unsers Vaterlandes, den vorzüglichsten der damaligen Fürsten. Was ihn aber noch um so ehrwürdiger macht, sind seine Sparsamkeit, seine Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe. Er tilgte nicht nur die große Schuld in Holland von zwölf Millionen Gulden, sondern zahlte auch so manche andere Summe zurück, die man während des dreißigjährigen Krieges aus Noth hatte leihen müssen. Man kann annehmen, daß er an funfzehn Millionen zu diesem Zwecke verwendet hat, und doch hinterließ er einen Schatz von beinahe einer Million Thalern. Seine Regierungsgeschäfte versäumte er nie. Er las selbst alle eingelaufenen Bittschriften und Berichte und bestimmte gleich die darauf zu gebende Antwort. Es war ein schönes Wort, welches er einst zu

seinen Räthen sprach: „Gedenket und macht's also, daß die Unterthanen da, wo sie beten sollten, nicht seufzen dürfen."

Den Wissenschaften und Künsten war der Churfürst hold. Als er zur Regierung kam, hatte der dreißigjährige Krieg fast gar keine Spur von denselben gelassen. Es mußte erst Alles wieder neu geschaffen werden. Die Universität Frankfurt blühte auf; im Jahre 1655 stiftete Friedrich Wilhelm für seine clevischen Länder eine neue Hochschule zu Duisburg. Die jetzt so bedeutende und berühmte königliche Bibliothek zu Berlin verdankt ihm ihr Entstehen. Gymnasien und vorzüglich Volksschulen wurden errichtet, um die Rohheit der niedern Klassen durch Erziehung und Unterricht zu vernichten. Maler, Bildhauer und Künstler aller Art fanden in Brandenburg Aufmunterung und Unterstützung. Besonders ließ der Churfürst in Berlin viele Bauten ausführen. Die Stadt wurde durch einen ganz neu gebauten Theil erweitert, welcher der zweiten Gemahlinn des Churfürsten zu Ehren den Namen Dorotheenstadt erhielt. Zu der Lindenallee in Berlin pflanzte diese Churfürstinn selbst den ersten Baum.

Acht und vierzig Jahre regierte dieser Landesvater, den man mit Recht den großen Churfürsten einstimmig genannt hat. Sein starker Körperbau, seine überaus mäßige Lebensweise und seine Thätigkeit erhielten ihn so lange zum Wohl und Glück seines Volks. Erst einige Jahre nach jenem beschwerlichen Winterfeldzuge gegen die Schweden klagte er über Gichtschmerzen. Endlich kam die Wassersucht dazu. Im April 1688 fing er selbst an, jede Hoffnung zur Genesung aufzugeben. Er ließ darauf zu Potsdam seine ganze Familie und den Staatsrath versammeln und nahm von ihnen feierlich Abschied. Alles weinte und schluchzte laut. „Einmal muß geschieden werden, und einer muß der erste sein," sagte er gefaßt. Dann besorgte er zum letzten Male die Regierungsgeschäfte und entließ nun alle Geliebten auf immer. Der herannahende Tod schreckte ihn nicht. Vernehmlich betete er die schönen Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," — und gleich darauf gab er still, gelassen und freundlich seinen großen Geist dem Himmel zurück, von dem er stammte. Die Geistlichen, welche um ihn standen, waren so tief gerührt durch diesen reinen und sanften Abschied von der Welt, daß sie wie aus Einem Munde sprachen: „Unsere Seele sterbe den Tod dieses Gerechten!"

In der Domkirche zu Berlin ruht jetzt seine irdische Hülle. — Der Staat hatte 2046 □Meilen und $1^1/_2$ Million Einwohner.

Richten wir nun unsere Blicke auf das Volk, welchem ein solcher Herrscher zu Theil wurde, so dürfen wir uns nicht schämen, es das unsrige zu nennen. Der Körper der Brandenburger war kraftvoll und ausdauernd. Die Nothwendigkeit, im Schweiße des Angesichts dem wenig ergiebigen Boden die Frucht abzugewinnen, hatte die Einwohner Anstrengungen ertragen gelehrt. Ihre große Thätigkeit war durch Friedrich Wilhelm erst eigentlich geweckt, denn jene Unglücksjahre hatten jegliche Spur von derselben verwischt. Der Sinn des Volks war rein kriegerisch, und sehr große Liebe zum Vaterlande zeigte sich allgemein, wenn es die Vertheidigung desselben galt. Trieb nach Ehre und Ruhm flößte ihm der große Churfürst ein, und dieser Trieb ist auch bei unserm Volke geblieben. — Ausbildung der untern Volksklassen fehlte zwar nicht ganz, doch war sie nicht hinreichend, um alle Uebel, welche Unwissenheit mit sich führt, zu verbannen. Und so war denn der Glauben an Hexen, Gespenster, Zaube-

rer und Wahrsager noch sehr allgemein. — Kleidung und Lebensart waren ziemlich einfach und was besonders zu loben ist, sehr anständig. Leider brachten die aus Frankreich Eingewanderten neben den mannichfachen Vortheilen auch den Nachtheil, daß französischer Leichtsinn in der Brust mancher Brandenburger Wurzel faßte, und daß die anständige Kleidung hin und wieder durch französische Unanständigkeit verdrängt wurde. Der Branntwein, früher nur als Arzenei gebraucht, wurde bekannter, und der Genuß desselben beliebter; Kaffee und fremde Weine waren gewöhnliche Getränke. Karten und Würfelspiele wurden mehr in den höhern, als in den niedern Ständen zu den Vergnügungen gerechnet. Aber Häuslichkeit, Redlichkeit, Treue, Wohlthätigkeit und vor Allem Gottesfurcht und ein frommer Sinn waren noch bei den Brandenburgern heimisch und schöne Züge des starken, gerühmten und geehrten Volkes.

Und so können wir denn wohl die Regierungszeit dieses Fürsten und mit ihr das Mittelalter unserer vaterländischen Geschichte mit den Worten schließen, welche von dem weisen Salomo gesagt wurden: Er herrschte so, daß ein Jeder unter dem Schatten seines Palmbaumes sicher wohnte und froh mit den Seinen der Früchte seines Fleißes genoß, daß Wohlhabenheit, Wohlanständigkeit und milde Sitte herrschten im Lande, und selbst der Fremdling im Thor von seinen Brüdern wohlthätig aufgenommen wurde.

Ruhm und Ehre dem Fürsten, der so wirkte! Sein Namen glänze durch ferne Zeiten!

# Dritter Abschnitt.

## Die neuere brandenburgische Geschichte, oder: Die Könige von Preußen.

## Erster Zeitraum.

### Von dem ersten Könige von Preußen bis auf König Friedrich Wilhelm III.

Von 1688 bis 1797.

### 29. Friedrich, als Churfürst III., als König Friedrich I., 1688 bis 1713.

Es hatte der große Churfürst durch seine mächtigen Thaten und durch seine musterhafte Regierung einen solchen Glanz und Ruhm über sich und sein Volk verbreitet, wie manche Könige der damaligen Zeit nicht hatten. Er trug daher gleichsam schon unsichtbar auf seinem Haupte die Königskrone, welche bald auch in der Wirklichkeit sein fürstliches Geschlecht zieren sollte. Dazu hatte er Alles vorbereitet. Große kriegerische Ehre, ein treffliches Heer, ein gefüllter Schatz, nicht unbedeutende Länder, die, mit Weisheit regiert, durch ihre Blüthe überall den Segen des Himmels bekundeten, dies war es, was er seinem Sohne Friedrich hinterließ. Und nun liebte dieser Sohn die äußere Ehre, die Pracht und überhaupt den Glanz der Welt so sehr, daß er Nichts scheute, um zu der höchsten Würde dieser Erde zu gelangen. Brachte diese große Neigung zu dem vergänglichen Glanze des Irrdischen dem Lande zur damaligen Zeit auch manches Weh, und wurde mancher Seufzer und manche Klage darüber laut, so haben wir doch jetzt Ursache, auch jenen Hang als eine weise Lenkung des göttlichen Weltregierers zu betrachten, welcher dadurch etwas Großes für Fürst und Volk entstehen ließ. Unsere vaterländische Geschichte zeigt uns überhaupt immerwährend, wie in mannichfacher Hinsicht des Allerhöchsten Auge über unser Regentenhaus und unser Volk gnädig gewacht und so sehr Großes an uns gethan hat. Und dessen werden wir uns auch noch ferner erfreuen, wenn wir anders nur Gott, dem Könige und dem Vaterlande gehorsam und treu bleiben.

Es war zur damaligen Zeit ein allgemeines Aufstreben unter den Regentenhäusern. Der Statthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, ein naher Verwandter unsers Fürsten, errang die englische Königskrone und

Friedrich unterstützte ihn mit 6000 Mann; der Churfürst von Sachsen wurde zum Könige von Polen erwählt, das Haus Braunschweig-Lüneburg (jetzt Hannover) erhielt die Churwürde. Welch ein Reiz für unsern ehrsüchtigen Friedrich, daß auch er eine höhere Würde erstrebe! Er hatte schon lange diesen Gedanken in sich genährt. Ein sonderbarer Zufall sollte ihn antreiben, die Sache ernstlich in's Werk zu richten. Bei der Zusammenkunft mit dem Könige Wilhelm von England zu Haag, hatte man nach damaliger Sitte für den König einen Armstuhl, für unsern Fürsten einen Stuhl ohne Lehne hingestellt. Dieser an sich ganz unbedeutende Umstand brachte jedoch Friedrich so auf, daß er sofort die Unterredung verweigerte und abzureisen beschloß, ohne den König gesprochen zu haben. Man vermittelte nun zwar die Sache, aber diese tiefe Herabsetzung, wie Friedrich es nannte, war ihm so empfindlich, daß er nicht mehr zögerte, mit seinem längst genährten Plane hervorzutreten.

Kaum war er von Haag nach Berlin zurückgekehrt, als er seine Minister und Räthe versammelte, seinen Plan, das Herzogthum Preußen zu einem Königreiche und sich selbst zum Könige zu erheben, vorlegte und ihre Meinung und Mitwirkung forderte. Jenes ferne Herzogthum war aber darum zur Erhebung ausersehn, weil Brandenburg dies einzige Land als unabhängig besaß, und dasselbe außerhalb Deutschland lag. Fast alle Anwesenden stimmten ein, und auch der Minister Dankelmann, welcher sonst nur für Ersparnisse war, redete dem Plane des Churfürsten das Wort.

Vor allen Dingen war zur Annahme der Königswürde die Einwilligung des damaligen Kaisers Leopold nothwendig. Ihm hatte sich Friedrich stets sehr gefällig bewiesen, wahrscheinlich um desto eher bei ihm ein willfähriges Ohr für seinen Lieblingsplan zu erhalten. Der große Churfürst hatte in seinem Testamente den Kindern der zweiten Ehe mehrere Länder vermacht. Das wollte aber Friedrich nicht gelten lassen. Er gab daher den Schwibuser Kreis an den Kaiser, damit derselbe jene letzte Willensbestimmung vernichte. Es geschah auch, und Friedrich regierte alle Länder ungetheilt. In den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hatten ganze Heere brandenburgischer Truppen für das östreichische Kaiserhaus am Rheine gegen die Franzosen und in Ungarn gegen die Türken gefochten und große Dienste in diesen Feldzügen geleistet. Alle diese Opfer, so meinte man in Berlin, würden Leopold willig machen. Nun wurde eine Gesandtschaft nach Wien gesendet, um den Kaiser zur Anerkennung der Königswürde zu bewegen. Aber hier fand man große Schwierigkeiten. Der kaiserliche Kanzler, Graf Kaunitz, widerstritt heftig und sagte in prophetischem Geiste: „Die Könige von Preußen werden dem Kaiser nicht so folgsam sein, als die Churfürsten von Brandenburg.“

Die Gesandten Friedrich's wendeten Schmeicheleien, Bestechungen, Geschenke an, aber alles prallte ab. Schon verzweifelte man am Gelingen des ganzen Planes, als plötzlich ein Verhaltungsbefehl von Berlin bei der Gesandtschaft zu Wien anlangte. Man brachte denselben zu dem brandenburgischen Sekretär Bartholdi. Dieser las, er solle sich bei dem Pater Wolf, dem Beichtvater des Kaisers, verwenden; man sagt jedoch, in dem Befehle habe gestanden, er solle den Pater Wolf *vermeiden*. Bartholdi that das Erstere, und siehe, Wolf fand sich durch diesen ehrenvollen Auftrag so geschmeichelt, daß er sein Mögliches zu thun versprach. Und der Geistliche hielt treulich Wort. Der Kaiser gab seine Einwilligung zur Annahme der

preußischen Königswürde. So wurde denn nach mehrjährigen Unterhandlungen, und nachdem sechs Millionen Thaler allein für Geschenke, Bestechungen und sonstige Unkosten verwendet waren, am 16. November 1700 zu Wien eine förmliche Uebereinkunft, genannt der Kronentraktat, geschlossen. Friedrich übernahm harte Verpflichtungen. Er mußte auf seine Kosten 10,000 Mann Hülfstruppen dem Kaiser im Kriege stellen und durfte seine deutschen Länder nicht der Hoheit des Reichs entziehen.

So ungünstig die Jahreszeit war, so wollte doch der glückliche Friedrich die Krönungsfeierlichkeit nicht verschieben. Er trat im tiefen Winter, am 17. Dezember 1700, mit seiner Gemahlinn, der edlen, geistreichen, verehrungswürdigen Sophie Charlotte, seinem Sohne, seinen Brüdern und einem großen Hofstaate den beschwerlichen Weg nach Königsberg, der Hauptstadt seines künftigen Königreichs, an. Noch verband damals keine gebaute Straße die Städte Berlin und Königsberg. Der Weg ging durch Sand und Moraft, höchstens auf Knüppeldämmen hin. Im Winter waren die Wege fast ganz unfahrbar. Aber kein Hinterniß schreckte den Churfürsten von der Reise ab, welche bei den schlechten Wegen zwölf Tage dauerte. Es war ein unabsehbarer Zug. Man hatte denselben in vier Haufen getheilt, und allein der erste dieser Haufen, in welchem sich Friedrich selbst befand, bedurfte zu seiner Fortschaffung 400 Wagen. Ueberall mußten auf den Stationen 30,000 Pferde Vorspann, außer den fürstlichen, bereit stehen. Zu Königsberg wurden unermeßlich prächtige Anstalten zur Krönung gemacht. Am 15. Januar 1701 nahmen die Feierlichkeiten ihren Anfang. Unter dem Geläute aller Glocken und dem furchtbaren Donner der Kanonen zog ein großer Zug von Hof- und Kriegsbeamten, in Seide und Sammet gekleidet, durch die Straßen Königsberg's, hielt an fünf Plätzen still, und der Vornehmste des Zuges verkündete, daß das bisher unabhängige Herzogthum Preußen zu einem Königreiche erhoben, und dessen Regent, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Friedrich, König in Preußen geworden sei. Die unzählige Volksmenge jubelte und rief unter Pauken- und Trompetenschall: „Lang lebe Friedrich, unser allergnädigster König! Lang lebe Sophie Charlotte, unsre allergnädigste Königinn!"

Am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, wurde in allen Kirchen des Landes in einem feierlichen Gebete der Beistand des Allerhöchsten zur bevorstehenden Krönung erfleht. Am 17. Januar stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden. Er führt die schöne Inschrift: Einem Jeden das Seine.

Die Krönung und Salbung des ersten Königs von Preußen wurde am 18. Januar 1701 vollzogen.

Auf dem Schlosse zu Königsberg versammelten sich an dem Morgen des Tages alle hohen Hof- und Staatsbeamten. Friedrich war prächtig geschmückt. Sein Kleid bestand aus Purpur mit Gold gestickt, und war mit großen, diamantenen Knöpfen, jeder 3000 Dukaten an Werth, besetzt. Ein Königsmantel aus rothem Sammet, mit goldgestickten Adlern und Kronen gleichsam übersäet, und mit drei Diamanten versehen, die eine Tonne Goldes kosteten, hing um seine Schultern. Mit edlem Anstande trat der neue König in einen großen Saal und ließ sich auf dem hier errichteten Throne nieder. Dann setzte er sich selbst mit eigener Hand die Krone auf, zum Zeichen, daß er ein unabhängiger König sei, nahm das goldene Scepter in die Rechte und den Reichsapfel in die linke Hand und empfing die Huldigung der Prinzen und aller Anwesenden. Nun ging der Zug zur Königinn.

Der neue König krönte sie selbst und führte sie auf den Thron. — Jetzt sollte die kirchliche Weihe der Krönung folgen. Der König und die Königinn begaben sich mit einem großen Gefolge unter dem Zulaufe einer unermeßlichen Volksmenge vom Schlosse nach der evangelischen Schloßkirche. Der Weg dahin war mit rothem Tuche belegt. An der Kirchthüre erwarteten die zu Bischöfen ernannten Oberhofprediger von Bär und von Sanden nebst sechs andern Predigern das königliche Paar und empfingen dasselbe mit den Worten: „Es gehen hier ein die Gesegneten des Herrn.“ Die Geistlichkeit führte darauf unter Trompeten- und Paukenschall den König und die Königinn zu dem vor dem Altare errichteten Throne. Der Bischof von Bär bestieg die Kanzel und hielt die Krönungspredigt über die Worte 1 Samuelis 2, 30: „Wer mich ehret, den will ich wieder ehren.“ Dann folgte die feierliche Salbung. Vor dem Altare standen sämmtliche Prediger. Der König trat herzu, kniete auf ein Bänkchen nieder, nahm seine Krone vom Haupte und legte sie nebst dem Scepter neben sich. Es war dies das schöne Zeichen der Demüthigung vor dem Könige aller Könige, dessen waltende Gnade sich an Friedrich verherrlicht und ihn zu dieser Würde berufen hatte. Der Bischof von Bär salbte nun mit geweihtem Oel den König an der Stirn und am Pulse der rechten und linken Hand unter den Worten: „Eure Königliche Majestät mögen diese Salbung als ein göttliches Wahrzeichen nehmen, dadurch Gott ehemals durch seine Propheten den Königen seines Volks anzeigen lassen, daß er selbst, der höchste Gott, sie zu Königen gemacht und verordnet habe. Der Herr, unser Gott, salbe Eure Königliche Majestät selbst mit dem heiligen Geiste, daß Sie als ein Gesalbter des Herrn mit einem muntern, tapfern und willigen Herzen dies Ihr Volk und Königreich regieren, auch bei guter Gesundheit viele Jahre den Rath und Willen Ihres Gottes erfüllen, durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen.“

Eben so geschah es mit der Königinn. Dann rief die ganze Versammlung und die Volksmenge unter dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbeln der Pauken: „Amen, Amen, Glück zu dem Könige! Glück zu der Königinn! Gott verleihe Ihnen langes Leben! Amen, Amen!“ — Der prachtvolle Zug ging nach dem Schlosse zurück. Dem jubelnden Volke wurde ein ganzer, gebratener Ochse und große Fässer voll rothen und weißen Weines preis gegeben. Goldene und silberne Krönungsmünzen vertheilte man mit vollen Händen. Den Armen zu Königsberg schenkte der König tausend Thaler, und zehntausend bestimmte er zur Erbauung zweier Armenhäuser zu Königsberg und Berlin. Ein Feuerwerk und eine herrliche Erleuchtung beschlossen die seltene Feier.

Bis zum 8. März blieb das königliche Paar in der Krönungsstadt, dann ging es in pomphaftem Zuge zurück nach Berlin. Fast alle Staaten Europa's erkannten die neue preußische Königswürde an. Ein hochberühmter Enkel des ersten preußischen Königs sagt über dies Ereigniß folgende merkwürdige Worte: „So war die wichtige Angelegenheit zu Stande gebracht, welche so viel Widerspruch gefunden hatte, sowohl in dem Staatsrathe Friedrich's, als an fremden Höfen, sowohl bei Freunden, als bei Feinden; die man erst für träumerisch gehalten hatte und zu deren glücklichen Beendigung so manche günstigen Umstände mitwirkten. „„Der Kaiser sollte die Minister hängen lassen, die ihm einen so treulosen Rath gegeben,““ rief der kaiserliche Feldmarschall Prinz Eugen, als er die Anerkennung der preußischen Königswürde erfuhr. Und in der That zeigte sich das, was anfangs

das Werk der Eitelkeit gewesen zu sein schien, nachher als ein großes Meisterstück. Denn die Königswürde entledigte das brandenburgische Haus der Fesseln, mit welchen das östreichische Kaiserhaus fast alle deutschen Fürsten zu seinen Sklaven machte. Sie war eine Lockspeise, welche der erste König Friedrich allen seinen Nachkommen hinwarf, und bei welcher er ihnen gleichsam sagte: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht ihr euch desselben würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden.“ — Und wie sehr haben sich die Nachkommen der Königskrone würdig bewiesen, wie glorreich das Werk vollendet!

---

### 30. Das Merkwürdigste aus der Regierung Friedrich's I.

Noch waren die Feste und Feierlichkeiten zu Berlin nicht beendigt, als mit einem Male das Schreckenswort Krieg erscholl. Der Tod des kinderlosen Königs von Spanien brachte halb Europa in die Waffen. Der Kaiser Leopold verlangte die schöne Erbschaft für seinen Sohn Karl, der König Ludwig von Frankreich stritt für seinen Enkel Philipp. Es entstand der spanische Erbfolgekrieg. Ob nun gleich unser Fürst nicht im mindesten bei diesem Streite betheiligt war, so mußte er doch, zufolge des geschlossenen Kronentraktates, dem Kaiser 10,000 Mann stellen. Dabei ließ es aber Friedrich nicht, sondern Dankbarkeit gegen Leopold und Haß gegen Frankreich vermochten ihn, 20,000 und zuletzt 35,000 Mann Hülfstruppen in's Feld zu schicken. Es kämpften preußische Truppen am Rheine und in Italien mit der größten Tapferkeit für eine fremde Sache.

Die Gebietserweiterungen, welche Friedrich erwarb, sind nicht bedeutend. Für den abgetretenen Schwibuser Kreis erhielt er die Anwartschaft auf Ostfriesland und auf die Grafschaft Limburg in Franken; vom Churfürsten von Sachsen kaufte er die Städte Quedlinburg und Nordhausen; vom Grafen von Solms die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen. Die Stadt Elbing in Preußen, welche schon dem großen Churfürst verpfändet war, vereinigte er 1698 mit seinen Staaten. Beträchtlichere Landestheile erhielt er aus der oranischen Erbschaft. Die Mutter unsers Königs war eine Prinzessin von Oranien, und ihre Ansprüche auf mehrere Landestheile dieses Hauses gingen auf den Sohn über. Deshalb erhielt dieser 1694 das Fürstenthum Neufchatel oder Neuenburg und die Grafschaft Valengin in der Schweiz und 1707 die Grafschaften Mörs und Lingen.

Und so hinterließ Friedrich I. seinem Nachfolger ein Königreich, welches 2078 □Meilen groß war. Leider hatte dies Reich von dem blühenden Zustande viel verloren, in welchen des großen Churfürsten treffliche Regierung es versetzt hatte. Die Erringung der Königswürde, die Krönung selbst, die Unterhaltung so großer Heere in den Kriegen verschlangen nicht Tausende, sondern Millionen. Als König hielt Friedrich auch einen königlichen Hofstaat, und zwar einen so glänzenden, als irgend ein Fürst Europa's. Hundert Kammerherren waren stets im Dienste; der Kammerjunker, Kammerdiener, Läufer und Heiducken Zahl hatte kein Ende. Und alle diese wurden mit Hunderten und Tausenden besoldet. Dazu war der König oft bis zur Verschwendung freigebig. So schenkte er einst einem Jäger, der ihm einen ungewöhnlich großen Hirsch auftrieb, ein Gut von 40,000 Thlr. an Werth. — Es war ganz natürlich, daß die Ausgaben bei weitem die gewöhnlichen Staatseinkünfte überstiegen. Der vom Vater gesammelte Schatz verschwand bald, und Schul-

den häuften sich dagegen auf Schulden. Außerdem wurden die Unterthanen mit den drückendsten Abgaben belastet. Solche waren zuerst die Kopfsteuer, welche der Vornehmste, so wie der Gänsehirt entrichten mußte, und die Krönungssteuer, zu welcher die Städte der Neumark allein 3000 Thlr. zahlten. Alle diese Einkünfte wurden verschlungen, und dennoch war der Hof in steter Geldverlegenheit. Denn außer jener Verschwendung wirthschafteten auf die verabscheuungswürdigste Weise die drei Minister Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben, welche man spottweise nach ihren Anfangsbuchstaben das dreifache Weh des Königreichs Preußen nannte. Sie suchten den König durch Pracht und Glanz zu zerstreuen, damit er sich weniger um die Regierungsangelegenheiten bekümmere. Ein Fest verdrängte das andere, ein Gelag folgte dem andern. Und dann sannen diese Staatsmänner nur darauf, die Abgaben zu erhöhen und immer neue zu erfinden. Im Letztern hatten sie es denn auch wirklich weit gebracht. Es gab eine Perückensteuer, eine Schweinsborstensteuer, eine Carossensteuer, und wie die lächerlichen Steuerbenennungen alle heißen mochten.

Der Wohlstand des Landes sank, das neue Königreich gerieth sichtlich in Verfall. Dennoch hörte der Druck nicht auf, denn die Minister waren taub gegen die Bitten der bedrängten Unterthanen. Der König aber ahnete nicht entfernt das Elend seines Landes, die Günstlinge wußten es ihm sehr sorgfältig zu verbergen. Und das mochten sie auch nur thun, denn Friedrich besaß ein gerechtes, gutes Herz und liebte sein Volk innig. Wehe jenen Staatsverwaltern, wenn er ihre üble Wirthschaft erfuhr! Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Im Jahre 1709 wüthete eine furchtbare Pest in dem ehemaligen Herzogthume Preußen und raffte an 200,000 Menschen weg. Eine schreckliche Hungersnoth vermehrte das Elend dieser Provinz. Die königlichen Minister wurden um Hülfe angefleht, — vergebens, man wies die Unglücklichen mit harten Worten ab. Die Bürger der abgebrannten Stadt Krossen baten um Unterstützung und um ihre Brandkassengelder; auch sie erhielten abschlägige Antwort, denn dies Geld war vergeudet. Vom Elend auf's äußerste getrieben, wendeten sich alle diese Bedrängten an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Dieser edle Fürstensohn, der schon mit verhaltenem Unwillen die Untreue der Dreimänner beobachtet hatte, brachte es dahin, daß seinem Vater ohne Rückhalt das Elend der unglücklichen Unterthanen und das abscheuliche Verfahren der Staatsverwalter geschildert wurde. Voll Zorn erglühete der Monarch. Hart strafte er die untreuen Diener; nach Möglichkeit wurde den hülflosen Provinzen geholfen, eine bedeutende Einschränkung in den Ausgaben für den königlichen Hof gemacht. Verschaffte dies Alles dem Lande zwar wenig Erleichterung, so war dies Wenige doch erfreulich.

Aber auf vielfache Art wirkte Friedrich auch sehr wohlthätig für sein Reich. Zuerst loben wir wohl mit Recht den frommen Sinn des Königs, durch welchen er seinen Unterthanen ein schönes Beispiel in der Gottesfurcht und in der Gottesverehrung gab, und mit dem er das höchste Kleinod eines Volkes, die Religion, hoch und werth im Lande erhielt. Dieser Sinn führte ihn auch zur Duldung gegen alle anderen Religionsverwandten, und während in vielen Staaten Europa's zur damaligen Zeit blinder Religionseifer Andersdenkende grausam verfolgte und sie zur Auswanderung aus dem heimathlichen Lande trieb, so lebten unter dem preußischen Scepter Alle in friedlicher Ruhe, und viele jener Unglücklichen

fanden unter ihm Schutz und Unterstützung. Schweizer wanderten ein und bebauten vorzüglich die Grafschaft Ruppin; Pfälzer ließen sich in der Altmark nieder; Franzosen und oranische Unterthanen bevölkerten das Land.

Die preußischen Manufakturen und Fabriken vermehrten sich nicht allein, — es wurden unter dieser Regierung eine Spiegelfabrik zu Neustadt an der Dosse, eine Gold- und Silberfabrik zu Berlin, mehrere Tabaksfabriken und Steinkohlenbergwerke angelegt — sondern die Wollmanufakturen und Tuchwebereien erhielten auch dadurch eine Begünstigung, daß der König die Ausfuhr der Wolle verbot und das ganze Kriegsheer mit inländischem Tuche bekleiden ließ. Zur Beförderung des Handels wurde der Friedrichsgraben in Preußen, welcher die Deine mit der Memel verbindet, erbaut, die Saale schiffbar gemacht, und durch die Verordnung, daß bei'm Handel sich Jeder nur der gestempelten Maße, Gewichte und Elle bedienen solle, vielen Betrügereien gesteuert.

Eine sehr wohlthätige Einrichtung war die General-Feuer-Versicherungs-Anstalt. Jeder Angesessene mußte jährlich zu derselben eine nach dem Werthe seiner Gebäude sich richtende Geldsumme beitragen und erhielt bei Brandunglück aus dieser Kasse Unterstützung. Noch jetzt besteht diese sehr wohlthätige und immer mehr verbesserte Unterstützungs-Anstalt und hat schon Tausenden von Abgebrannten die kräftigste Hülfe geleistet.

Vorzüglich viel that Friedrich für die Künste und Wissenschaften. Geschickte Baumeister, Maler, Bildhauer und Kupferstecher fanden an dem prachtliebenden Hofe volle Beschäftigung und große Aufmunterung. Bauten hat dieser König sehr viele ausführen lassen. Berlin erweiterte er durch ein ganz neues Stadtviertel, ihm zu Ehren die Friedrichsstadt genannt, er ließ den Dom und das Zeughaus bauen und verschönerte das Schloß. Der Lieblingsaufenthalt der trefflichen Königinn Sophie Charlotte, das Dorf Lützow bei Berlin, wurde auf königlichen Befehl so ausgebaut, daß ein Städtchen daraus entstand, welches Friedrich seiner Gemahlinn zu Ehren Charlottenburg nannte.

Um junge Künstler desto trefflicher auszubilden, stiftete der König eine Maler- und Bildhauerakademie, zur Förderung der Gelehrten-Bildung die Akademie der Wissenschaften. Noch vor der Stiftung dieser Anstalten war vom Könige im Jahre 1694 die Friedrichsuniversität zu Halle an der Saale errichtet, wo um dieselbe Zeit der Professor und Prediger August Hermann Franke im frommen Gottvertrauen den Grund zu dem berühmten hallischen Waisenhause gelegt hatte.

---

### 31. Friedrich Wilhelm, I. 1713—40.

Von ganz anderer Denkungsart, als der Vater, war der Sohn Friedrich Wilhelm I. Jener liebte den Glanz über Alles, dieser verachtete ihn als unnütz; jener hielt Gepränge als das Höchste, dieser war ein Todtfeind desselben. Und einen solchen Sinn äußerte Friedrich Wilhelm von Jugend auf. Er war ungefähr 10 bis 11 Jahr alt, als ihm einst ein Kammerdiener einen prächtigen seidenen Schlafrock zum Anziehen darbot. Der junge Kronprinz betrachtete das Kleidungsstück von allen Seiten und warf es endlich zornig ins Feuer. Dasselbe Schicksal hatte eine große Perücke, die er bei einem Hoffeste hatte tragen müssen, und welche ihm sehr lästig geworden war. — Man konnte voraussehen, daß sein Regierungsantritt große Ver-

änderungen hervorbringen würde, und es geschah also. Denn kaum war der neue König aus dem Sterbegemache des verblichenen Vaters getreten, als er bald darauf durch seinen Kammerdiener den Oberhofmarschall rufen ließ, um sich die Liste der Hofbeamten vorlegen zu lassen. Hastig durchlief Friedrich Wilhelm die große Reihe der Namen, nahm schnell eine Feder und durchstrich das Verzeichniß von oben bis unten. Jammern und Wehklagen erscholl, als der bestürzte Hofmarschall zu den ängstlich wartenden Höflingen sagte: „Der alte König ist todt, und der neue schickt euch sämmtlich davon.“ — Das Leichenbegängniß des Vaters beging der Sohn königlich; Friedrich wurde begraben, wie er gelebt hatte, — prächtig. Es war aber eine merkwürdige öffentliche Andeutung der beginnenden Umgestaltung des Hofes und des Staats, daß der König nach Vollendung der Begräbnißfeierlichkeiten seine Uniform anzog, zu Pferde sich zu den auf dem Schloßplatze aufgestellten Truppen begab und sie selbst zu einer dreimaligen Salve aus den Gewehren kommandirte. Die alte Ordnung der Dinge war mit der Beerdigung des Königs Friedrich geschlossen; eine neue Zeit begann.

Alle Personen und Anstalten, welche der König für unnütz hielt, erfuhren seine wirthschaftliche Hand. Die Zahl der Kammerherren, Kammerjunker und übrigen Hofbedienten verschwand fast ganz; viele Pensionen zog er ein, die Gehälter setzte er herab. Die Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten, welche man aufgehäuft hatte, die vielen, prächtigen Pferde und Wagen des vorigen Königs wurden sämmtlich verkauft, die goldenen und silbernen Geschirre in die Münze geschickt und mit dem gelösten und geprägten Gelde Schulden bezahlt. Die Akademie der Künste hob der König ganz, die Akademie der Wissenschaften theilweise auf und nahm ihr den größten Theil ihres Einkommens. Aus dem ganzen Reiche mußten ihm die Namen aller Beamten eingesendet werden, und er unterwarf das Verzeichniß der strengsten Untersuchung. Da erhielt denn nicht eines jeden Staatsdieners Name die Randbemerkung „gut, bleibt;“ zu manchem fügte der Regent das Gegentheil und oft mit dem schlimmen Zusatze: „ist überflüssig, kann sich davon scheeren.“ Und diese Untersuchung war um so furchtbarer, weil sie sich jährlich erneuerte. Denn Friedrich Wilhelm wußte mit großer Aufmerksamkeit und Umsicht die Treue seiner Diener zu beobachten und zu beurtheilen. Dadurch wurde aber in die Verwaltung Ordnung gebracht, und der Fleiß und der Eifer der Beamten zur höchsten Stufe gesteigert. Und der König selbst ging in allen Dingen mit guten Beispiele voran. Er aß mit seiner Familie nur Hausmannskost, und mancher reiche Bürger verwendete mehr auf seine Tafel, als er. Seine Kleidung war sehr einfach. Meistentheils trug er die Uniform seines ersten Garderegiments, nur bei feierlichen Hoffesten kleidete er sich stattlicher. Die Königinn und die königlichen Kinder erschienen in eben so einfacher Kleidung. Dies Beispiel aber wirkte außerordentlich auf das ganze Land. Die Pracht in der Kleidung, der Aufwand im Essen und Trinken und in so manchen andern Dingen hatten unter der vorigen Regierung einen hohen Grad erreicht. Es galten in dem neuen Königreiche Glanz und eitler Schimmer über Alles. Aber die ernste und haushälterische Regierung Friedrich Wilhelm's verdrängte das Uebel um so mehr, da man wußte, daß dem Könige nichts verhaßter war, als dies, daß er einen Eitlen für einen Müßigänger ansah und solche Menschen durchaus nicht leiden konnte. „Saure Wochen, heitre Feste, Tages Arbeit, Abends Gäste,“ das war sein Lieblingsspruch, den er auch selbst

ausführte. — Dabei besaß der Regent eine ungeheuchelte Frömmigkeit, einen wahrhaft christlichen Sinn. Selten versäumte er und seine Familie Sonntags die öffentlichen Gottesverehrungen; überall ließ er es sich angelegen sein, der Kirche und ihren Dienern die gebührende Ehre zu beweisen. Dies Alles verfehlte seine Wirkung nicht. Uebermäßiger Aufwand verschwand, und dagegen äußerten sich Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Sittlichkeit und frommer Sinn. Und hätte auch Mancher gern seiner Sinnlichkeit gefröhnt, die Furcht hielt ihn ab. Denn der König war die Thätigkeit selbst, sah nach Allem, auch nach dem Kleinsten, verlangte von Andern dieselbe Pünktlichkeit, die er besaß, und wehe dem Beamten, oder dem Unterthan, den er nachlässig und verschwenderisch traf. Sein Unwillen machte sich ohne Umstände durch Stockprügel, Faustschläge, oder Fußtritte Luft, und bei dem geringsten Widerspruche sprach er heftig: „Raisonnir' er nicht!" Ueberhaupt verlangte er strengen, oft blinden Gehorsam, und alle Staatsdiener waren so daran gewöhnt, daß, wenn ein Befehl von ihm mit den Worten begleitet war: „sonder Widerrede," er auch der pünktlichsten Ausführung gewiß sein konnte.

Eine solche Regierung stach gegen die vorige außerordentlich ab, aber sie war für unser Vaterland überaus wohlthätig. Zwar erscheint Manches hart, doch wir müssen bedenken, daß die damalige Zeit solche harte Mittel nicht so auffallend fand. Ueberdies gebot die Nothwendigkeit, in unserm Staate mit Kraft und Ernst durchzugreifen, um vielfache Uebel auszurotten. Und da dem Könige nur das als wichtig galt, was die Wohlfahrt der Unterthanen und das Gedeihen des Landes beförderte; da seine unermüdete Sorgfalt sich die genaueste Kenntniß von den Provinzen verschaffte, und sein Bestreben dahin ging, mit gewissenhafter Sparsamkeit auch das Geringste zum Besten seiner Staaten zu benutzen und anzuwenden: so nennen wir wohl mit Recht diese Regierung höchst wichtig und preisen die göttliche Vorsehung, welche die Folge der Regenten unsers Vaterlandes so weise ordnete. Denn nur so konnte der Staat sich zu der Höhe erheben, auf welche er nachher gebracht wurde; nur so konnte er vor einem ähnlichen Falle gesichert bleiben, wie ihn späterhin Reiche erlitten, die mit ihm zu gleicher Zeit aufblüheten.

**Friedrich Wilhelm's wichtigste Einrichtungen im Lande.** — Es war dem Könige noch als Kronprinzen ein großes Aergerniß gewesen, daß man die **Einkünfte des Landes** nicht sorgsam verwaltete. Er eilte daher bei seinem Regierungsantritte, Ordnung in die Landeseinnahmen zu bringen und sie sorgsam zu verwenden. Darum ordnete er in den Provinzen die Kriegs- und Domänenkammern an, die dafür zu sorgen hatten, daß die Domänen, Forsten, Zölle und Posten gehörig verwaltet wurden. Diese Behörden waren dem neu erichteten General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium unterworfen. Außerdem setzte er die Oberrechenkammer ein, an welche alle Beamten ihre Rechnungen einzuliefern hatten, und welche insbesondere dafür verantwortlich war, wenn unnöthige Ausgaben Statt fanden. Die unter der vorigen Regierung eingeführten Steuern wurden größtentheils abgeschafft, dagegen die Zölle erhöht, die Forsten besser benutzt und die Accise eingeführt.

Und so gab denn diese bessere Verwaltung und die damit verbundene weise Sparsamkeit eine Vermehrung der Einkünfte bis auf $7^1/_2$ Million Thaler. Dessenungeachtet bezahlte der Unterthan weniger, als unter der

vorigen Regierung, und, was das beste war, er wußte bestimmt, was er zu entrichten hatte, denn alle willkürlichen Abgaben waren aufgehoben.

Wenn wir aber denken wollten, der König habe lediglich nur für die Vermehrung der Staatseinkünfte gewirkt, so würden wir sehr irren. Im zweiten Jahre seiner Regierung bereisete er seine Staaten und lernte dadurch deren Bedürfnisse kennen. Das wüstliegende Land wurde bebaut, die Viehzucht vermehrt. Ueberall legte man Kornmagazine an, aus welchen in Zeiten der Noth, oder bei sonst dringenden Veranlassungen den Bedürftigen theils Brot-, theils Saatkorn gegen sehr billige Preise, oder auch unentgeltlich verabreicht werden konnte. Den Adeligen befahl der König, die Unterthanen bei den Hofedienſten nicht hart zu behandeln, und als er einmal erfahren hatte, daß in einer gewissen Provinz die Landleute bei den Reisen der Beamten viel durch Vorspann geplagt würden, schrieb er zornig: „Ich will nicht, daß die Herren in den Provinzen mit den Pferden meiner Bauern spazieren fahren sollen.“ Besonders nahm das unglückliche Preußen seine Sorgfalt in Anspruch. Hier war die Noth wirklich hoch gestiegen. Menschenleere Dörfer, unangebaute Felder, Tausende von Einwohnern im Elende, das war der Zustand dieser Provinz. Dem edlen Regenten blutete das Herz bei diesem Anblicke. Saatkorn, Pferde, Rindvieh und Millionen baares Geld wurden hingesendet, um einem solchen Jammer abzuhelfen. Aus der Schweiz, aus Böhmen, Franken, Schwaben und andern Theilen des deutschen Reichs zog man unter dem günstigsten Anerbieten eine Menge Kolonisten in die Provinz. Im Jahre 1728 hatten sich schon an 20,000 Familien dort angesiedelt. Und nun kamen dazu noch an 20,000 Salzburger, welche aus ihrem Vaterlande wegen der Religion vertrieben waren. Unter Gesang und Glockengeläute ging man diesen Unglücklichen im Brandenburgischen entgegen, sorgte für ihr Unterkommen und unterstützte sie. Diese Einwanderungen bevölkerten das Land sehr, und man rechnet, daß der König an 5 bis 6 Millionen Thaler für diese Kolonisten aufgewendet habe. Aber so viele fleißige Hände mehr im Lande schufen Wüsteneien in fruchtbare Felder, Einöden in blühende Fluren um. Manufakturen und Fabriken mehrten sich. Besonders war dies mit den Wollmanufakturen der Fall. Kein Pfund Wolle durfte ausgeführt werden, kein Unterthan sich in fremde Zeuge kleiden. Alle ausländischen Kattune, Zitze und Leinwand wurden streng verboten, und der König hielt auf dies Verbot so ernstlich, daß er, mochte es in der Hauptstadt, oder in den Provinzen sein, einem Jeden, der sich in einer solchen Bekleidung zeigte, das Zeug vom Leibe schneiden, oder reißen ließ. Diese Härte erregte Furcht und Schrecken, aber der König erreichte seinen Zweck. Denn es war sein Wahlspruch: „Das Geld im Lande behalten, das ist die wahre Wohlfahrt für den Staat.“ Je mehr sich nun die Manufakturen und Fabriken im Lande vermehrten und verbesserten, in eben dem Maße hob sich auch der Handel. Es konnten große Versendungen in's Ausland gemacht werden, und die Erzeugnisse der preußischen Betriebsamkeit wurden ihrer Güte wegen gesucht. Zu den betriebsamsten Unterthanen des Landes gehörten die beiden Kaufleute Splittgerber und Daum. Sie hatten zu Spandau eine große Gewehrfabrik, zu Neustadt-Eberswalde einen Kupferhammer, ein Messingwerk und eine Eisenspalterei. Sie trieben Handel nach allen europäischen Ländern, ganz vorzüglich nach Rußland, und beschäftigten an tausend Menschen. Auch der König suchte recht viele Hände zu beschäftigen, und dies geschah haupt-

sächlich durch große Bauten. Die Festungswerke zu Wesel, Magdeburg, Spandau und Memel wurden so ansehnlich verstärkt, daß die Arbeiten Jahre lang währten. In Berlin erweiterte er das Schloß, das große Krankenhaus, die Charité genannt, und ließ mehrere Kirchen erbauen. Vorzüglich lag ihm der völlige Ausbau der Friedrichsstadt am Herzen. Aber hier verfuhr er oft mit großer Härte. Jeder, der noch kein Haus hatte, sollte hier bauen, er mochte wollen, oder nicht. Die Entschuldigung, daß es an Geld fehle, glaubte der König selten. Zu mehreren Malen in der Woche besuchte er diesen Theil der Stadt, und wehe dem, welcher nicht fleißig die Hände rührte. Aber dem Thätigen half er fort. Einst sah er einen seiner Beamten im bloßen Kamisole Schutt karren. Ein solcher Fleiß und ein so ungewöhnlicher Arbeiter entgingen dem aufmerksamen Könige nicht. „Wie kommt es," fragte er, „daß Er eine solche Arbeit verrichtet?" „„Wenn man in der Welt fort will, so muß man sich keiner Arbeit schämen,"" sagte der Emsige. „„Ich habe kein Geld, soll bauen, muß also selbst arbeiten."" — Der Monarch freute sich dieser Thätigkeit, gab dem Manne das nöthige Baugeld und ermahnte ihn, fleißig und ein guter Wirth zu bleiben.

Potsdam insbesondere verdankt diesem Könige sehr viel. Es war früher ein Fischerdorf, umgeben von Sümpfen und Morästen. Friedrich Wilhelm ließ diese mit vielen Kosten austrocknen, auf dem gewonnenen trocknen Boden ganze Reihen Häuser erbauen und das dortige königliche Schloß sehr erweitern. Aus dem Dorfe wurde eine der schönsten Städte und die zweite Residenz.

Daß der König eine große Gerechtigkeitsliebe besaß, dies zeigt uns seine ganze Handlungsweise. Es waren merkwürdige Worte, welche er bei seinem Regierungsantritte sprach: „Die schlechte Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich es leide, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich." Sie zeigen uns aber recht des Königs Sinn. Zur Ehre der Menschheit verbot er die Hexenprozesse; allen Gerichten empfahl er die schleunige Beendigung der Streitsachen, und wehe denen, die diesem Befehle nicht nachkamen, oder von denen der König gar glaubte, sie verdrehten das Recht. Einst, so erzählt man, wohnte er zu Minden in Westphalen einer Gerichtssession bei. Ein Advokat vertheidigte die Sache seiner Parthei so überredend, daß der König noch vor Beendigung der Rede rief: „Der Kerl hat Recht!" Nun trat der Advokat der Gegenparthei auf und sprach so zuversichtlich über die Gerechtigkeit seines Vertheidigten, daß der Monarch mit dem Aufrufe: „Der Kerl hat auch Recht!" zornig aufsprang. Dieser Auftritt blieb nicht ohne Wirkung. Friedrich Wilhelm war gegen die Advokaten höchst erbittert; ihre Zahl wurde sehr vermindert, und um sie recht zu quälen, mußten sie zur großen Belustigung des Publikums eine auffallende Kleidung tragen.

Zu beklagen ist es nur, daß der König gegen Künste und Wissenschaften nicht allein gleichgültig, sondern sogar feindselig gesinnt war. Er hatte die sonderbare Meinung, durch Gelehrsamkeit werde man ein Müßiggänger, ein schlechter Unterthan, ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Darum fanden Künste und Wissenschaften damals im Preußischen keine Aufmunterung und Unterstützung; es war dem Könige vielmehr eine rechte Freude, wenn er gelehrte Männer lächerlich machen, oder ihnen sonst einen Streich spielen konnte. Mit genauer Noth erhielten sich die Universitäten im Lande. Zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannte er seinen Hofnarren. Aber auf die Ausbildung des niedern

Volks verwendete er Tausende. Er hat während seiner Regierung über 1800 Landschulen gegründet und viele schon vorhandene verbessert. Der Provinz Preußen schenkte er zur Errichtung von Volksschulen allein an 200,000 Thaler. Die bedeutendste Stiftung ist die Errichtung des Potsdam'schen Militair-Waisenhauses. Gegen 1500 armen Soldatenkindern gab es gleich von Anfang an Unterhalt und Erziehung, und fortwährend hat diese schöne Stiftung sich erweitert und wirkt noch stets segensvoll.

Zu den Erholungen des Königs dienten die Jagd, oder die Musik seiner Regiment-Hautboisten, oder das Tabaks-Kollegium. So nannte er seine abendlichen Zusammenkünfte mit den Ministern, den Generalen, den fremden Gesandten und sonstigen Männern, welche dazu Einladungen erhielten. Man trank Bier und rauchte Königstabak aus holländischen Pfeifen, oft so stark, daß man kaum die Lichter vor Dampf sehen konnte. Wer nicht rauchte, mußte doch zum Schein eine Pfeife in den Mund nehmen. Brot, Butter, Käse, Schinken und Braten standen auf den Nebentischen, und Jeder konnte nach Belieben nehmen. Frei und ohne Rückhalt sprach man hier über allerlei Gegenstände, denn heitere Unterhaltung war der Zweck dieser Gesellschaften.

Ein edleres Vergnügen gewährten unserm Friedrich Wilhelm die jährlichen Reisen durch seine sämmtlichen Provinzen. Im Mai durchreisete er die Mark, Pommern und Preußen, im Juni die westphälischen Länder. Dann musterte er die Truppen, alle Zweige der Staatsverwaltung, alle Glieder des Staats. Er besuchte die Manufakturen, Fabriken, Volksschulen; er forschte genau, ob die Beamten seinen Willen und seinen Befehlen nachgekommen waren, und wehe dem, der sich als ungerechten Haushalter anzuklagen hatte, denn des Königs Auge sah scharf, und sein Arm fiel schwer.

Friedrich Wilhelm's Sorge für den Wehrstand. — Die höchste Lieblingsneigung des Regenten war dem Militär zugewendet. Schon als Kronprinz hatte er keine angenehmere Beschäftigung, als große Leute zu Soldaten anzuwerben, sie zu putzen, zu exerziren und zu mustern. Der Fürst Leopold von Dessau, gemeinhin der alte Dessauer genannt, ein vertrauter Freund Friedrich Wilhelm's und ein großer Kriegsheld, nährte diese Neigung. Daher der feste Entschluß des Königs, seine Kriegsmacht so sehr als möglich zu erhöhen und ihr Achtung zu verschaffen. Anfangs fand unter der Regierung Friedrich Wilhelm's keine allgemeine oder theilweise Verpflichtung zum Kriegsdienste statt. Den Hauptleuten und Generalen war eine gutwillige Werbung im Lande gegen ein Handgeld von dreißig Thalern erlaubt, welches der Rekrut erhielt. Diese gutwillige Werbung gab zu vielen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen der Unterthanen Veranlassung. Da man die Kreise nicht an die verschiedenen Regimenter vertheilt hatte, so kamen die Werber unter sich in beständige Händel, einer suchte dem andern zuvorzukommen. Und so geschah es, daß man sich nicht mehr auf die erwachsenen Burschen beschränkte, sondern schon die Schulknaben wurden angeworben und sogar Kinder in der Wiege erhielten rothe Halsbinden, durch welche sie dem Soldatenstande anheim fielen. Wuchs nun die militärische Jugend heran, so wollte sie in der Schule keinen Gehorsam mehr leisten. Ein alter Dorfschullehrer wußte sich einst gegen seine rebellischen Schulrekruten nicht anders zu schützen, als daß er in die nächste Stadt ging und sich bei dem General eine rothe Halsbinde als Feldwebel ausbat. Der

General war verwundert, daß ein 60jähriger Schullehrer sich als Freiwilliger meldete, als er aber den Grund hörte, gab er die verlangte Binde und nun führte der Feldwebel-Schullehrer den Stock mit begreiflichem Nachdruck.

Nachher ordnete er eine allgemeine Verpflichtung zum Soldatenstande an. Im ganzen Reiche wurden die erwachsenen Jünglinge eingezogen, als Soldaten eingekleidet und mit Härte exerzirt. Furcht und Schrecken kamen über das Land. Jedes Regiment erhielt seinen Kanton, aus welchem es die Soldaten zu nehmen hatte, und das geschah auf eine schonungslose Weise. Den Adeligen, welche bisher verpflichtet waren, in Kriegszeiten Dienste zu leisten und Pferde zu liefern, wurde diese Verpflichtung erlassen, dagegen mußten sie zum Besten der Kriegskassen eine jährliche Abgabe entrichten. Man murrete laut, doch der König nannte die Widersprecher Rebellen, drohete mit Kopfabschlagen, und — man gehorchte. Um nun aber dem Lande nicht zu viel Hände zur Arbeit zu entziehen, sendete der König fast in alle Länder Europa's Werber, durch deren Geld, List, Gewalt, gute und böse Worte junge Leute herbeigeschleppt wurden, um als preußische Soldaten eingekleidet zu werden. Es geschahen dabei schreiende Ungerechtigkeiten, es kostete viel Geld, — in 22 Jahren wanderten 12 Millionen Thaler Werbegeld in's Ausland, — aber der König war zufrieden, denn er hatte die Freude, seine Armee auf 89,000 Mann zu bringen. Vorzüglich merkwürdig war das weit und breit berühmte Leib- und Garde Regiment. Es zählte an 4000 Mann und bestand aus lauter baumlangen Menschen, welche der König sich, gleichviel woher, zu verschaffen wußte. Der Flügelmann war ein solcher Riese, daß der König von Sachsen, August II., der wahrlich auch nicht klein war, mit ausgestreckter Hand ihm eben an die Schulter reichen konnte. Wo Friedrich Wilhelm nur einen recht langen Menschen witterte, da mußte er ihn in seinen Dienst haben, und hätte er ihn sollen stehlen lassen. Wollte ihm ein auswärtiger Fürst einen recht großen Gefallen thun, so schenkte er ihm eine Anzahl großer Leute. Die Herbeischaffung dieser Menschen aus allen Weltgegenden verschlang große Summen. Ein einziger riesenhafter Leibgardist kostete einst 8000 Rthl. Viele der Riesensoldaten erhielten täglich zwei Thlr. Sold, die meisten doch einen Gulden. Diese Garde nun, so wie das ganze Heer, wurde mit beispielloser Strenge und Genauigkeit exerzirt. Nirgends sah man so gut abgerichtete Soldaten, als die preußischen; nirgends drehten und schwenkten sie sich so schnell und genau; nirgends wurden die Gewehre so rasch geladen und abgeschossen; nirgends war der Anzug so reinlich, so anschließend, so nett, als hier; und marschirte ein Regiment, so hörte man nur einen einzigen Tritt, als wenn ein einzelner Mensch aufträte. Die Seele dieser militärischen Uebungen war der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Er ersann neue Bewegungen für die Armee; er führte statt der hölzernen Ladestöcke eiserne ein; er empfahl die strenge und ununterbrochene Uebung der Soldaten.

Neben diesen steifen Abrichtungen hielt Friedrich Wilhelm auch den Grundsatz fest: Ein guter Christ ist immer ein guter Soldat. Oft gebetet, ist halb gesiegt. Die preußischen Soldaten versammelten sich um ihre Feldprediger, um feierliche Gottesverehrungen zu halten; jeder Soldat erhielt ein Gesang- und Gebetbuch; rohe und ungebildete Krieger wurden im Christenthume, im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Und so sehr der König auch aller gelehrten Bildung feind war, so legte er doch zu Berlin eine große Kadettenschule an, in welcher junge Edelleute durch Erziehung und

Unterricht zu tüchtigen Offizieren herangebildet wurden. Das preußische Heer konnte aber auch zu den besten in Europa gezählt werden. Nur setzte des Königs Vorliebe es höchst ungern dem Kriege aus, und mußte er seine Soldaten ja in's Feld marschiren lassen, so prägte er den Generalen ein, derselben möglichst zu schonen. Er ist auch nur einigemal auf eine kurze Zeit in die Nothwendigkeit gekommen, das Schwert zu ziehen.

Friedrich Wilhelm's Kriegszüge. — Bald nach Friedrich Wilhelm's Regierungsantritt wurde dem spanischen Erbfolgekriege durch den Frieden zu Rastadt ein Ende gemacht. Unser Regent erhielt Obergeldern und ward von Frankreich und Spanien als König anerkannt. Aber auf einer andern Seite Europa's wüthete noch fortwährend ein schwerer Kampf. Es war der nordische Krieg, welchen der König Karl XII. von Schweden gegen Rußland, Polen und Dänemark führte. Dieser Krieg hatte schon 1700 begonnen, und dem vorigen Könige war es mit genauer Noth geglückt, nicht in denselben verwickelt zu werden. Auch Friedrich Wilhelm wollte anfangs nichts damit zu thun haben, er wurde aber wider seinen Willen hineingezogen. Denn als die Feinde Schweden's überall siegten und sich der schwedischen Länder bemächtigten, da wollten sie auch Schwedisch-Pommern besetzen. Der Statthalter gerieth in eine solche Verlegenheit, daß er den König bat, dies Land in seinen Schutz und Verwahr zu nehmen. Das that Friedrich Wilhelm und zahlte an Rußland und die übrigen Feinde 400,000 Thaler, damit sie diese Provinz verschonten; doch machte er es zur Bedingung, daß Schweden ihn entschädigen solle. Von diesem Allen setzte er den in der Türkei sich aufhaltenden König Karl in Kenntniß, aber dieser eigensinnige Fürst wollte von keiner Wiederbezahlung jener Summe wissen. Und als sogar die Schweden gegen die preußischen Truppen Feindseligkeiten begingen, trat Friedrich Wilhelm auf die Seite Rußland's und Polen's und sendete sein Heer zur Belagerung der schwedischen Stadt Stralsund. Der Fürst von Dessau that hier mit seinen Preußen große Thaten. Er nahm unter dem fürchterlichsten Kugelregen die starken Verschanzungen der Feinde, setzte nach der Insel Rügen über und behauptete sie trotz der verzweifelsten Angriffe. Stralsund mußte sich ergeben. Der Frieden zu Stockholm machte diesem Kriege ein Ende. Preußen erhielt Vorpommern bis an den Peenefluß nebst den Inseln Usedom und Wollin. Viele riethen dem Könige, mehr zu fordern, und es ist auch kein Zweifel, daß Schweden noch mehr würde abgetreten haben. Aber Friedrich Wilhelm sprach edelmüthig: „Ich bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir gegeben hat; ich will mich nicht auf Kosten meiner Nachbarn vergrößern." Einige Jahre früher war unserm Vaterlande die ihm zugesicherte Grafschaft Limburg in Franken zugefallen.

Die Erledigung des polnischen Königsthrones im Jahre 1733 brachte unsern König wiederum zur Ergreifung der Waffen. Denn der französische König Ludwig wollte seinen Schwiegervater Stanislaus Leszinsky gern auf diesen Thron erheben; Rußland und Oestreich unterstützten hingegen den Churfürsten von Sachsen. Dieser siegte durch Uebermacht, und Stanislaus mußte, als Ochsenhändler verkleidet, aus Polen nach Preußen fliehen. Friedrich Wilhelm gewährte dem unglücklichen Flüchtlinge eine Freistätte zu Königsberg und linderte möglichst sein Elend. Frankreich wollte aber den Vertriebenen nicht so schnell sinken lassen, sondern fiel aus Rache in Deutschland ein und nahm die Reichsfestung Kehl weg. Diese Gewaltthat brachte

das deutsche Reich in Bewegung, und auch Friedrich Wilhelm stellte ein Hülfsheer von 10,000 Mann. Er selbst begab sich mit dem Kronprinzen Friedrich an den Rhein, um durch seine Gegenwart zu glänzenden Thaten anzufeuern. Es wurde aber in dem Feldzuge wenig ausgerichtet. Und als nun durch die vielfachen, körperlichen Anstrengungen der König in eine sehr schwere Krankheit verfiel, so blieb ihm nichts anders übrig, als nach Berlin zurückzukehren. Für diesmal rettete die Kunst der Aerzte sein Leben.

Den Krieg am Rheine beendigte der deutsche Kaiser 1735 durch den Frieden zu Wien, ohne etwas Erhebliches gegen das übermüthige Frankreich ausgerichtet zu haben. Obgleich Friedrich Wilhelm Oestreich so eifrig unterstützt und immer so treu an demselben gehangen hatte, so behandelte dies stolze Haus den König von Preußen so wegwerfend, daß man seiner in den Friedensartikeln weder erwähnte, noch diese ihm mittheilte. Das war dem Könige eine tief kränkende Geringschätzung, und voll gerechten Unwillens rief er aus, auf den Kronprinzen zeigend: „Da, da steht Einer, der wird mich rächen!" — Es ist wohl kein Ausruf in vollkommnere Erfüllung gegangen, als dieser. Und damit dies geschehen konnte, dazu hinterließ Friedrich Wilhelm ein sehr geübtes und schönes Heer von 89,000 Mann, einen baaren Schatz von ungefähr 9 Millionen Thaler und ein sich in trefflicher Ordnung befindendes Land von 2275 □Meilen, welches jährlich $7^1/_2$ Millionen Thaler Einkünfte brachte und von $2^1/_2$ Millionen Unterthanen in 368 Städten, 34 Flecken und 12,317 Dörfern bewohnt wurde.

---

## 32. Friedrich II., genannt der Große, 1740—86.

Seine Jugendgeschichte und sein Regierungsantritt. — Am 24. Januar 1712 wurde Friedrich II. geboren. Sein Vater, ein so überaus großer Soldatenfreund, wollte aus ihm nur einen tüchtigen Krieger bilden. Darum bestanden Friedrich's Spielsachen schon aus kleinen Flinten, Säbeln und Kanonen. Vom achten Jahre an wurde die Sache ernstlich genommen. Der junge Thronerbe exerzirte mit einem kleinen Gewehre, zog vor dem Schlosse auf die Wache, stand in Sturm und Wetter Schildwache und wohnte den täglichen Waffenübungen seines Vaters bei. Recht wackere Lehrer gaben ihm Unterricht im Fechten und Reiten, in der Kriegsbaukunst, in der Religion, in fremden Sprachen und andern gemeinnützigen Kenntnissen. Aber dem feurigen, lebhaften Prinzen genügte dies Alles nicht. Er las gern Bücher in französischer Sprache und trieb Dichtkunst und Musik. Solche Beschäftigungen waren jedoch dem Könige sehr zuwider und von ihm streng verboten. Daher mußte sie Friedrich ganz geheim halten. Er that des Vormittags, was der Vater haben wollte, exerzirte, trug die enge Uniform, einen steifen Zopf, lange, weiße Kamaschen und war ganz Soldat. Nachmittags aber eilte er auf sein Zimmer, zog Schlafrock und Pantoffeln an, las die Schriften französischer Schriftsteller, machte zu seinem Vergnügen Verse und trieb das Flötenspiel. So vorsichtig er es auch mit diesen Beschäftigungen anfing, der Vater hatte es doch gemerkt. Es setzte daher manchen harten Verweis, und zornig sprach Friedrich Wilhelm oft: „Fritz ist ein Querpfeifer und Dichter, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben." — Friedrich hatte in Dresden den berühmten Flötenspieler Quanz gehört. Die Königinn veranstaltete, daß dieser Künstler zwei Mal im Jahre heim-

lich nach Berlin kam und dem Kronprinzen Unterricht gab. Einst hatte sich's Friedrich auch bequem gemacht und Quanz spielte mit ihm. Plötzlich hörte man den König kommen. Quanz sprang mit Zittern und Beben in einen, zum Einheizen bestimmten Kamin; der Prinz warf Schlafrock, Pantoffeln, Bücher, Flöte in einen Winkel und fuhr in die Uniform, — da stand der Vater schon im Zimmer. Leicht entdeckte er die durch einander geworfenen Sachen. Der Schlafrock von Goldbrokat und die Pantoffeln flogen in's Feuer; die Bücher und die Flöte wurden verkauft, und wohl eine Stunde lang währte die Strafpredigt, welche der Prinz anhören mußte. Zum Glück entdeckte der König den zitternden Quanz nicht, sonst wäre es diesem sehr übel ergangen. — Bei solchen Anlässen versprach dann zwar Friedrich Gehorsam; heimlich trieb er aber das angefangene Werk fort, und der König, der dies ahnete, paßte strenge auf. Um den Prinzen scharf zu beobachten, nahm ihn der Vater auf allen Reisen in die Provinzen mit und behandelte ihn mit einer Strenge, welche den Kronprinzen zur Verzweiflung brachte. In solcher Lage faßte Friedrich den gefährlichen Entschluß, heimlich aus den väterlichen Staaten zu entfliehen. Nur seine Schwester Friederike und die Offiziere Katt und Keith waren in dem Geheimnisse.

Im Jahre **1730** besuchte Friedrich Wilhelm seine westphälischen Länder. Hier schien die Gelegenheit zur Ausführung des Planes sehr günstig. Er wäre auch vielleicht gelungen, hätte theils Katt, der in Berlin geblieben war, nicht durch unvorsichtige Reden großen Verdacht erregt, theils der Kronprinz selbst die Flucht geheimer gehalten. Nun aber merkten mehrere dem Prinzen übelwollende Menschen, welche außerdem schon immer den Vater gegen den Sohn aufhetzten, die Absicht des Thronerben und meldeten sie schnell dem Könige. Dieser fuhr anfangs zornig auf, aber bald mäßigte er sich und befahl, den Kronprinzen, ohne daß er es merke, scharf zu bewachen. So kamen die hohen Reisenden in die Gegend von Mannheim. Hier wollte Friedrich entfliehen. In der Mitternachtsstunde stand er auf, warf einen großen Mantel über und raffte noch schnell einige Sachen zusammen. Es wurden Pferde vorgeführt, und schon war er im Begriff davon zu jagen, als er von den aufpassenden Begleitern angehalten und zurückgeführt wurde. Zu derselben Zeit fiel dem Könige ein Brief in die Hände, in welchem der Kronprinz einem vertrauten Freunde den ganzen Anschlag erzählt hatte. Nun war dem Vater Alles verrathen. In Wesel wurde der Sohn vor ihn geführt. Friedrich Wilhelm war wüthend vor Zorn, zog den Degen und wollte seinen Thronerben durchbohren. Da stürzte der Kommandant von Wesel herbei, fiel dem Monarchen in den Arm und rief: „Tödten Sie mich, ich bin ein alter Hund, an mir ist nichts gelegen; schonen Sie aber Ihres Sohnes!" — Erstaunt über diesen Muth, ließ der König nach und gab Befehl, den Prinzen wohlverwahrt nach Mittenwalde, 4 Meilen von Berlin, zu bringen.

Als Keith solchen Ausgang des Anschlages erfuhr, entfloh er nach Portugal, wo er so lange blieb, bis ihn Friedrich zurückrief. Dem Katt gereichte aber seine große Zuversicht zum Verderben. Er blieb keck in Berlin, wurde gefangen genommen und in Küstrin enthauptet.

Nach dieser Festung schickte der König auch den Kronprinzen. Man schloß ihn in ein enges Gefängniß und behandelte ihn hart. Jede Bequemlichkeit und jegliche Bedienung war ihm versagt. Beim Essen erhielt

er weder Messer, noch Gabel, sondern mußte mit dem Löffel die vorher zerschnittenen Speisen genießen. Nur vier Groschen durften täglich für ihn verwendet werden. Und damit er des Abends nicht lese, sondern im Dunkeln besser über seine Lage nachdenke, sollte man mit dem Schlage acht sein Licht auslöschen. Ein schlauer Offizier wußte aber Rath. Er konnte den Kronprinzen besuchen und nahm jedes Mal ein Licht mit. Schnell zündete er dies an, sobald des Gefangenen Licht ausgelöscht wurde, denn, sagte er, man hat es mir nicht verboten, Licht zu haben.

In Berlin war indeß ein Kriegsgericht versammelt, denn der König wollte das Todesurtheil über seinen Sohn sprechen lassen. Man bat, man flehte; das Land, die Fürsten legten Fürbitten für den Kronprinzen ein. Der deutsche Kaiser sagte sogar, der König habe als Reichsfürst nicht das Recht, den Thronerben vor ein Kriegsgericht zu stellen. Das brachte Friedrich Wilhelm in Zorn. „Will man mir hier in Berlin Gesetze geben," rief er, „so gehe ich mit meinem Sohne nach Königsberg. Dort hange ich nur von Gott ab!" — Aber muthig antwortete ein ehrwürdiger Geistlicher: „Wohl wahr, aber diesem Gott müssen Sie dereinst am jüngsten Gerichte von dem Blute Ihres Sohnes schwere Rechenschaft ablegen." — Der Monarch erschrak und sprach nie wieder von dem Todesurtheile.

Nach und nach legte sich des Vaters Zorn und des Sohnes Widerspenstigkeit. Der Kronprinz demüthigte sich, und der König begnadigte ihn. Doch mußte Friedrich in Küstrin bleiben und dort an der Kammer als Rath arbeiten. Das that er denn auch sehr fleißig. Der Vater sah ihm aber sehr scharf nach. Als einst unter einem Haufen Papiere drei Berichte waren, von welchen der Prinz nur einen geschrieben, die andern unterschrieben hatte, bemerkte der König an den Rand: „Fritz soll nicht bloß unterzeichnen, er soll selbst arbeiten." — Fast zwei Jahre währte diese Prüfungszeit, da ließ der König einst an einem großen Feste heimlich den Thronerben von Küstrin kommen. Plötzlich führte er ihn der Mutter mit den Worten zu: „Da ist der Fritz wieder!" Die Freude war allgemein, in Berlin, im ganzen Lande. Alle Zwietracht zwischen Vater und Sohn hatte nun ein Ende.

Der 31. Mai 1740, der Todestag Friedrich Wilhelm's, rief den vielgeprüften Prinzen auf den Thron. Das ganze Land sah erwartungsvoll auf seinen jungen König. Denn Viele glaubten, er werde als Soldatenfeind das Heer abdanken, den Ernst des vorigen Regiments fahren lassen, Ueppigkeit und Weichlichkeit einführen und im Schlafrocke und in Pantoffeln hinter den Büchern sitzen, unbekümmert um das Land und dessen Wohl. Man hatte sich aber sehr geirrt. Mit Ernst und Würde trat der junge Monarch auf. Der Scherz war auf lange Zeit von seinen Lippen verbannt. Mit kindlicher Ehrfurcht führte er alle Aufträge aus, welche ihm der scheidende Vater gegeben hatte. Die Minister und Generale des vorigen Königs empfing er mit einer Anrede, welche alle mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Dabei entwickelte der junge König noch eine viel größere Thätigkeit, als der Vater. Die Raschheit seiner Befehle, seiner Fragen und Antworten, selbst seines Ganges und seiner Bewegungen setzte seine Leute fast außer Athem. Seine Reisen im Wagen waren Flüge; zu Pferde ging's meistentheils nur gestreckten Galopp. Zu einem Ritt von Berlin nach Potsdam — 4 Meilen — gebrauchte er nie mehr, als eine Stunde. Und nun faßte er das Regierungsruder mit fester Hand. Das Riesenregi-

ment des Vaters verschwand zwar, doch acht neue Regimenter und eine Garde zu Pferde und zu Fuß vermehrten das Heer. Schwelgerei und Weichlichkeit waren von dem neuen Regenten verbannt, und bei ihm, der als Kronprinz gern im Schlafrock und Pantoffeln gesessen, fand man als König dergleichen nie. Als die lustigen Gesellschafter seiner Jugend meinten, jetzt beginne ihr Regiment, und sie würden die Rathgeber des jungen Fürsten werden, sprach er sehr ernst: „Die Possen haben ein Ende.“ Die alten erfahrnen und treuen Räthe des Vaters behielten ihre Stellen; ja, Friedrich bat sie sogar, in ihren Bemühungen für das Beste des Vaterlandes eifrig fortzufahren und ihm so treu zu dienen, als sie dem verstorbenen Könige gethan.

Als dies das Land sah, staunte es. Bald segnete es seinen neuen Fürsten. Denn da im Jahre 1740 durch die große Kälte des vorhergegangenen Winters das Getreide erfroren war, und Noth und Theurung überall herrschten, ließ Friedrich die gefüllten Kornmagazine öffnen, das Getreide wohlfeil verkaufen und den Armen unentgeldlich verabreichen.

So wendeten sich ihm die Herzen aller seiner Unterthanen mit Liebe zu; bald sollten Thaten folgen, die ganz Europa mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen den jungen Preußenkönig erfüllten.

---

### 33. Der erste und zweite schlesische Krieg, 1740–42, und 1744–45.

Es mochten ungefähr 5 Monate nach der Thronbesteigung Friedrich's verstrichen sein, als ganz unerwartet die Nachricht erscholl, der deutsche Kaiser Karl VI. sei gestorben. Die wichtige Botschaft regte den jungen König, der gerade zu Rheinsberg am Fieber krank lag, ungemein auf. Er nahm gegen alle Warnungen der Aerzte Chinarinde, um nur schnell hergestellt zu werden, denn, sagte er, ich habe jetzt wichtigere Dinge vor, als ein Fieber abzuwarten. In Friedrich's Seele war ein großer Entschluß reif geworden. Kaiser Karl VI. hatte keine männlichen Leibeserben, sondern nur eine Tochter, Maria Theresia, hinterlassen. Nun konnten eigentlich die österreichischen Länder nur auf männliche Erben übergehen; aber der alte Kaiser hatte bei seinen Lebzeiten eine Schrift aufgesetzt, kraft welcher Maria Theresia seine rechtmäßige Erbinn sei, und sich allmählig für diese Anordnung von vielen Mächten Europa's Zustimmung und Bestätigung verschafft. Es war im voraus zu denken, daß dies die nächsten männlichen Verwandten einst für ungültig erklären würden. Friedrich gehörte nun zwar zu diesen nicht, aber er beschloß, andere wohlbegründete Ansprüche geltend zu machen. Und diese betrafen Schlesien.

Den Namen soll das Land vom Silenserberg (Zobtenberg) haben, welcher in den ältesten Zeiten ein heiliger Opferplatz und Vereinigsort der umwohnenden Völkerschaften war. Der nächstliegende Gau Schlesien (Zlesane) wurde später mit andern Gauen in Verbindung gesetzt, und der Namen Schlesien einer Statthalterschaft gegeben, welche an beiden Seiten der obern Oder lag. In dem Lande Schlesien waren die ältesten Bewohner die Lygier (Lazier, Lechen) und Quaden. Sie gehörten zu dem großen deutschen Volksstamme der Sueven. Als diese von der Havel, Elbe, Spree und Oder aus um's fünfte Jahrhundert sich mit Weib und Kind aufmachten, um in Gallien, Spanien und Italien neue Wohnsitze zu suchen, zogen auch die Lygier und Quaden mit. In der Mitte des

sechsten Jahrhunderts drangen slavische Völker aus Asien vor, besetzten die Ufer der Weichsel, des Bug und der Warthe und nahmen auch Schlesien in Besitz. Gleiche Sprache, gleiche Sitten und Gebräuche, und vornämlich gleicher Götzendienst verbanden die Slaven in Schlesien mit jenen in dem heutigen Polen, und so geschah es, daß in dem Laufe der Zeit das Land Schlesien zu Polen gerechnet wurde, auch sich selbst als dazu gehörig betrachtete. Wie aber überhaupt in jenen Gegenden damals die Einwohner sich nach gewissen Gauen zusammenhielten, und jeder Gau eine Völkerschaft für sich ausmachte, so standen auch die slavischen Bewohner Schlesiens selbstständig da, ohne den Einwohnern von Polen völlig unterthänig zu sein. Jede Völkerschaft wählte sich ein Oberhaupt, welches im Kriege sie anführte und im Frieden sie richtete. Woiwode nannten sie einen solchen Häuptling und den ihm untergebenen Bezirk eine Woiwodschaft. So war es auch in Schlesien. Um's Jahr 840 bekam aber die Sache eine andere Gestalt. Die Völker jener Gegenden sahen ein, daß solche Vereinzelung ihrer Kraft schade. Darum beschlossen sie, ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu wählen, dem alle Woiwoden zwischen der Oder, Warthe und Weichsel unterthänig sein sollten. Die Sage erzählt, welche vielfache Versuche gemacht wurden, um die rechte Person zu dieser Würde zu finden. Endlich gelang es. In dem Dorfe Kruschwitz lebte ein Mann, Namens Piast, ein schlichter Bauer, aber von scharfem Verstande und tapferem Gemüthe, und der auch, wie man sagt, die Gabe der Weissagung besaß. Diesen wählte man und nannte ihn Herzog von Polen. Piast war gerade auf dem Felde am Pfluge, als man ihm seine Erhebung ankündigte. Unter dem Jauchzen des Volkes bestieg er den Thron und sein Geschlecht, nach ihm „die Piasten" genannt, hat lange über jene Volksstämme geherrscht. Auch die Bewohner Schlesiens begaben sich unter seine Botmäßigkeit. Piast führte eine milde, friedliche und weise Regierung. Von seinen Nachfolgern ist Miesko (Mieczislaw I.), welcher von 964—92 regierte, besonders deshalb merkwürdig, weil er das Christenthum in allen seinen Landen einführte. Seine Gemahlinn Dombrowka, eine Tochter des Herzogs von Böhmen, bewog ihn zu diesem Schritte. Wie immer, so brach auch hier die Lehre vom Kreuze die Bahn, die Rohheit des Volkes zu mildern und die geistige Verstocktheit zu lösen. Diese Rohheit war so groß, daß die alten Nachrichten erzählen: „Das niedere Volk lebte in harter Leibeigenschaft und in dumpfer Erstarrung. Es muß Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen kann es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Die Ausübung der christlichen Vorschriften ist nur mit Gewalt zu erzwingen. Wer in dem Fasten Fleisch ist, dem werden die Zähne in den Hals geschlagen, denn das in diesen Ländern eingeführte Christenthum wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen angeordneten Fasten." Bald wich aber diese grausame Behandlung einer milderen, wahrhaft christlichen, und das Volk schüttelte nach und nach die harte Leibeigenschaft und die Rohheit ab. Dazu trug viel bei, daß diese Völker mit den Deutschen in Verbindung kamen. Der deutsche Kaiser Otto I. führte Krieg mit den Wenden an der Havel und Spree. Miesko bemächtigte sich eines großen Landgebietes an der Warthe und leistete von hier aus den Wenden Beistand. Aber Gero, Markgraf von Soltwedel, zog gegen ihn und schlug ihn so hart, daß er alle Länder an der Warthe und Oder, also auch Schlesien, vom deutschen Kaiser und

Reich zum Lehn nehmen mußte. Von nun an focht Miesko auf der Seite des Kaisers und leistete guten Beistand. In den ihm untergebenen deutschen Lehnsländern wirkten aber auch deutscher Geist und deutsche Sitte. Das Christenthum milderte die Rohheit der Herzen, regte Geist und Gemüth an und verdrängte die barbarischen Gewohnheiten, welche gewöhnlich grober Unwissenheit ankleben.

Miesko's Sohn, Boleslaw I., mit dem Beinamen der Zornige, erhielt vom deutschen Kaiser Otto III. die Königswürde, nahm mit des Kaisers Bewilligung die Lausitz ein und eroberte sogar Böhmen. Dies Land wollte er jedoch nicht der deutschen Lehnspflicht unterwerfen, darum griffen ihn die Deutschen an, nahmen ihm die Lausitz, belagerten seine Residenz Posen und zwangen ihn zur Anerkennung der Lehnsabhängigkeit. Miesko führte mit weiser Hand die Regierung, machte viele nützliche Einrichtungen, hielt die Gerechtigkeit aufrecht und beförderte die Ausbreitung des Christenthums. Sein Sohn und Nachfolger, Miesko II. war aber dem Vater nicht gleich. Die Landestheile geriethen in Unordnung; Unsicherheit und Knechtschaft nahmen überhand. Bei seinem Tode war der Thronerbe Kasimir noch minderjährig und wurde in dem fränkischen Kloster Klügny (sprich Klünjy) erzogen. Dies benutzte der Herzog von Böhmen, fiel in Schlesien ein und nahm das ganze Land in Besitz. In solcher Noth holten die Polen ihren jungen König aus dem Kloster und setzten ihn auf den Thron. Kasimir stellte mit kräftiger Hand bald die Ordnung her und eroberte nach heftigem Kampfe auch Schlesien. Doch die Böhmen waren nicht ruhig. Kasimir's Söhne mußten abermals wegen Schlesien gegen die Böhmen kämpfen. Das arme schlesische Land litt dadurch sehr. Städte und Dörfer wurden verheert, Aecker und Wiesen zu Einöden. Das Christenthum übte man in nichtssagenden, äußern Gebräuchen. Aberglauben und Irrthum waren allgemein. Und in solchen Unruhen, in solchem Zustande blieb das Land noch lange Zeit. Um's Jahr 1138 zerfielen die polnischen Lande in einzelne Theile, und der piastische Herzog Wladislav II. erhielt Schlesien mit Krakau. Doch sein eigener Bruder Boleslav überfiel ihn und nahm ihm Land und Leute. Der Vertriebene floh nach Deutschland zu Kaiser Friedrich Barbarossa. Dieser nahm sich seiner an und zog gegen den räuberischen Bruder. Boleslaus mußte nach hartem Widerstande weichen und seine Eroberungen herausgeben. Zwar erlebte Wladislav das Ende des Kampfes nicht, aber seinen drei Söhnen wurde durch des Kaisers Vermittelung im Jahre 1160 Schlesien als ein für sich bestehender, abgesonderter Reichstheil übergeben. Die Brüder theilten. Micislav erhielt Oberschlesien, nämlich Teschen, Ratibor, Troppau und Oppeln; Boleslav bekam Mittelschlesien und regierte zu Breslau die Länder Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Neisse, Brieg und Oels; Konrad's Theil war Niederschlesien, zu welchem Glogau, Sagan, Schwiebus, das Land an der Warthe und ein Theil der Lausitz gehörte. Konrad starb kinderlos und sein Erbtheil fiel an Boleslav 1178. Von dieser Zeit an hatte Schlesien zwei regierende Häuser und zerfiel in Ober- und Nieder-Schlesien. Oberschlesien wurde um 1288 in die Herzogthümer Teschen, Oppeln und Ratibor getheilt! Niederschlesien blieb an 70 Jahre unter drei Herzögen ungetheilt. Unter diesen Fürsten ist Herzog Heinrich der Fromme merkenswerth. In der damaligen Zeit stürmten aus den Hochebenen Asien's die Mongolen, gewöhnlich hin die Tartaren ge-

nannt, heran und brachen unter ihrem Chan oder Herrscher Dschingis in Europa ein. Bald hatten sie Rußland überschwemmt, und Polen theilte dasselbe Loos. Nun zogen die wilden Horden nach Schlesien und drohten so im Fortzuge ganz Deutschland zu erobern. Ein ungeheurer Schrecken überfiel Alle. Mit Macht rüsteten sich die Völker, und insbesondere beschloß der tapfere Herzog Heinrich von Niederschlesien, Alles daran zu setzen, um die Mongolen zurückzuschlagen. Er sammelte so viel Streiter, als er nur vermochte. Die Feinde drangen vor, eroberten und verbrannten Breslau und rückten auf die Ebene von Wahlstadt bei Liegnitz. Hier traf sie Heinrich und am 9. April 1241 geschah die Schlacht. Die Tartaren waren zehn Mal so stark, als die braven Schlesier, dennoch griffen diese mit Muth an. Ihr Herzog glänzte vor Allen. Aber vergeblich war die größte Tapferkeit, der Feinde Menge hatte kein Ende. Immer frische Haufen stürzten auf das schlesische Heer. Der größte Theil lag erschlagen auf dem Schlachtfelde, selbst Herzog Heinrich, als er noch zuletzt einen wüthenden Angriff machte, blieb todt auf dem Platze. Doch nicht vergeblich hatten Herzog und Volk so rühmlich geblutet. Die Tartaren blieben zwar Sieger, doch war ihr Verlust so ungeheuer groß, daß sie sich eilends zurückzogen. Schlesien und Deutschland feierten die Errettung aus schwerer Gefahr.

Nach dem Tode Heinrich's des Frommen geriethen seine Erben in Uneinigkeit, ja sogar in Kriege unter sich selbst. Im Jahre 1254 entstanden in Niederschlesien die Herzogthümer Breslau, Liegnitz und Glogau. So war also das ganze schlesische Land in kleine Staaten getheilt, von welchen jeder durch seinen eigenen Herzog regiert wurde. Mit dem 14. Jahrhundert kamen die schlesischen Herzöge sämmtlich unter die böhmische Hoheit, weil sie an Böhmen ihre Besitzungen verpfändeten oder zu Lehen gaben. Doch hatten sie ihre Länder der Krone Böhmen nur mit der ausdrücklichen Bedingung zu Lehen unterworfen, daß sie eine völlige freie Verfügung darüber behielten. Der Kaiser Karl IV. zugleich König von Böhmen vollendete die Erwerbung Schlesien's durch Heirath mit der Erbinn von Schweidnitz und Jauer und verband das Land auf immer mit Böhmen. Polen entsagte allen Ansprüchen auf Schlesien. Das Reich Böhmen kam aber ungefähr hundert Jahr später an den König Matthias von Ungarn. Auch Schlesien fiel nun unter diese Herrschaft und Matthias empfing 1460 in Breslau die Huldigung. Doch nur 21 Jahr währte diese Verbindung. Matthias Sohn, Korvin, wurde nicht König von Böhmen. Die Böhmen wählten vielmehr Wladislav, einen Nachkommen des letzten Böhmenkönigs. Dieser suchte nun auch Schlesien wieder unter seine Oberherrschaft zu ziehen. Den schlesischen Herzögen schmeichelte er sehr und versprach, ihnen bedeutende Rechte zu geben. Dadurch gewann er überall Zuneigung. Die Schlesier nahmen ihn als ihren alten und rechtmäßigen Oberlehnsherrn an und leisteten die Huldigung. Dem Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau ertheilte Wladislav die Freiheit, über seine Fürstenthümer nach Gefallen zu bestimmen. Das that denn auch Friedrich. Im Jahre 1537 schloß er mit dem damaligen Churfürsten von Brandenburg Joachim II., genannt Hektor, die Erbverbrüderung, welche schon bei diesem Churfürsten erzählt worden ist. Ludwig, Wladislav's Sohn, folgte in der Regierung. Doch war er bei des Vaters Tode noch minderjährig, und man bestellte die Herzöge von Liegnitz und Teschen zu Statthalter in Schlesien. Als Ludwig späterhin in einer Schlacht gegen die Türken um's

Leben kam und keine Erben hinterließ, wurde **Ferdinand I.** von Oestreich, ein Sohn des deutschen Kaisers Maximilian I. und vermählt mit Ludwig's Schwester Anna, zum Könige von Böhmen und Ungarn erwählt und auch Schlesien unterwarf sich ihm. Zu dieser Zeit regierten in Schlesien noch der Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau, der Herzog von Glatz, Oels und Münsterberg, der Herzog von Teschen und der Herzog von Jägerndorf. Die übrigen Fürstenhäuser waren bereits ausgestorben, und ihre Länder an den Lehnsherren gefallen.

Das östreichische Haus herrschte 215 Jahr in Schlesien. Während dieser Zeit erloschen auch die andern herzoglichen Linien. Der Herzog von Jägerndorf wurde im Anfange des dreißigjährigen Krieges von Land und Leuten gejagt, weil er es mit dem Feinde des östreichischen Hauses gehalten hatte. Das Herzogthum zog Oestreich ein. Der Churfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, that dagegen Einspruch, denn er war ein naher Verwandter des verjagten Fürsten, und das Land mußte an ihn fallen. Doch man hörte in Wien nicht auf ihn. Im Jahre 1675 starb der letzte Herzog von Liegnitz. Die Erbverbrüderung von 1537 sagte ganz deutlich, daß Brandenburg rechtmäßiger Erbe sei, und der große Churfürst Friedrich Wilhelm wollte auch die Erbschaft in Besitz nehmen. Dem Hause Oestreich war es aber ein gar zu angenehmer Gedanken, ganz Schlesien eigenthümlich zu besitzen, und somit bewirkte diese Gier, daß man Gesetz und Recht nicht achtete, sondern jene schlesischen Länder wegnahm, so sehr auch die Brandenburger über diese Ungerechtigkeit schrieen. Der große Churfürst mußte die Erringung des Rechts der Zukunft anheimstellen. Dies damals verübte Unrecht wollte jetzt der junge, muthige König Friedrich II. rächen und sich mit Gewalt in den Besitz jener Länder setzen.

Niemand ahnete seinen großen Entschluß. In aller Stille rüstete er sein Heer; unter dem Vorwande einer Musterung versammelte er 76,000 Mann und hielt über dieselben eine genaue Revüe. Am Tage nachher waren die Krieger in vollem Marsche gegen Schlesien. Alles gerieth in dumpfe Bewegung und unruhige Neugier, denn nur aus der Richtung des Zuges muthmaßte man, welchem Lande es gelte. Der König war indeß noch zu Berlin und wohnte heiter und unbekümmert den Winterlustbarkeiten bei. Plötzlich reiste er um die Mitte Decembers von einem Balle aus seiner Hauptstadt ab, und nach einigen Tagen standen König und Heer auf schlesischem Boden.

Unterdeß hatte Friedrich einen Gesandten nach Wien gesendet, um die Abtretung jener Länder in Schlesien zu fordern. Er versprach dafür, der Maria Thersia gegen alle etwaigen Feinde zu helfen, zwei Millionen Thaler zu bezahlen und die Wahl des Gemahls der jungen Königinn zum deutschen Kaiser zu unterstützen. Aber so wie er unter allen Feinden des östreichischen Hauses der unerwartetste war, so war er auch derjenige, den man am meisten verachtete. Seine Forderungen wurden verlacht, und man verwarf sie spöttisch, daß man nur zu deutlich den Gedanken daraus lesen konnte: „Mit dir wollen wir wohl fertig werden.“ Denn man ließ nicht undeutlich merken, wie auffallend es in Wien erscheine, daß der König von Preußen, dessen Amt es gewesen, als Erzkämmerer des deutschen Reichs dem verstorbenen Kaiser das Waschbecken zu reichen, nun der Tochter desselben Gesetze vorschreiben wolle. Und wohl war es ein großes Wagestück von dem Könige von Preußen, gegen das große Kaiserhaus aufzutreten. Welches

Schicksal mußte Friedrich erwarten, wenn er geschlagen wurde? — Aber was in des Königs Seele arbeitete und ihn in Kampf und Wagniß trieb, das sagt er selbst an einem Orte in folgenden Worten: „Zu jenen Rechten rechne man noch die Begierde, Ruhm zu erwerben und dem Lande zu dem königlichen Titel auch die königliche Macht zu verschaffen, so hat man den Grund zu den schlesischen Kriegen."

In Wien glaubte man, es sei Pflicht, den jungen Preußenkönig auf sein unvernünftiges Unternehmen — so nannte man es — aufmerksam zu machen. Der Freiherr von Botta wurde daher als Gesandter nach Berlin geschickt, unter dem Vorgeben, dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Das war aber nur ein kahler Vorwand, denn warum kam nun erst der Wiener Gesandte, da Friedrich schon seit 5 Monaten auf dem Throne saß! Botta lenkte in seiner Unterredung mit Friedrich das Gespräch auf seine Reise von Wien nach Berlin und schilderte dabei die Wege in Schlesien übertrieben schlecht. Mit Eifer versicherte er, sie wären durch die Ueberschwemmungen kaum für einen einzelnen Reisenden zu passiren; er selbst sei oft in Lebensgefahr gewesen. Der König merkte die versteckte Absicht des Gesandten und antwortete in gleichgültigem Tone: „Ei nun, das Schlimmste, das dem begegnen kann, der diese Wege passiren muß, ist doch nur, sich zu beschmutzen."

Als Botta vernahm, daß der Krieg entschieden war, sprach er; „Euer Majestät werden das Haus Oestreich vielleicht zu Grunde richten, aber sich selbst gewiß auch." Ruhig erwiederte Friedrich: „Es hängt ja nur von der Kaiserin Maria Theresia ab, die ihr gemachten Anerbietungen anzunehmen." Eine Weile schwieg der Oestreicher, dann sprach er in höhnischem Tone: „Ich muß gestehen, Sie haben die schönsten Truppen, aber sie sind nur auf den Exerzierplätzen gewesen; die unsrigen sind nicht so glänzend, aber sie haben sich etwas versucht. Bedenken Euer Majestät wohl, was Sie unternehmen!" Ungeduldig und heftig antwortete Friedrich: „Sie finden, daß meine Truppen schön sind, gut, jetzt werde ich Ihnen auch zeigen, daß sie tapfer sind;" und damit ließ er den Gesandten gehen.

Man hatte von östreichischer Seite in Schlesien gar keinen Feind erwartet, darum war dies Land nur von sehr wenigen Truppen besetzt. Es konnte daher nicht als ein großes Heldenstück angesehen werden, wenn in einigen Wochen Schlesien und Glatz in Friedrichs Hände fielen. Nur die Festungen Glogau, Brieg und Neiße blieben dem Feinde. Maria Theresia rüstete aber mit dem Anfange des Jahres **1741** so schnell als möglich ein treffliches Heer. Ein erfahrner Feldherr eilte damit dem Könige entgegen; und am **10.** April geschah bei **Mollwitz** die Schlacht. Der Morgen war klar und heiter. Schon früh um **5** Uhr ordnete sich das preußische Heer und rückte auf zweitausend Schritt an das Dorf Mollwitz. Man sah noch keinen Feind. Wäre Friedrich rasch zu Werke gegangen, so hätte er die Oestreicher in den Dörfern umzingeln und niedermachen können, aber er war noch zu sehr Anfänger, und so ließ er den Feinden Zeit, sich aufzustellen. Nachmittags zwei Uhr begann erst der Kampf. Unerschrocken fochten die alten östreichischen Soldaten, mit dem höchsten Muthe die Preußen. Es schwankte lange die Entscheidung. Zweimal wurde die preußische Reuterei zurückgeschlagen; Friedrich eilte blitzschnell hin, sammelte die Flüchtigen, und mit dem Ausrufe: „Kameraden, die Ehre der Preußen! Das Leben eures Königs!" führte er sie nochmals gegen den Feind. Doch aber-

mals warf die östreichische Kavallerie die preußische zurück und brach nun in das Fußvolk. Ganze Reihen braver Preußen wurden niedergestreckt. Der linke Flügel hatte keine Patronen mehr, der rechte Flügel war schon zurückgedrängt. Dem Könige wurde bange. Er ritt zu dem Feldmarschall Schwerin und fragte um Rath. Der bat, Friedrich möge zurückreiten und die Reserve-Regimenter holen, unterdeß wolle er Alles thun, um die Schlacht zu gewinnen. Nach vielem Zureden that es der König. Blitzschnell jagte er nach Oppeln. Es war schon finster, als er an das Thor dieser Stadt kam. Er meinte, seine Truppen hätten den Ort besetzt und erstaunte nicht wenig, als auf das: „Wer da?" und die Antwort: „„Preußen!"" sofort Flintenschüsse durch das Gatterthor fielen. Die Oestreicher hatten den Tag vorher die Stadt besetzt, und der König wäre gefangen worden, wenn die Feinde ihn ruhig eingelassen hätten. Friedrich kehrte schnell um und eilte nach Mollwitz zurück. Als er dort ankam, war Alles voll Freude. Nach des Königs Entfernung kämpfte man nämlich mit der höchsten Erbitterung. Es fing schon an zu dämmern, und noch stand die Schlacht. Da machte der Feldmarschall Schwerin eine geschickte Schwenkung, der Feind wankte, lös'te sich auf, und ein herrlicher Sieg war erkämpft.

Der König ritt am folgenden Morgen auf dem Schlachtfelde umher und beruhigte und tröstete die Verwundeten. Da sahe er einen seiner Lieblinge, einen Hauptmann von der Garde, welchem beide Beine abgeschossen waren. Friedrich schlug die Hände zusammen und rief: „Ach, mein Freund, welch ein Unglück hat Sie treffen müssen!" Freudig und gerührt antwortete der Sterbende: „„Ich danke Ew. Majestät. Leben Sie wohl und glücklich! Mit mir ist's vorbei!"" — Die Garde hatte insbesondere gelitten. Von einem 800 Mann starken Bataillone waren nur 180 übrig geblieben.

Die Mollwitzer Schlacht brachte eine unglaubliche Wirkung hervor! Die Freunde der Preußen jubelten, die Feinde erblaßten, denn sie hatten die schwere Hand unserer braven Krieger gefühlt. Ganz Europa staunte den König, den Helden an, der so Großes vollbracht. Friedrich wußte sein Glück wohl zu benutzen. Rasch eroberte er nach einander die vom Feinde besetzten Festungen, und als er so Herr des ganzen Schlesiens war, ließ er sich im November zu Breslau vom Lande huldigen. Er bestätigte die Freiheiten und Rechte der Einwohner, spendete nach allen Seiten Ehrenbezeugungen und Wohlthaten aus und verhieß eine völlige Religionsfreiheit. Die treuherzigen Schlesier freuten sich sehr, unter die Herrschaft eines solchen Königs gekommen zu sein, und hingen mit Liebe an ihm. Sie haben auch nie Ursache gehabt, es zu bereuen, dem Preußenlande anzugehören.

In Wien wollte man dennoch nichts von der Abtretung des schönen Schlesiens wissen. Friedrich drang daher 1742 in Mähren ein, und seine Reuter streiften bis wenige Meilen von Wien. Abermals sendeten ihm die Feinde ein Heer entgegen. Bei dem Dorfe Chotusitz, unweit des Städtchens Czaslau, entbrannte die blutige Schlacht. Es war an einem schönen Tage im Mai. Nichts half den Oestreichern ihr wüthender Angriff, nichts, daß ihrer 40,000 gegen 26,000 Preußen kämpften. Friedrich's Krieger fochten wie Löwen, der Feind mußte die Flucht ergreifen. Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld.

Einen solchen Feind zu besiegen, schien der Maria Theresia doch un-

möglich. Man bot Frieden an, und Friedrich gewährte ihn gern, denn er hatte nicht die Absicht, Oestreich zu stürzen, sondern er wollte nur seine Rechte behaupten. Außerdem gesteht er selbst, daß er in seinem Schatze nicht mehr als 150,000 Thaler gehabt habe. So war ihm also das Ende des Krieges sehr erwünscht. Zu Breslau kam der Frieden am 11. Juni zu Stande, und unser Held erhielt Ober- und Unterschlesien sammt der Grafschaft Glatz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das Gebirge am Flüßchen Oppa.

Für Maria Theresia waren diese Jahre eine wahre Prüfungszeit gewesen. Das Glück der Preußen hatte alle ihre Feinde mächtig aufgeregt. Der Churfürst von Baiern behauptete, der nächste männliche Erbe der östreichischen Länder zu sein, und hatte an Frankreich eine so mächtige Stütze, daß er mit großer Macht seine Forderungen geltend machen konnte. Denn Frankreich freute sich sehr über die Demüthigung des Hauses Oestreich. Der baiersche Churfürst war in seinen Unternehmungen sehr glücklich. Er eroberte Steiermark, Mähren, das Land an der Ens und Böhmen, ließ sich überall huldigen und nahm ganz und gar von seinem Erbe Besitz. Im Januar 1742 wurde er auch zum deutschen Kaiser unter dem Namen Karl VII. erwählt.

Die junge Kaisertochter schien verloren. Die Truppen der Feinde bedrohten Wien, kein Heer war da, welches man ihnen entgegensetzen konnte, keine auswärtige Macht, die sich ihrer im ersten Augenblicke annahm. Woher also Rettung? — In der größten Noth eilt sie nach Ungarn, versammelt die Edelleute dieses Landes und tritt, ihren Säugling auf den Armen, in die zahlreiche Versammlung. Mit Thränen in den Augen spricht sie: „Verlassen von meinen Freunden, verspottet von meinen Feinden, angefallen von meinen nächsten Verwandten, übergebe ich mich und meine Kinder Eurer Tapferkeit und Heldentreue und setze auf Euch mein ganzes Vertrauen," — und begeistert schwangen die Männer ihre Säbel mit dem Ausrufe: „Blut und Leben! Wir wollen sterben für unsere Königinn Maria Theresia!" — Schnell waren 15,000 Mann zusammengebracht, aus den fernsten Theilen der Monarchie eilten Krieger zu den Fahnen der heldenmüthigen Fürstinn; denn was thut nicht die Liebe der Unterthanen für ein geliebtes Fürstenhaus. Die Feinde wurden aus Oestreich gejagt, die verlornen Länder wieder erobert, das ganze Baiernland im Nu genommen, und an dem Tage, als der Churfürst zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, hielten die Oestreicher ihren Einzug in seine Hauptstadt München. Er mußte fern von seinem Stammlande die Residenz aufschlagen.

Das war ein schneller und merkwürdiger Wechsel der Dinge. König Friedrich hatte ihn aufmerksam zugesehen. Er sah das östreichische Haus so sehr mächtig werden, sah es einen Bund mit England und dem Churfürsten von Sachsen schließen und sich so auf alle Weise stärker machen. Er wurde besorgt, ob manche Rüstung nicht auch ihm gelte; denn alle Feinde der Maria Theresia waren gedemüthigt, nur ihm hatte sie Schlesien zum Opfer bringen müssen. Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er wollte wieder losbrechen, um die Oestreicher anzugreifen. Dazu bat ihn auch der deutsche Kaiser Karl VII. flehendlich um Beistand.

Der zweite schlesische Krieg begann. Im Jahre 1744 erschien Friedrich mit 100,000 Mann im Felde. Er nannte sie „kaiserliche Hülfs-

völker," zum Zeichen, daß er das unglückliche Oberhaupt des deutschen Reichs nicht sinken lassen wolle. Mit großer Schnelligkeit drang er in Böhmen ein und eroberte Prag. Hier konnte er sich aber nicht behaupten, denn das feindliche Heer rückte immer näher, die Bewohner des Böhmenlandes thaten den Preußen Schaden, wo sie nur konnten, und Mangel riß mehr und mehr unter ihnen ein. Die preußische Armee begann den Rückzug, aber auf fast grundlosen Wegen und unaufhörlich vom Feinde beunruhigt. Nach vielen Verlusten kam man in Schlesien an, den Feind beständig auf der Ferse. Vieles Heergeräthe und viele Menschen waren verloren gegangen; der Schatz war erschöpft. Plötzlich starb nun auch im Januar 1745 der deutsche Kaiser, für den angeblich das preußische Heer zu Felde gezogen war, und dadurch wurde die Verlegenheit unsers Königs nur vergrößert.

Der Feind machte in Schlesien reißende Fortschritte, und Maria Theresia erklärte laut, daß Schlesien dem Hause Oestreich wieder heimgefallen sei, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Und es sah auch ganz darnach aus, daß der König um die schöne Provinz kommen werde. Die Oestreicher nahmen eine Stadt nach der andern in Schlesien ein und jagten Friedrich's Krieger zurück; ja, sie waren so schnell in ihren Bewegungen, daß sie sich zwischen die preußischen Heerhaufen drängten und diese von einander abschnitten. So erging's besonders dem Markgrafen Karl von Brandenburg. Es hatte derselbe mit 12,000 Mann die Städte Troppau und Jägerndorf besetzt, aber zwischen ihn und den König waren blitzschnell 20,000 Oestreicher gerückt und brachten den Markgrafen in die größte Gefahr. Man konnte gar keine Nachricht zu ihm senden, welche ihm sagte, daß er auf Umwegen zum Könige stoßen solle. Da erhielt der General Ziethen den Auftrag, mit seinem Regimente den Befehl zum Markgrafen zu tragen. Das war ein verzweifelter Auftrag, denn die 20,000 Oestreicher standen im Wege, ihre Wachen belauschten, was sich regte, und fast nur ein Wunder konnte den braven Ziethen glücklich durchbringen. Verloren gegeben, wie ein Mensch, der zum Richtplatz geführt wird, trat der Held in der Nacht getrost den Weg an durch Gebüsch und Grund. Als er eine Weile fortgezogen war, kam eine starke feindliche Abtheilung des Weges daher, um nach Leobschütz, dem östreichischen Lager, zu ziehen. Auch Ziethen's Straße führte dahin; dem Zusammentreffen war nicht zu entgehen. Da setzte der General auf eine List das Gelingen des Wagstücks. Sein Regiment hatte kurz vorher eine neue, blaue Uniform, statt der rothen, bekommen und glich nun sehr einem der östreichischen Husarenregimenter. Dadurch wollte Ziethen die Feinde täuschen. Keck schloß er sich an die Oestreicher, als ob er zu ihnen gehöre. Diese wurden durch die Uniform und durch die Sprache einiger Ungarn im Ziethenschen Regimente getäuscht und glaubten, es wäre ein Regiment der ihrigen. Brüderlich legten sie sechs Stunden zusammen zurück, bis dicht an den Punkt, wo es in das wogende Lager der Feinde ging. Hier kam ein östreichischer General zu Ziethen und redete ganz freundlich mit ihm. Aber Ziethen rief seinen Husaren zu: „Nehmt ihn gefangen, es ist ein Oestreicher!" und zu gleicher Zeit bog er vom Wege ab und sprengte nach der Gegend von Jägerndorf hin. Nun erst wurde er erkannt, aber muthig brach er durch die feindlichen Haufen und kam glücklich zum Markgrafen. Dieser machte sich gleich auf, erzwang mit Ziethen's Hülfe den Durchgang und langte wohlbehalten beim Könige an. Friedrich freute sich sehr über den gelungenen Streich und be-

schloß, nach der erhaltenen Verstärkung muthig den Feinden entgegen zu gehen. Am 4. Juni 1745 rückte er um 4 Uhr Morgens gegen sie bei Hohenfriedberg an, da sie ihn so nahe nicht vermuthet hatten. Die preußische Reuterei hieb wüthend ein, das Dragoner-Regiment Baireuth ritt Alles vor sich nieder und eroberte allein 66 Fahnen. Eine noch nie gesehene That! Nicht minder brav focht das Fußvolk. Mochten die Oestreicher noch so tapfer streiten, es half nichts; um 9 Uhr Morgens war schon Alles entschieden, und der Sieg dem wackern Preußenheere. Fünftausend Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, siebentausend waren gefangen. Sechs und sechzig Kanonen, acht Paar Pauken, und mehr als siebenzig Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Der Feind floh in wilder Hast nach Böhmen. Der König schrieb nach dieser Schlacht an einen Freund: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee."

Gern hätte nun Friedrich Frieden geschlossen, denn immer schwerer wurde es ihm, den blutigen Krieg allein fortzuführen. Aber Maria Theresia weigerte sich standhaft. Sie hatte die Freude gehabt, ihren Gemahl Franz zum deutschen Kaiser erwählt zu sehen, und äußerte nun mit dem größten Eifer, sie wolle lieber den Rock vom Leibe, als Schlesien von ihren Staaten missen. So mußte also Friedrich wohl das blutige Kriegsspiel fortsetzen. Er that es mit Ernst, und am 18. September standen bei Sorr 18,000 Preußen 40,000 Oestreichern gegenüber. Nur ein so braves Heer, als das preußische, vermochte einer solchen Feindeszahl entgegen zu treten, und nur ein solches Heer konnte in fünf Stunden einen glorreichen Sieg davon tragen. Denn abermals wurden die Oestreicher auf's Haupt geschlagen. Sie flohen erschrocken in die böhmischen Gebirge. Während der Schlacht hatten die Kroaten einen Theil des preußischen Lagers geplündert und selbst des Königs Feldgeräth mit sich genommen. Man meldete es dem Helden, er aber lachte laut auf und sagte: „Das laßt ihnen nur, da sollen sie keine große Meinung von meinem Staate und meiner Pracht bekommen." Als der König am Abend speisen wollte, war Nichts vorhanden. Umsonst suchte man etwas herbeizuschaffen; man fand nur zwei Flaschen Wein. Friedrich labte sich durch einen Trunk, wünschte aber doch auch ein wenig Brot zu haben. Ein Offizier machte sich auf, um zu sehen, ob er denn nicht einige Bissen herbeischaffen könne. Umsonst, alle Soldaten, die er befragte, hatten ihr Brot schon verzehrt. Endlich traf er einen Grenadier, der noch ein Kommisbrot hatte, an welchem er sich eben laben wollte.

„Laßt mir das Brot," redete ihn der Offizier an, „ich will Euch einen Dukaten dafür geben."

„Daraus wird nichts!" war die Antwort, „einen Dukaten kann ich nicht essen, wohl aber das Brot, und das ist mir jetzt lieber, als eine ganze Hand voll Dukaten."

„Das glaub ich Euch recht gern, und ich würde es von Euch auch nicht verlangen, wenn ich's nicht für den König haben wollte, der nichts zu beißen und zu brechen hat," sagte der Offizier.

„Für den König?" fragte der Soldat. „Ist es auch wahr?"

„Auf meine Ehre! Ich bitt' Euch, laßt mir das Brot."

„Ganz? Ne, das geht nicht! — Wenn es aber für den König sein soll, so will ich mit ihm theilen." —

Der Soldat schnitt das Brot durch und gab das größte Stück dem Offizier mit den Worten: „Da! — aber der König muß es auch kriegen.“

Froh eilte der Offizier zum Könige. Der Grenadier traute aber der Sache nicht recht und schlich dem Forteilenden auf der Ferse nach.

Der König verzehrte das Brot mit großem Appetit und fragte dann den Offizier: „Wo hat er das herbekommen?“

Dieser erzählte ihm die Art und Weise, wie er es erhalten habe und bemerkte dabei, der Soldat sei ihm nachgeschlichen, um zu sehen, ob es auch gewiß in die rechten Hände gelangen würde.

„Man lasse den Grenadier kommen!“ befahl Friedrich.

Der Soldat wurde ihm vorgestellt. Der König bedankte sich bei ihm und setzte hinzu: „Ihr könnt euch eine Gnade von mir erbitten.“

Der Soldat besann sich nicht lange und bat um ein Schulzengericht in Preußen.

„Ihr sollt es haben!“ versicherte der König. Er vergaß sein Versprechen nicht; der Grenadier bekam in der Folge das Schulzengericht.

Friedrich dachte, sich durch diesen Sieg Ruhe verschafft zu haben, und ging nach Berlin, um von dort aus Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Er hatte sich aber sehr verrechnet. Am 8. November, gerade als er mit feierlicher Pracht die bei Hohenfriedberg eroberten Fahnen in der Garnisonkirche aufstellen ließ, erhielt er von treuer Hand die Nachricht, welch einen Anschlag die Feinde gegen ihn geschmiedet. Oestreicher und Sachsen wollten sich in der Lausitz vereinigen, vom Rheine her den General Grün mit 10,000 Mann an sich ziehen, so mit furchtbarer Heeresmacht gerades Weges mitten im Winter auf Berlin losgehen und den König in seiner Hauptstadt zum schimpflichen Frieden zwingen. Friedrich erschrak anfangs, denn schon waren die Feinde in der Lausitz vereinigt, und der General Grün im vollen Marsche gegen unser Vaterland. Doch wie ein Sturmwind erhob sich der Held, befahl dem alten Fürsten von Dessau, mit seinem bei Halle an der Saale versammelten Heere in Sachsen einzufallen, und er selbst eilte nach Schlesien, um dem Feinde den Vorsprung abzugewinnen. In aller Stille marschirten die Preußen Tag und Nacht und waren am 23. November schon in der Gegend von Görlitz. Sie trafen bei Hennersdorf zuerst auf Feinde. Es waren vier sächsische Regimenter, die in aller Ruhe hier standen und die Preußen tief in Schlesien glaubten. Der General Ziethen griff sie wüthend an, sie stoben auseinander, wie Spreu vor dem Winde. Furcht und Schrecken kamen über die Feinde, und der General Grün, der schon hart an den brandenburgischen Grenzen war, kehrte eilig wieder um.

Am 15. Dezember rückte Friedrich in die sächsische Sadt Meißen an der Elbe ein. Kaum angekommen, erhielt er ein Schreiben, in welchem ihm gemeldet ward, daß der Churfürst von Sachsen gern den Frieden annehmen wolle. Aber noch war der König mit dem Lesen des Briefes beschäftigt, da entstand plötzlich draußen das Geschrei, der ganze Himmel in der Gegend von Dresden sei vom Feuer geröthet, und man höre deutlich das Krachen einer fernen Kanonade. Schnell mußte das Heer in die Waffen treten, ängstlich ritt der Monarch auf der Straße hin und her. Da sprengte gegen Abend ein preußischer Offizier heran und brachte die Nachricht: „Der Fürst von Dessau hat bei Kesselsdorf das feindliche Heer völlig geschlagen, 5000 Gefangene gemacht und 48 Kanonen erobert.“ Man denke sich die Freude des beängstigten Königs! Mit Thränen in den Augen umhalsete

er am folgenden Tage den alten Dessauer, und beide hielten ihren Einzug in Sachsen's Hauptstadt. Nun war der kecke Muth der Feinde gebrochen. Schon am 25. Dezember wurde der Dresdener Frieden geschlossen. Friedrich behielt sein im schweren Kampf errungenes Schlesien, und mehr verlangte er nicht, denn er war kein wilder Eroberer. Sachsen zahlte eine Million Thaler Kriegskosten.

Aeußerst heiter kehrte der König in seine Staaten zurück, welche außer Schlesien noch durch das im Jahre 1743 ererbte Fürstenthum Ostfriesland vermehrt waren. Am 28. Dezember traf er unter dem Jubelgeschrei seiner Unterthanen in Berlin ein. Man überließ sich ganz der Freude und erleuchtete prachtvoll die Residenz. Als Friedrich am Abend durch die Straßen der schön erleuchteten Stadt fuhr, ergötzte er sich über alle Maßen an dem Einfalle eines Berliner Bürgers. Dieser hatte an seinem Hause ein erleuchtetes Schild angebracht, auf welches ein östreichischer General gemalt war, der auf einem sehr großen Krebse ritt. Unter diesem die Worte:

Der General Grün
Will nach Berlin.

## Der siebenjährige Krieg, 1756—63.

### 34. Das Jahr 1756.

Maria Theresia hatte nach dem Frieden zu Dresden mit ihren übrigen Feinden ein sehr leichtes Spiel. Sie errang nach wenigen Jahren einen rühmlichen Frieden, den ihre Standhaftigkeit und ihr Heldenmuth wohl verdient hatten. Der einzige erlittene Verlust war Schlesien, aber der Gedanken an denselben der hochherzigen Monarchinn überaus schmerzlich. Man sagt, es seien jedesmal Thränen in ihre Augen getreten, wenn sie einen Schlesier gesehen habe. Eben deswegen beschäftigte sie sich heimlich immer mit dem Plane, wie sie das verlorne Land wieder gewinnen möchte. Mit Eifer vermehrte sie ihr Heer und übte es sorgfältig, mit Schlauheit trachtete sie nach Bundesgenossen, um des Sieges desto gewisser sein zu können. Friedrich's Auge erkannte bald solche Absicht. Er war nicht minder thätig. Die elf Jahre der Ruhe benutzte er bewunderungswürdig. Das Heer wurde auf 160,000 Mann vermehrt und so geübt, daß nichts ihm gleich kam. Alles Heergeräth war in Ueberfluß und in bester Ordnung da, und es bedurfte nur eines Winkes, so standen die preußischen Krieger schlagfertig. Sparsamkeit füllte den königlichen Schatz. — Während unser König nun so emsig schaffte, um im Nothfalle den Feinden die Spitze bieten zu können, zog sich ein schweres Ungewitter über seinem Haupte zusammen. Maria Theresia hatte in aller Stille einen furchtbaren Bund gegen ihn zu Stande gebracht. Oestreich, Sachsen, Rußland, Frankreich und Schweden waren es, die vereint über den König herfallen und ihn zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigen wollten. Weil ihrer so viele waren, so glaubten sie sich ihres Sieges so gewiß, daß sie die preußischen Länder unter sich vertheilten, ehe sie dieselben erobert hatten. Oestreich sollte Schlesien, Sachsen das Magdeburgische, Rußland Preußen, Schweden Pommern und Frankreich Westphalen erhalten. Das war sehr schön ausgedacht, nur hatten die übermüthigen Feinde dabei zu bedenken vergessen, was ein König kann, der in sich selbst Kraft fühlt und der Liebe der Unterthanen gewiß ist, und was ein Volk kann, wenn es für seinen Kö-

nig nur siegen, oder sterben will. Da die Verbündeten Alles so geheim betrieben hatten, so glaubten sie, Friedrich wisse Nichts von ihren Planen, und darum beeilten sie sich auch eben nicht, das Vorhaben rasch auszuführen. Sie wollten sich vielmehr recht nachdrücklich, aber auch gemächlich rüsten und dann losbrechen. Dazu hatte man vorläufig das Jahr 1757 bestimmt. Aber dem Könige waren ihre Unterhandlungen nicht unbekannt. Zwei Menschen, Wenzel, ein Geheimschreiber in Dresden, und Weingarten, ein Beamter bei der östreichischen Gesandtschaft in Berlin, hatten bereits Alles schriftlich und mündlich verrathen. Friedrich besaß die Abschriften von den Verhandlungen gegen ihn und übersah genau das ganze heimtückesche Treiben seiner Feinde. Er verlor die Besinnung nicht, und sein Entschluß war bald gefaßt. Den Feinden zuvor zu kommen und sie einzeln niederzuschmettern, ehe sie es ahneten, das war sein Plan. Zuerst sollte es den Sachsen gelten. Schnell ergingen in der Mitte des Jahres 1756 ganz still Befehle an die Regimenter; eben so schnell und still brachen diese auf. Vorher hatte Friedrich schon ein Bündniß mit England geschlossen, und von den deutschen Fürsten hingen ihm Braunschweig, Hessen-kassel und Gotha an. Die größte Hülfe mußte aber der schwer bedrohete Monarch in sich suchen, und er fand sie.

Wie Meereswogen wälzten sich im September 1756 die preußischen Kriegerschaaren in drei Haufen über das Sachsenland her, wärend der Feldmarschall Schwerin mit großer Heeresmacht gegen Böhmen anrückte. In Sachsen verursachte dieser Ueberfall einen furchtbaren Schrecken. Die sächsischen Soldaten eilten in das Lager bei Pirna, die Preußen ihnen nach und schlossen sie fest ein. Ganz Sachsen mit der Hauptstadt Dresden fiel in wenigen Tagen dem Könige in die Hände. Kaum konnte sich der sächsische Churfürst retten, seine Gemahlinn und seine Kinder waren in der Residenz geblieben. Friedrich erwies ihnen alle erdenkliche Höflichkeit und hoffte, den Churfürsten vom Bunde abzuziehen. Doch dieser war so entrüstet, daß er nichts davon wissen wollte. Nun ordnete der König eine Verwaltung für das Land an, hob Kriegssteuern und Soldaten aus demselben und behandelte es feindlich.

Alle Feinde Friedrich's schrieen über den Friedensbruch, wie sie es nannten, und wußten nicht abscheulich genug des Königs Handlungen darzustellen. Der Kaiser zu Wien gebot ihm in einem Schreiben, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem Churfürsten von Sachsen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen.“ Friedrich ließ sich aber nicht stören, bemächtigte sich in Dresden der Papiere, in welchen der Vernichtungsplan gegen ihn enthalten war, und ließ dies Alles durch seinen Minister bekannt machen, um der ganzen Welt öffentlich zu zeigen, wer der Veranlasser des blutigen Kriegsspieles sei. Dabei fuhr er fort, die Sachsen im Lager bei Pirna hart zu drängen, die denn auch bald in die furchtbarste Noth geriethen und sehnlichst warteten, daß die Oestreicher von Böhmen aus ihnen zu Hülfe kommen möchten. Sie kamen, denn Maria Theresia, zur höchsten Wuth entflammt, hatte ihrem Feldmarschall Brown geboten, mit 70,000 Mann hinzueilen und die Sachsen zu erlösen. Friedrich ließ nun einen Theil seiner Truppen zur Einschließung des Pirnaer Lagers stehen; mit 24,000 Mann ging er getrost dem Feinde entgegen. Bei Lowositz griff er ihn an. Sechs Stunden währte der Kampf, ohne daß die Preußen Aussicht

zum Siege hatten, im Gegentheil waren sie erschöpfter, als die Oestreicher und hatten fast kein Pulver und Blei mehr. Da rief ein preußischer General den wackern Kriegern zu: „Nehmt das Bajonett und treibt die Feinde zurück!" und auf den Zuruf geschah es: mit den Gewehren schlugen sie drein, und die Oestreicher wichen. Das war der erste Sieg im siebenjährigen Kriege. Friedrich schrieb aber nach der Schlacht an den Feldmarschall Schwerin: „Ich sage Ihnen Nichts von den Truppen, Sie kennen sie; aber das sage ich Ihnen, nie haben meine Krieger solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren. Jetzt habe ich gesehen, was sie vermögen." —

Für die bedrängten Sachsen war der Sieg bei Lowositz ein Donnerschlag. Der gräßlichste Hunger wüthete in ihrem Lager, sie konnten vor Mattigkeit nicht kämpfen, und endlich streckte die ganze Armee, noch 14,000 Mann stark, das Gewehr. Die Offiziere wurden entlassen und mußten schwören, nicht gegen Preußen zu dienen; die Gemeinen steckte man haufenweise unter die preußischen Regimenter, mochten sie wollen, oder nicht. Sie liefen aber, sobald sie nur konnten, nachher davon, und Friedrich hatte von dieser Maßregel wenig Nutzen.

---

## 35. Das Jahr 1757.

Während des Winters rüstete sich der König nun so außerordentlich, als er nur vermochte. Er brachte 210,800 Krieger auf die Beine; aber dies war Nichts gegen die Unzahl von Feinden, die wider ihn aufstanden. Sein Glück hatte dieselben höchlichst gereizt, und sie strengten sich mit der größten Kraft an, den gehaßten Friedrich im folgenden Jahre zu erdrücken. Und das sah auch wirklich darnach aus, wenn man die Kriegerzahl übersah. Oestreich stellte 180,000 Mann, Rußland 120,000, Frankreich 100,000, Sachsen 20,000, Schweden 20,000. Und zu diesen Feinden kam nun noch ein neuer: das war das deutsche Reich. Der Kaiser hatte den Einfall der Preußen in das Sachsenland als eine Verletzung des Reichsfriedens dargestellt, und die deutschen Fürsten versprachen, 60,000 Mann zu stellen. Bei dieser Gelegenheit fiel ein arger Fehler vor. In dem kaiserlichen Befehle stand, das deutsche Reich möge eine eilende Reichshülfe herbeischaffen. Aber durch einen Druckfehler war in dem Worte „eilende" das i weggelassen, und so hieß es denn eine elende Reichshülfe. Darüber lachte Friedrich herzlich, und, was merkwürdig war, es ist im ganzen Kriege diese Reichshülfe auch elend gewesen.

Unser Held erkannte wohl, daß er mit einer halben Million Feinde zu thun haben werde, und daß der Krieg nun erst recht beginne, denn alle gegen ihn Verbündeten hatten sich jetzt erst von ihrem Schreck erholt, und ließen in aller Eile ihre Heere marschiren. Aber trotz dem zagte der König nicht. Er war wieder der Erste auf dem Kampfplatze. Im April 1757 setzte er sich in Bewegung. Mit vier großen Haufen rückte er gleich einem reißenden Bergstrome in Böhmen ein, und am 6. Mai trafen alle Krieger bei Prag zusammen. Denn das war das Vorzüglichste im preußischen Heere, daß Alles schnell und pünktlich ausgeführt wurde. Bei der Hauptstadt Böhmen's standen die Oestreicher. Kaum war Friedrich angelangt und ihrer ansichtig geworden, so beschloß er die Schlacht. Schwerin rieth ab und bat, den ermüdeten Kriegern einige Ruhe zu gönnen. Heftig antwortete

der König: „Nichts, nichts, ich muß noch heute den Feind angreifen, es koste, was es wolle. Frische Fische, gute Fische!“ Mit funkelnden Augen drückte der 73jährige Schwerin den Hut fest auf den Kopf und rief: „Soll und muß denn heute grade die Schlacht geschlagen werden, so will ich die Oestreicher hier angreifen, wo ich sie sehe.“ Und nun ging es mit Sturmeseile auf den Feind, der die Anhöhen inne hatte. Aber das östreichische Kartätschenfeuer schmetterte schrecklich die Preußen nieder; in den mit Gras bewachsenen Sümpfen, die man irrig für schöne Wiesen angesehen, konnten eben so wenig die Kanonen fortgebracht, als die Reuterschaaren gebraucht werden. Schon zagten die Preußen, schon flohen einige Regimenter, da sprang der alte Schwerin vom Pferde, ergriff einen fliehenden Fahnenträger und riß ihm die Fahne aus der Hand. Hoch schwang er das Banner, mit dem Ausrufe: „Heran, Kinder, heran! Mir nach, wer kein Feiger ist!“ schritt er voran, und hinter ihm her eilten die Krieger mit Begeisterung. Aber noch nicht zehn Schritte hatte der Greis gethan, da schlugen vier Kartätschenkugeln in seine tapfere Brust, und entseelt fiel er nieder. Der General Manteufel nahm die blutbedeckte Fahne aus des edlen Todten Hand und führte die Tapfern weiter, die durch des geliebten Führers Fall bis zur Wuth gereizt waren. Jetzt halfen dem Feinde keine Kanonenschlünde, keine Bajonette, keine dichten Reihen; die Preußen waren zu Löwen geworden und schlugen Alles vor sich nieder. Wild stürzten die Oestreicher davon. Aber welch ein Sieg! — 16,000 Preußen lagen auf dem Schlachtfelde, ohne, wie Friedrich sagt, den Feldmarschall Schwerin zu rechnen, der mehr, als 10,000 Mann galt. Der Sieg war durch ein kostbares Blut erkauft. Dies war die blutige Schlacht bei Prag, den 6. Mai.

Die Oestreicher hatten sich in Böhmen's Hauptstadt geflüchtet, und Friedrich schloß sie sogleich ein. In der Stadt herschte bald eine furchtbare Hungersnoth, und von außen wurde sie durch die glühenden preußischen Kugeln geängstigt. Man hielt sich in Prag für verloren, da nahete mehr und mehr Feldmarschall Daun mit 66,000 Mann, um Hülfe zu bringen. Friedrich mußte sich wenden, damit er diesem Feinde begegne. Er nahm 32,000 Krieger und hoffte, mit diesen das Wagstück zu vollführen. Bei Kollin geschah die Schlacht, Der Anfang war für die Preußen glücklich, sie warfen Alles über den Haufen, und schon dachte Daun an den Rückzug. Man führte das Geschütz ab, und die Adjutanten flogen von Flügel zu Flügel mit einem von Daun's eigener Hand geschriebenen Zettel, auf welchem stand: „Der Rückzug geht nach Suchdol:“ als dieser bald darauf von den Preußen angetreten werden mußte. Die Unbesonnenheit des General's Manstein verdarb den glücklichen Fortgang der Schlacht. Der König hatte befohlen, daß der preußische rechte Flügel sich ruhig verhalten, der linke hingegen Alles vor sich nieder machen sollte. Manstein ließ sich aber in ein Gefecht mit den Kroatenhaufen ein, und der Prinz Moritz von Dessau wurde verleitet, diesen Kampf zu unterstützen. Dadurch kamen die Preußen in eine falsche Richtung, und man griff da an, wo kein Angriff geschehen sollte. — Aber Verwirrung über Verwirrung entstand, die Oestreicher und Sachsen drangen wüthend ein, die Schlacht war verloren, 14,000 Preußen lagen todt und verwundet auf dem Kampfplatze. Daun wagte es nicht, seine Feinde zu verfolgen; von den Anhöhen herab bewunderte er ihren geordneten Rückzug.

Friedrich war unterdeß schon nach dem Städtchen Nimburg voraus ge-

sprengt. Auf dem Wege dahin hatte er auf einige Augenblicke absteigen müssen, damit die Pferde getränkt würden. Ein alter Reuter brachte ihm auf dem Hute einen erfrischenden Trunk aus dem Pferdeeimer und sagte im treuherzigen Tone: „Eure Majestät trinken doch, laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt noch, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ „„Meinst Du?““ sprach der König, und seine Miene erheiterte sich. Zu Nimburg angekommen, setzte er sich auf eine alte Brunnenröhre, sah unverwandt auf die Erde und zirkelte mit dem Stocke allerlei Figuren in den Sand. Nach und nach versammelten sich seine Offiziere und sahen ihn in tiefer Stille an. Plötzlich richtete er sich auf, sagte mit der freundlichsten Miene: „Meine Herren, die Zeit ist edel, wir dürfen nicht zaudern;“ und nun gab er die nöthigen Befehle. Gleich darauf kam der Rest seiner schönen Garde, von 1000 Mann kaum noch 200. „Kinder,“ rief er mit Thränen im Auge, „ihr habt einen schlimmen Tag gehabt.“ — „„Leider,““ antworteten die Krieger, „„wir sind nicht gut angeführt worden.““ „Nun, habt nur Geduld,“ erwiederte Friedrich, „ich werde Alles wieder gut machen.“

Die Kolliner Schlacht brachte ein unbeschreibliches Jubelgeschrei unter Friedrich's Feinden hervor. Jeder eilte, um auch über den gefürchteten König zu siegen. In Preußen drangen 100,000 Mann Russen ein, welchen der General Lehwald nur 14,000 entgegenstellen konnte. Er wurde daher auch in dem Treffen bei Großjägerndorf überwältigt. Nun hätte die ganze russische Armee nach Brandenburg vordringen können, aber unerwartet blieb sie stehen und zog sich nachher gar aus Preußen zurück. Man weiß nicht bestimmt die Ursache dieses Rückzugs.

Auch die Schweden wollten ihre Tapferkeit beweisen und drangen in Pommern ein. Friedrich schickte ihnen den General Belling, den er im Scherz seinen Marschall gegen die Schweden nannte, mit einigen tausend Mann entgegen, und dieser jagte sie nicht allein aus dem Lande, sondern sogar in die Ostsee auf ihre Schiffe.

So lächelte also noch hin und wieder dem Könige ein Glücksstrahl. Und am meisten erfreute ihn die Liebe seiner Unterthanen. Alle Provinzen suchten ihren geliebten König in dem ungleichen Kampfe zu unterstützen. Pommern stellte und unterhielt 5000 Mann Landmiliz, Brandenburg eben so viel, Magdeburg 2000. Man errichtete Husarenregimenter und sandte 4000 Pferde für die königliche Reuterei. Mehr, als alles Andere rührte ein solches Bestreben den König, welcher eben so sehr sein Volk liebte, als dies ihn.

Am übermüthigsten zeigten sich jetzt die Franzosen. Sie waren an 100,000 Mann stark über den Rhein in die westphälischen Länder eingedrungen, hatten bei Hastenbeck an der Weser die Armee, welche ihnen Friedrich entgegensetzen konnte, geschlagen und den Anführer zu einem sehr schimpflichen Vergleiche gezwungen. Jetzt überschwemmten sie Hannover, Hessen, Braunschweig und Westphalen, plünderten und brandschatzten schrecklich und wollten vollführen, was man von Paris aus dem französischen Heerführer geboten: Man muß das Land zu einer Wüste machen. Endlich wendete sich das Franzosenheer, mit der Reichsarmee und einigen tausend Oestreichern vereint, nach Sachsen, um dies Land wegzunehmen. Friedrich mußte sich diesen zudringlichen Feinden durchaus entgegenstellen. Gleich nach der Kolliner Schlacht hatte er die Belagerung von Prag aufgehoben und

war mit seinem Häuflein Krieger nach der Lausitz gegangen; jetzt machte er sich auf den Weg, damit er die Franzosen bekämpfe. Diese frohlockten laut, denn sie dachten, bei ihrer großen Anzahl — es waren über 60,000 — die Preußen bald niederzumachen. Der französische General meldete seinem Könige, der König von Preußen könne ihm nicht mehr entgehen, und er werde in kurzem die Ehre haben, den gefangenen Monarchen nach Paris zu senden. Aber ist jemals Stolz bestraft worden, und Uebermuth zu Fall gekommen, so geschah es bald darauf recht ordentlich.

Das Vorspiel dazu gab der preußische General Seidlitz. Ein Theil der Franzosen hatte sich die Stadt Gotha zum Erholungsorte ausersehen. Die ganze französische Generalität sammt ihrem Heerführer und 8000 Mann der schönsten Truppen rückten ein. Auf dem herzoglichen Schlosse hatte man gewaltige Zubereitungen gemacht, um die hohen Offiziere wohl zu bewirthen. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen setzten sich gerade nieder, um mit großem Appetit das herrliche Mahl zu verzehren, als plötzlich Seidlitz mit 1500 Husaren vor den Thoren erschien. Die Feinde geriethen in die schrecklichste Angst. Man dachte an keinen Widerstand, sondern lief schnell von den rauchenden Schüsseln und den blinkenden Humpen und eilte aus der Stadt. Seidlitz zog ein, setzte sich mit seinen Offizieren und Husaren an die schön besetzten Tafeln, und ließ es sich wohl schmecken. Die Franzosen ließen Kanonen und den ganzen Troß im Stich, und die Husaren machten vortreffliche Beute. Darauf zog Seidlitz wieder zu seinem Könige und beide vereinigt gingen auf das große Feindesheer los.

Friedrich traf die Feinde am 5. November bei dem Dorfe Roßbach. Er hatte nur 22,000 Mann, aber er war entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Hören wir den Helden seine kleine Armee anreden: „Die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer sein muß, von unsern Waffen und von unsern Benehmen abhängt. Die Zeit erlaubt mir keine langen Reden, sie wären auch überflüssig. Ihr wisset, daß es keine Beschwerden, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt euch, wie herzhafte Leute, und vertraut auf Gott.“ —

Ein Jubelgeschrei der Soldaten war die Antwort, denn des Königs Heldenmuth ging in die Seelen der Preußen über. „Wir wollen mit Dir sterben!“ riefen die graubärtigen Krieger, und Thränen der Rührung entflossen dem Auge des Königs. Er hatte sich mit seinen Getreuen auf Hügeln gelagert. Kaum gewahrten dies die Feinde, so war ihre einzig Sorge nur, daß die Preußen ihnen entwischen möchten, denn an ein Mißlingen ihres Angriffs dachten sie gar nicht. Eilig zogen sie um die Hügel, damit sie den König ganz umgarnen und alle Wege zur Flucht versperren könnten. Die preußischen Soldaten kochten indeß ganz ruhig das Mittagsessen vor den Zelten, und Friedrich setzte sich mit seinen Generalen zur Tafel. Die ganze Armee aß so unbekümmert, als ob kein Feind in der Welt sei. Die Franzosen sahen dies unten mit Erstaunen an und meinten, man ergebe sich da oben in das unvermeidliche Schicksal, und dumpfe Verzweiflung mache Jeden muthlos. Aber plötzlich gab Friedrich um 2 Uhr einen Wink. Im Hui verschwanden die Zelte, die preußische Linie dehnte sich aus und wurde

immer länger und länger. Ein furchtbares Krachen der preußischen Batterien fing an, die Infanterie feuerte, es war, als ob es vom Himmel Kugeln auf die Franzosen regnete. Und nun brauste der General Seidlitz auf einmal hinter den Hügeln mit der Kavallerie hervor und ritt und hieb Alles nieder. Die Feinde waren vom Schrecken gelähmt; sie dachten nicht an Vertheidigung, sondern nur an Rettung. Der ganze Kampf währte kaum 2 Stunden, und es war keine Schlacht, sondern nur ein Jagen. Die feindliche Infanterie warf die Gewehre weg, die Kavallerie sprang von den Pferden und ließ Stiefeln und Säbel im Stich, um nur schneller entfliehen zu können. Hunderte von Soldaten ergaben sich 3 bis 4 preußischen Husaren, und manche der Flüchtigen standen nicht eher still, als bis sie am Rheine waren. Da erst glaubten sie sich sicher. 2000 Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, 7000 waren gefangen, 63 Kanonen und 23 Fahnen erbeutet. Friedrich hatte nur 91 Todte.

In ganz Deutschland jubelte man über diesen Sieg. Freund und Feind gönnten den Franzosen diesen Schimpf für ihre Prahlerei und Vermessenheit. Die Sieger eilten aber begeistert mit ihrem Helden nach Schlesien, denn hier waren die Oestreicher sehr vorgedrungen, hatten Schweidnitz und Breslau eingenommen und sahen Schlesien schon als wiedererobert an. Nach zwölf Tagen standen die Preußen wieder an der Oder. Unterwegs hatte das Heer eine große Freude. Die Oestreicher wollten die 4000 Mann starke Besatzung von Schweidnitz in die Kriegsgefangenschaft führen. Unterwegs hörten die Gefangenen von dem Siege, welchen ihr geliebter König bei Roßbach erkämpft hatte. Entflammt von dieser Nachricht, fielen sie über die sie begleitenden Oestreicher her, machten sie nieder und befreiten sich glücklich. Auf's ungewisse gingen sie nun weiter und stießen durch Zufall auf die Armee des Königs, von dessen Zuge sie nichts wußten. „Willkommen, meine braven Kinder!" rief ihnen Friedrich freundlich zu: von beiden Seiten war die Freude unbeschreiblich, und dieser glückliche Zufall schien eine gute Vorbedeutung für die Zukunft zu sein. Er war es auch. —

Die Oestreicher standen in der Gegend von Leuthen, 80,000 Mann stark. Als sie hörten, der König rücke mit 33,000 Mann gegen sie an, spöttelten sie und sagten, es komme die Potsdam'sche Wachtparade. Wohl kam sie, an ihrer Spitze der König. Am Tage vor der Schlacht versammelte er seine Offiziere und redete sie also an: „Ich werde morgen eine Schlacht liefern, von welcher das Schicksal Schlesiens abhängt. Ich erwarte, daß ein Jeder von Ihnen bei dieser Gelegenheit seine Pflicht erfülle und Alles thue, was in seinen Kräften steht. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. Wenn wir Alle von dem Gefühle beseelt sind, zu siegen oder zu sterben, so bin ich des Sieges gewiß. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch Jetzt ihres Namens würdig beweisen. Sollten aber unter Ihnen einige sein, die nicht bereit wären, Leben und Blut zu opfern, die treten hervor, — sie sollen ohne Vorwurf den Abschied haben." — Den grauen Anführern traten die Thränen in die Augen. Einer trat hervor und rief: „„Ein Schurke, wer zurückgeht, oder sich fürchtet, sein Leben für Eure Majestät zu opfern."" — „Gut, sagte der König, ich sehe, es ist Niemand hier, der nicht vom wahren Muthe beseelt sei. Leben Sie also wohl, wir haben morgen den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." Die Offiziere erzählten den Soldaten des Königs Worte, und Jeder erwar-

tete jetzt mit Begierde den folgenden Tag, um die Schlacht zu schlagen. Der König brach früh am Schlachttage auf. Seine Soldaten stimmten unterwegs geistliche Morgenlieder an und sangen mit Begleitung der Feldmusik: „Gieb, daß ich thu mit Fleiß, Was mir zu thun gebühret, Wozu mich dein Befehl In meinem Stande führet; Gieb, daß ich's thue bald, Zu der Zeit, da ich's soll, Und wenn ich's thu, so gieb, Daß es gerathe wohl." — Ein General fragte, ob die Soldaten schweigen sollten? Friedrich aber erwiederte: „Nein, lasse er das, mit solchen Leuten wird mir Gott heute gewiß den Sieg verleihen." — Und als man ihm sagte, die feindliche Armee sei fast dreimal stärker, als die seinige, antwortete er: „Ich weiß es, aber es bleibt mir kein anderer Ausweg, als zu siegen oder umzukommen. Ich werde sie angreifen, und wenn sie auf dem Breslauischen Glockenthurme hingen." —

Am 5. Dezember, um Mittag, sah der König bei Leuthen die Feinde. Ihre Schlachtreihe war eine Meile lang. Friedrich ordnete seine kleine Schaar, aber Alle fühlten sich durch den bloßen Anblick ihres Führers begeistert. Ein funfzehnjähriger Fahnenjunker erzählte nachher, er habe beim Aufmarsch in dieser Schlacht alle Besinnung verloren, am ganzen Leibe gezittert und kaum Kraft genug gehabt, die Fahne zu halten. Als aber der König heraufgesprengt gekommen, bei den Fahnen still gehalten und gerufen habe: „Nun, Kinder, frisch heran, in Gottes Namen!" sei dies Wort wie ein Strahl in ihn gefahren, und er habe ohne Furcht im Feuer ausgehalten. So wußte der Held seine Krieger zu begeistern. Sie thaten auch hier Wunder der Tapferkeit. Erst wurde der linke Flügel der Feinde geschlagen, darauf der rechte, und nun die ganze Schlachtreihe von oben bis unten aufgerollt. Ein herrlicher Sieg nach dreistündigem, mörderischen Kampfe! 21,000 Gefangene wurden gemacht, 134 Kanonen und 59 Fahnen erbeutet. Das ermüdete Heer ruhete sich einige Zeit auf dem Schlachtfelde aus. Ueberall lagen Leichen, die Dunkelheit der Nacht machte das Stöhnen der Verwundeten noch schauerlicher. Da stimmte auf einmal ein alter Grenadier laut und langsam den Gesang an: „Nun danket Alle Gott," die Feldmusik fiel ein, und das ganze Heer sang das Lied bis zu Ende. Mit welchen Empfindungen? daß läßt sich denken. Denn alle diese Sänger hatten am Morgen mit banger Erwartung dem Tage entgegen gesehen, sie alle hatte der Tod in tausend Gestalten umschwebt, und sie hatten nun durch Gottes Beistand den schönen Sieg erkämpft.

Der König ritt in der Dunkelheit weit vor die Linie und traf auf dem äußersten Posten zwei Grenadierbataillone und ein Dragoner-Regiment. Er fragte, ob man nichts vom Feinde entdeckt habe. Weil es stockfinster war, konnte man keine bestimmte Antwort geben. Einige meinten, 800 Schritte weiter stände eine feindliche Linie, andere bestritten dies.

„Wir wollen bald zur Gewißheit kommen," sagte Friedrich und ließ zwei Kanonen holen. Es wurden sechs Schüsse nach der Seite hin gerichtet, wo man die Feinde vermuthete. Einige Offiziere ritten nun weit vor, um genaue Kundschaft einzuziehen. Sie kamen zurück und versicherten, sie wären bis zu einem einzelnen Gehöfte geritten und hätten gar nichts vom Feinde entdeckt.

„Jetzt weiß ich, wo wir sind," sprach der König, „das einzelne Gehöfte ist der Krätscham (die Dorfschenke) bei Sahra, rechter Hand vom Damme nach Lissa, und wir sind hier auf der Breslauer Landstraße."

Indeß kam der General Ziethen mit einem Trupp Husaren herangejagt, um zu erfahren, was das Schießen bedeute. Der König erkannte ihn sogleich an der Stimme und beredete sich mit ihm, daß es gut sei, noch denselben Abend die Stadt Lissa und die dortige Brücke über das Schweidnitzer Wasser zu besetzen, damit der Feind dort nicht festen Fuß fasse.

„Wie viel Schüsse habt ihr wohl noch?" fragte Friedrich die Artilleristen.

„Ungefähr zwanzig," war die Antwort. „Das ist genug; kommt mit und Er, mein lieber Ziethen, bleibt auch bei mir. Die Husaren, die Er bei sich hat, schick' Er aber auf zweihundert Schritte vor. Wir wollen laut sprechen und darnach können sich die Husaren richten. — Hört, Husaren, ich werde dann und wann hinter euch schießen lassen, das soll euch nichts thun, die Artilleristen sollen die Richtkeile ausziehen und im höchsten Bogen schießen, daß die Kugeln um desto weiter fliegen und in der Luft rascheln, damit die Feinde in einem Athem beim Laufen bleiben!" — Zu den Artilleristen sprach Friedrich: „Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben euch bleiben und schon sagen, wenn ihr schießen sollt."

So ging der Zug nach Sahra. Der König sah Licht im Wirthshause und sprach: „Es ist auch gar zu finster, man sieht keine Hand vor Augen, schaffe mir doch einer eine Laterne, wir wollen hier so lange halten."

Der Krätschmer (Schenkwirth), der seine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam selbst. Der König rief ihm zu: „Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an."

Der Zug ging nun auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme weiter. Der König fragte: „Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?"

Als es der Wirth bejahete, fuhr er fort: „Denn ist Lissa kaum eine Viertelmeile von uns. Wer seid ihr denn?"

Der Wirth, welcher den König nicht kannte, antwortete: „Excellenz, ich bin der Krätschmer von Sahra."

„Ihr habt wohl viel ausgestanden?"

„Ach, Ew. Excellenz, was wollt' ich nicht. Seit 48 Stunden, daß die Oestreicher über's Schweidnitzer Wasser gekommen, ist's in meinem Hause so voll gewesen, daß kein Apfel zur Erde mochte. Da han se mich angeschrigt (angetrieben), ich konnt's kaum schaffe (ausrichten), da hatten sie so viel Geschläter (Gesindel) um sich, de han mich nu recht gekrängelt (gequält), fast han se mich rein ausgeplündert."

„Das thut mir sehr leid! Kamen auch Generale in euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt's mir doch!"

„I nu, so gerne, Ew. Excellenz, sinder (seit) gestern Mittag hab' ich den Prinzen Karl in meiner Stube und seine Adjutanten mitsammen haußen im Hause gehabt. Da war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten und hundert wurden wieder weggeschickt und so fürzelten (gingen) se aus und ein de ganze Nacht. Wie bald einer weg war, kamen zehn andere wieder. Ich mußt inde (immer) Feuer in der Küche halten und de vielen Offiziers drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da paperten (plauderten) se nu hin und her. Einer sagte, da käme nu unse König mit seiner potsdamschen Wachtparade. Ein Anderer sagte: O ach, se trauen sich holter nicht zu kommen! Se laafen, lassen wir se

holter laafen! —— Aber das freut mich, daß se unse König diesen Nachmittag vor ihr thälisch Fingeln (thörichtes Spotten) so brav bezahlt hat!"

„Wann seid ihr denn euern hohen Gast losgeworden?"

„I nu, so gerne, Ew. Excellenz, heut' Vormittag ungefähr neun setzte sich der Prinz zu Pferde und schon heut' Nachmittag so um drei kam er hier mit anem großen Schwarm Offiziers wieder zurück und ümmer im starken Trabe vorbei nach Lissa. Da waren se so trötzerlich (trotzig) gekumme, und nu ging's ärschlich (rückwärts) den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt ich gleich Unrath und nach ihm dauerte der Zug ümmer so breit der Damm war bis vor ungefähr ane gute Stunde, da hat es denn am Ende. Nichts war in Ordnung, Reuter und Musketier, das Alles lief durcheinander. Unse König muß so jämmerlich gehuscht han! Aber unse Herre Gott steht dem kleinen Haufen bei und das han se nu vor ihren Hochmuth und ihre Lästerungen, denn, Ew. Excellenz, die östreichischen Offiziers sagten ooch: Unse König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen und wären so von sammen gegangen, was ich doch nümmer und in Ewigkeit glauben kann."

Der König wollte der Unterredung eine andere Wendung geben und versetzte: „Ihr habt Recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben."

Der Krätschmer rief erschrocken aus: „Mein Gott, so sind Se wohl gar unse gnädigste König, und ich bitte ja recht schön um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das sich nicht schickte!"

„Das habt ihr nicht. Ihr seid ein ehrlicher Mann und wahrscheinlich evangelisch."

„Joa, Joa, Ew. Majestät, ich bin von Ihrem Glauben."

Unter diesem Gespräche, wobei sich Jeder im Finstern so viel als möglich mit der größten Stille näherte, um von der treuherzigen Erzählung des Krätschmers kein Wort zu verlieren, war der Zug bis auf dreihundert Schritt an Lissa gekommen. Plötzlich fielen an 60 Schüsse. Sie waren vorzüglich auf die Laterne gerichtet. Sogleich sprengte man links und rechts durch die Weiden auf die Wiesen und rief: Licht aus! — Der König sprach: „Aber, lieber Ziethen, dies hätte uns unmöglich begegnen können, wenn die Husaren, wie ich befohlen, immer zweihundert Schritt vorgeritten wären!"

Diese hatten auch sich dicht vor und neben dem Könige gehalten und daher die feindlichen Soldaten gar nicht gewittert. Friedrich befahl nun, die beiden Grenadierbataillone vom äußersten Posten zu holen. An ihrer Spitze zog der König in Lissa ein. Alles war still. In den Häusern rechts und links sah man viel Licht. An der Brücke über das Schweidnitzer Wasser standen östreichische Colonnen, und als sie hörten, es wären Preußen im Städchen angekommen, fingen sie an zu feuern. Die preußischen Artilleristen schrien: „Zurück, zurück, wir werden schießen!" Alles sprengte und lief dicht an die Häuser. Man beschoß sich nun gegenseitig. Der König blieb ganz ruhig und sprach zu seinem Gefolge: „Meine Herren, folgen sie mir, ich weiß hier Bescheid." Sogleich ritt er nach dem Schlosse zu, welches hell erleuchtet war und von feindlichen Generalen und Offizieren wimmelte. Ohne Zagen trat er ein und sagte ruhig: „Guten Abend, meine Herren, Sie werden mich hier wohl nicht vermuthen? Kann man denn noch mit unterkommen?" — Die Feinde hätten den König leicht

mit seiner Begleitung gefangen nehmen können, aber ein ehrfurchtsvolles „Ah" war Alles, was sie vor Schreck zu erwiedern vermochten. Bald darauf kam die ganze preussische Armee und nahm die Oestreicher gefangen. Ziethen aber jagte mit den Husaren die übrigen Flüchtlinge bis nach Böhmen, nahm noch viele Tausende gefangen und erbeutete 3000 Wagen. Von 80,000 erreichten nur 17,000 Mann das böhmische Gebiet. Und da nun auch noch Breslau mit 16,000 Mann Feinde in des Königs Hände fiel, so war Schlesien bis auf Schweidnitz befreit, und Friedrich gab seinen Truppen die wohlverdienten Winterquartiere.

## 36. Das Jahr 1758.

Man hätte denken sollen, die Feinde wären recht bereitwillig gewesen, einen Frieden mit ihrem großen Gegner einzugehen, der ihnen so schwere und so große Niederlagen beigebracht hatte; aber je mehr Friedrich siegte, desto stärker wurde seiner Feinde Haß und Groll, und desto mehr strengten sie sich an, ihn zu vernichten. Sie dachten, er könne es doch auf die Länge der Zeit mit ihnen nicht aushalten, und so müsse er endlich, wenn auch nur aus Erschöpfung, unterliegen. Der König erkannte das Gefährliche, was für ihn in diesem Plane lag. Er schrieb in dieser Zeit an einen Freund: „Was sagen Sie von diesem Bündnisse gegen den Markgrafen von Brandenburg? Was würde der große Churfürst sagen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oestreichern, fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen handgemein sähe? Ich weiß nicht, ob ich Kräfte genug haben werde, zu widerstehen, und ob es eine Schande für mich wäre, zu weichen; wohl aber weiß ich, daß meine Feinde keine Ehre dabei haben werden, mich zu überwältigen." —

Dabei hielt es der König auch gar nicht für schimpflich, nach so manchen Siege zuerst die Friedenshand darzubieten. Aber alle seine Feinde stießen sie unwillig zurück und rüsteten sich dagegen auf's äußerste. Nun mußte sich Friedrich auch anstrengen, und er that es nach Vermögen. Seine Unterthanen lieferten Truppen und Kriegsbedürfnisse, Sachsen wurde mit furchtbarer Härte gezwungen, Geldsummen, Kleidungsstücke und Rekruten herbeizuschaffen. Und bald sollte dem Könige noch auf einem andern Punkte unerwartet Hülfe kommen. Bei dem englischen Volke hatte die Roßbacher Schlacht einen unbeschreiblichen Jubel erregt. Einstimmig beschloß man, einem solchen Verbündeten tapfer beizustehen. Man schickte 12,000 Mann Truppen, brachte die hannoversche Armee wieder in Stand, und, nachdem dazu Hessen, Braunschweiger und Gothaer gestoßen waren, ein Heer von 30,000 Mann zusammen. Dazu versprach man jährlich 8 Millionen Thaler Hülfsgelder und bat nun Friedrich um einen tüchtigen Anführer für das Heer.

Solche Unterstützung erfreute unsern königlichen Helden gar sehr. Aus den 4 Millionen Thaler ließ er aus Noth an 10 bis 12 Millionen schlechteres Geld schlagen, um nur seine Kriegsausgaben bestreiten zu können, und für jene 30,000 Mann sendete er einen General, der eben so viel werth war, als das Heer, den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Dieser mußte nun, wie der König, mit geringer Macht gegen Hunderttausend fechten, aber er vollführte es heldenmäßig. Mit Sturmes Gewalt erhob er sich, trieb die Franzosen ganz über den Rhein zurück und nahm ihnen an

11,000 Gefangene ab. Aber auch hinter dem Rheine sollten die Feinde nicht sicher sein. Ferdinand setzte mit seinen Schaaren über diesen deutschen Strom, griff die Franzosen am 23. Juni bei Crefeld an und schlug sie auf's Haupt. 7000 wurden gefangen. Und obgleich sie es nachher wieder versuchten, vorzudringen, so wußte doch Ferdinand ihnen so meisterlich zu begegnen, daß sie am Ende des Jahres jenseit des Rheins bleiben mußten, und der Herzog in Münster sein Hauptquartier nehmen konnte.

Während dieses Alles in den westphälischen Ländern vorging, hatte der König erst die Festung Schweidnitz in Schlesien erobert und dann seinen Marsch nach Mähren gerichtet, um die Stadt Olmütz zu belagern. Aber dies war ihm außerordentlich nachtheilig und obendrein eine ganz vergebliche Mühe. Denn ehe er jene Stadt einzunehmen vermochte, mußte er den Rückweg antreten, damit er den Russen Einhalt thue, die von Preußen aus vorgedrungen und bis nach Küstrin gekommen waren. Diese Stadt hatten sie nach einer schrecklichen Verwüstung eingenommen. Darum ließ Friedrich von den Oestreichern und ging auf die Russen los. Am 22. August vereinigte er sich mit der kleinen Armee, welche der General Lehwald, nachher Graf Dohna befehligte. Als der König diesen sauber gekleideten, aber bei Großjägerndorf geschlagenen Heerhaufen musterte, sagte er zu Dohnah: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt. Ich bringe welche mit, die sehen aus, wie Grasteufel, aber sie beißen." Friedrich traf am 25. August die Russen bei Zorndorf. 30,000 Mann Preußen gegen 80,000 Feinde. Morgens von neun Uhr an bis Abends 10 dauerte die fürchterliche Slacht, denn die Russen wichen nicht, sondern ließen sich lieber in Stücke hauen. Das wurde ihnen auch schrecklich durch den Reutergeneral Seidlitz bereitet. Dieser that mit der Kavallerie Wunder der Tapferkeit, und wo nur das Fußvolk wankte, da trieb er den Feind in die Flucht. Am Abende lagen 19,000 Russen, aber auch 11,000 Preußen auf dem Schlachtfelde. 103 Kanonen, 27 Fahnen und die feindliche Kriegskasse fielen den Siegern in die Hände. Als man dem Könige zum schönen Siege Glück wünschte, zeigte er gerührt auf Seidlitz und sagte: „Ohne diesen würde es garstig aussehen!" — Die Russen zogen sich nach Polen zurück und unternahmen in diesem Jahre nichts mehr.

Wenige Tage vor dieser Schlacht hatte der östreichische Obergeneral Daun an den russischen Befehlshaber geschrieben, er möge keine Schlacht gegen einen listigen Feind wagen, den er nicht kenne, sondern ihn lieber aufzuhalten suchen, damit die Oestreicher sich Sachsen's bemächtigen könnten. Dieser Brief fiel in Friedrichs Hände, und er erkannte den Plan seiner Feinde. Nach errungenem Siege schrieb er an Daun: „Sie hatten Recht, den russischen General zu warnen, daß er gegen einen listigen Feind, welchen Sie besser kennen, auf seiner Hut sein möchte; er hat Stand gehalten und ist geschlagen worden." Als Daun dies las, wäre er fast vor Schreck umgekommen, denn zugleich ertönte auch das Donnerwort: „Friedrich kommt!" Und wirklich war der rastlose Held mit seiner Schaar nicht mehr fern. Er eilte, was er nur konnte, um seinen Bruder Heinrich in Sachsen Hülfe zu bringen und dann die Oestreicher von Neiße wegzutreiben, welches sie hart belagerten. Daun zog sich erschrocken zurück und lagerte sich in einer sehr festen Stellung. Friedrich verachtete seinen Feind und vertraute zu viel auf die Langsamkeit der Oestreicher. Ihnen gleichsam zum Hohne schlug er sein Lager vor ihren Augen bei Hochkirch auf.

Seine Stellung war sehr unsicher. Alle Generale widerriethen, und Feldmarschall Keith sagte: „Wenn die Oestreicher uns hier in Ruhe lassen, so verdienen sie sammt und sonders gehängt zu werden.“ „„O,““ antwortete Friedrich, „„„wir müssen hoffen, daß sie sich vor uns mehr, als vor dem Galgen fürchten.““ Aber der östreichische General hatte schon seinen Plan gemacht. Ein Ueberfall sollte das preußische Heer vernichten.

Am Morgen des 14. Oktobers, um 5 Uhr, umzingelte Daun Hochkirch und die Preußen. Diese lagen in guter Ruhe, als mit einem Male der schrecklichste Kanonendonner sie weckte. Erschrocken sprangen sie auf und griffen zu den Waffen; in wilder Hast suchten sie sich zu sammeln; aber die Kartätschenkugeln der Feinde streckten Hunderte zu Boden. Die Verwirrung war fürchterlich. Ziethen und Seidlitz suchten mit der Reuterei noch etwas zu gewinnen, aber es war so finster, daß sie nicht übersehen konnten, wo ein Vortheil wahrzunehmen sei. Es blieb, als es hell wurde, nichts anders übrig, als ein Rückzug. Diesen bewerkstelligten die geschlagenen Preußen in so trefflicher Ordnung, daß Daun sie gar nicht verfolgte, sondern so ruhig in sein altes Lager zurückzog, als ob er gar nicht gesiegt habe. Aber über 9000 Mann, über 100 Kanonen, fast alle Zelte und alles Kriegsgeräth hatte das überfallene Heer verloren.

Der König stand gegen 11 Uhr des Morgens auf einem Hügel und sah mit Wehmuth sein zusammengeschmolzenes Heer vorüberziehen. Doch er wußte, daß Jeder auf ihn sah und aus seinem Blicke Trost zu schöpfen suchte. Darum zeigte er das heiterste Gesicht und scherzte mit den Soldaten. „Man hat uns nicht gut geweckt,“ rief er ihnen zu, „es ist ein glupscher Streich von Daun, aber wir wollen es ihm schon eintränken. Unsere Feinde trauen sich nicht, uns am Tage unter das Gesicht zu treten, darum kamen sie bei der Nacht.“ „„Das ist auch wahr,““ riefen die Krieger, „„„sie sind feige Memmen.““ „Deswegen laßt es nur gut sein,“ antwortete er lächelnd, „sie sollen keinen großen Segen davon haben.“ — Und wirklich, es geschah so.

Daun stand in seinem Lager ganz still auf der Lauer und dachte, der König werde jetzt Nichts unternehmen können. Doch dieser zog in aller Eile seinen Bruder Heinrich mit 7000 Mann aus Sachsen an sich, umging durch künstliche Märsche die Oestreicher, und stand in Schlesien, ehe es Jemand ahnete. Mit Blitzesschnelle vertrieb er die Feinde vor Neiße. Daun war außer sich vor Aerger über die Verschlagenheit seins Gegners, denn der ganze Ueberfall bei Hochkirch hatte ihm nicht den mindesten Vortheil gebracht. Um doch nun Etwas auszurichten, eilte er nach Sachsen die Stadt Dresden zu erobern. Der preußische Befehlshaber war aber ein unerschrockener Mann und antwortete auf die Aufforderung zur Uebergabe: „Ich werde mich von Straße zu Straße vertheidigen und unter die Trümmer des churfürstlichen Schlosses begraben.“ Da zog Daun eilend fort, denn er fürchtete des Königs Ankunft, und überwinterte in Böhmen.

So hatte Friederich wiederum alle seine Feinde zurückgedrängt und glorreich den Feldzug beendigt. Denn auch Belling hatte sich wacker mit den Schweden herumgetummelt und sie bis nach Stralsund und der Insel Rügen getrieben. Es war diesem Volke aber gar kein rechter Ernst mit dem Kriege, darum konnte eine kleine Schaar sie so in Athem halten.

## 37. Das Jahr 1759.

In den westphälischen Ländern fing der Krieg diesmal zuerst an. Die Franzosen hatten beschlossen, durch ihre Menge den tapfern Ferdinand zu bezwingen, und sendeten deshalb zwei starke Heere, von denen das eine bei Frankfurt a. M., das andere bei Düsseldorf über den Rhein gehen sollte. Der Herzog von Braunschweig wendete sich anfangs nach Frankfurt und warf sich in der Nähe dieser Stadt bei Bergen auf den Feind. Dieser hatte eine sehr feste Stellung bezogen und wies alle Angriffe zurück. Ferdinand wich, und die Franzosenheere drängten ihn so sehr, daß er ganz an der Weser herunter, bis nach Bremen hin, ziehen mußte. Das war für die Feinde ein Jubel ohne Gleichen, denn sie sahen Westphalen, Hessen, Braunschweig, Hannover als für ewige Zeiten erobert an, und es fehlte nicht viel, so wären von Paris aus schon Beamte gesendet worden, um die französische Regierung in diesen Landen einzuführen. Aber plötzlich brach der Herzog wieder auf und ging dem über Düsseldorf gekommenen Heere entgegen, welches sich bei Minden gelagert hatte.

Am 1. August kam es in der Ebene bei dieser Stadt zur Schlacht. Vor dem Dorfe Todtenhausen begann der Angriff. Der Graf Wilhelm von Bückeburg befehligte hier die preußische Artillerie. Die Feuerschlünde krachten entsetzlich und sprühten Tod und Verderben. Der Feind wich. Die Kavallerie wurde zurückgetrieben, und im Fußvolke entstanden Lücken und Unordnungen. Kaum gewahrte dies Ferdinand, als er dem englischen General Sackville befahl, mit seiner Reuterei einzuhauen. Aber dieser zögerte, wahrscheinlich aus Neid gegen den tapfern Herzog, und ließ den besten Augenblick vorbeigehen, sonst wäre das ganze Feindesheer verloren gewesen. Nun aber sammelte es sich noch und begann den Rückzug. 7000 Gefangene, 25 Kanonen und viele Fahnen waren der Sieger Beute. Die Franzosen wurden eben so eilig wieder fortgejagt, als sie gekommen waren, und mußten bei Frankfurt a. M. ihr Lager nehmen.

Friedrich erhielt die Nachricht von diesem schönen Siege, als er sich auch eben zu einem furchtbaren Kampfe bereitete. Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er in diesem Jahre nicht die Feinde angegriffen, sondern in einem festen Lager bei Landshut bis in die Mitte des Jahres ganz still abgewartet, was die Oestreicher und Russen gegen ihn unternehmen würden. Die hatten ihre Schaaren vollzählig gemacht und bereiteten sich zu einem großen Kampfe. Obschon Friedrich auch nicht unthätig gewesen war, so erreichte die Zahl seiner Haufen kaum die Hälfte der Feinde. Endlich erscholl die Nachricht von dem Anmarsch der Russen. In hellen Haufen kamen sie herangezogen und näherten sich den Grenzen der Mark Brandenburg. Um sie noch zu verstärken und vielleicht auch zu größeren Anstrengungen anzutreiben, suchte der tapfere östreichische General Laudon mit 20,000 Mann zu ihnen zu stoßen. Friedrich wollte dies vereiteln, und sendete zuerst den General Dohna dahin ab, um die Oestreicher zurückzuhalten. Dohna rückte vor, aber, wie Friedrich meinte, nicht rasch genug. Nun ergriff der König ein anderes Mittel. Er hatte unter seinen jüngeren Generalen einen Mann, der feurig und tapfer war, Namens Wedel. Diesem gab er eine unumschränkte Vollmacht, welche lautete: „So lange sein Kommando dauert, stellt er meine Person vollkommen vor, und so muß ihm auch gehorcht werden. Wo er die Feinde findet, soll er sie angreifen und schlagen.“ Aber der Erfolg war sehr unglücklich. Wedel kannte we-

der seine Truppen, noch ihre Stärke und Schwäche, noch seinen Feind, noch die Gegend. Doch gieg er den Russen entgegen und traf sie bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau. Die Russen hatten eine vortreffliche Stellung, die Preußen waren durch Moräste eingeengt. Ohne Ueberlegung griff Wedel an. Vier Stunden währte die Schlacht. Die Preußen wurden geschlagen und verloren 5000 Mann. Am 3. August stießen Oestreicher und Russen zusammen. An 70,000 Mann stark rückten sie an die Oder vor, und der König mußte jetzt selbst hineilen, damit er seine Hauptstadt rette, denn dahin stand dem Feinde der Weg offen. Bevor er abreisete, ließ er den Prinzen Heinrich holen, übergab ihm sein Testament, bestellte ihn zum Verwalter des Reichs, falls ihm etwas Menschliches überkäme, wie er sagte, und nahm seinem Bruder das Versprechen ab, nach seinem Tode in keinen schimpflichen Frieden zu willigen. Es war, als ahne ihm das nahe Unglück. Am 11. August traf er die feindlichen Schaaren bei Kunersdorf, 12 Meilen von Berlin, verschanzt, um sich her eine furchtbare Menge Kanonen, welche demjenigen Untergang zu drohen schienen, der sich nahe. Friedrich beschloß dennoch am 12. August den Angriff. Erfreut durch den Sieg bei Minden, wollte er eine gleich schöne Botschaft seinem treuen Herzoge Ferdinand senden, und daher gebot er auch dem Ueberbringer der Nachricht, einige Tage zu verweilen. Gegen Mittag begann der Kampf. Anfangs ging es sehr glücklich. Die Preußen achteten nicht der Feuerschlünde, welche gegen sie wütheten und Haufen ihrer Kameraden niederschmetterten; sie erstiegen Batterie nach Batterie, warfen den linken russischen Flügel und nahmen an 70 Kanonen. Der Tag fing schon an, sich zu neigen, und die erfahrensten Generale riethen dem Könige, seiner ermatteten Soldaten zu schonen, denn der Feind ziehe sich von selbst zurück. Friedrich aber widerstritt, der errungene Vortheil war ihm nicht genug, er wollte den Feind vernichten. Seidlitz erhielt Befehl, mit der Reuterei einzuhauen. Vergeblich stellte dieser vor, er halte Laudon und den rechten russischen Flügel ab; vergeblich meldete er, die Wiesen vor ihm seien nur scheinbar fest; wenn er mit seinen Rossen darüber hintrabe, müsse der sumpfige Boden Mann und Pferd hinunterziehen. Ein erneuerter Befehl Friedrich's — Seidlitz gehorchte, und seine trübe Weissagung wurde erfüllt. Die Reuterei steckte in den Sümpfen, und Seidlitz ward schwer verwundet vom Leichenfelde getragen, während Laudon mit Oestreichern und Russen wüthend losbrach, und der linke russische Flügel alle die hartnäckige Unbiegsamkeit offenbarte, welche in diesem starken Volke liegt. Schrecken und Verwirrung kamen über die erschöpften Preußen. Alles floh in der unnennbarsten Unordnung, und das preußische Heer schien nicht nur geschlagen, sondern rein zertrümmert. Die Schlacht war unrettbar verloren, und die Sieger überschwemmten nachhauend das Feld.

Der König hatte, sobald er das schaurige Wechselringen der Schlacht wahrnahm, sich dem heftigsten Kartätschenfeuer ausgesetzt, um seine wankenden Krieger zu ordnen. Man bat ihn, sich aus der Gefahr wegzubegeben. „Nein" sprach er, „wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen." Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, fuhr ihm eine Kugel durch das Kleid und zerschmetterte eine goldene Dose in der Westentasche. Keine Anstrengung half ihm; die Krieger flohen, jeder suchte sein Leben zu retten. Vor seinen

Augen blieben nicht nur alle eroberten russischen Kanonen, sondern auch noch 165 preußische stehen. In Verzweiflung rief er: „Kann mich keine verwünschte Kugel treffen?" — Besinnungslos hielt er ganz still auf dem blutbedeckten Schlachtfelde. Schon sprengten Russen und Oestreicher heran, — Friedrich wäre gefangen worden, da sammelte der Rittmeister Prittwitz einen Haufen Husaren, hieb wüthend die Feinde zurück und führte den König mit Gewalt aus dem Getümmel. „Prittwitz, ich bin verloren!" rief der bedrängte Monarch, und auf dem Rücken des treuen Dieners schrieb er an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Rettet die Königinn, die königliche Familie und Alles, was ihr könnt, nach Magdeburg." Und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer." — Das war der schrecklichste Tag in Friedrich's Leben.

Am Abend konnte der König nur 5000 Mann zusammenbringen. 26,000 waren todt, verwundet oder gefangen, die übrigen versprengt. Auch die Russen hatten fürchterlich gelitten. „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte," rief ihr Obergeneral, „so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht nach Petersburg bringen müssen." Friedrich ermannte sich indeß bald, denn immer zeigte sich der König dann am größesten und heldenmüthigsten, wenn es ihm schlecht ging. *Große Gemüther stärken sich am schnellsten, wenn das Maß des Elends voll zu sein scheint.* So auch unser Held. In Eile ließ er Geschütz von Berlin und Küstrin kommen, zog nach und nach die Flüchtigen und einige Truppenabtheilungen heran und hatte bald wieder 18,000 Mann um sich. Um nun aber auch seinen Offizieren Muth einzuflößen, ließ er jenen Ueberbringer der Siegesnachricht aus Westphalen kommen, trat mit ihm in den Kreis seiner Krieger und sagte laut: „Er hat gesehen, wie es hier hergegangen. Eile er zurück, und wenn er in Berlin und Magdeburg noch keine Feinde findet, so sage er dem Herzog, daß noch nicht viel verloren ist." — Diese Worte schienen im ersten Augenblicke lächerlich, denn wer wollte die Russen aufhalten, damit sie sich nicht des ganzen Landes bemächtigten? — Von Paris aus schrieb man schon an das russische Heer: „Jetzt muß man den König von Preußen völlig zu Grunde richten, Berlin und die ganze Mark Brandenburg plündern." — Und doch hatte Friedrich prophetische Worte gesprochen. Denn als Daun bat und flehte, die Russen möchten rasch vordringen, schrieb der Obergeneral ganz trocken an ihn zurück: „In diesem Jahre habe ich genug gethan. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, welche Rußland 27,000 Mann kosten. Um mich wieder in Thätigkeit zu setzen, warte ich ab, bis auch Sie zwei Siege erfochten haben werden. Es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserinn Alles allein thun sollen." — Das rettete unsern geängstigten König. Die Russen blieben still bei Frankfurt stehen, und als sie sich endlich langsam vorwärts bewegten, aber keine Magazine fanden, zogen sie sich am Ende Oktober nach Polen zurück, und so war das Vaterland von diesem schweren Feinde befreit.

Der Feldmarschall Daun war dagegen von dem Prinzen Heinrich in Sachsen meisterlich festgehalten worden. Heinrich war ein großer Feldherr, von dem Friedrich selbst sagte: „Er ist der einzige General, der während des ganzen Krieges keinen Fehler gemacht hat." Dabei besaß dieser Prinz

Menschenfreundlichkeit und Güte, die er gegen Freund und Feind äußerte. Noch nach vielen Jahren erzählten die Sachsen mit Rührung, wie dieser edle Hohenzoller im Jahre 1759 eines Tages zur Erntezeit den Bauern eines sächsischen Dorfes mit seinen eigenen Pferden das Getreide einfahren helfen ließ, als ein plötzliches Unwetter die armen Leute bei ihrer Arbeit zu überfallen drohte. — Durch die künstlichsten und schnellsten Märsche hatte der Prinz den vorsichtigen Daun hin- und hergezogen, ihn plötzlich umgangen und eine Menge Magazine zerstört, aus welchen 50,000 Soldaten ein halbes Jahr lang hätten unterhalten werden können. Die Noth, welche dadurch im östreichischen Lager entstand, zwang Daun zurückzugehen, und die Mark Brandenburg war gerettet. Nur ein Verlust war unabwendbar: Dresden ging verloren. Friedrich hatte gleich nach der Kunersdorfer Schlacht dem hart belagerten Kommandanten dieser Hauptstadt geschrieben, er möge nur die 7 Millionen Kriegskassengelder retten, denn Hülfe könne ihm nicht werden. Nachher hatte sich der König eines Bessern besonnen, aber nun war es zu spät. Zornig zog Friedrich nach Sachsen, um Dresden wieder zu gewinnen und Daun zu verjagen. Vergebens bat der Prinz Heinrich um Mäßigung und Schonung der Truppen in der winterlichen Jahreszeit; der König wollte nicht hören. Er schickte den General Fink mit 15,000 Mann in den Rücken des Feindes, damit er diesen mit Gewalt zum Rückzuge zwinge. Alle Generale weissagten ein Unglück, und es geschah. Kaum war Fink mit seinem Häuflein bei Maxen angekommen, so griffen die Oestreicher von allen Seiten an. Die tapferste Gegenwehr war vergebens, und 11,000 Preußen mußten sich ergeben. Ein ganz unerhörter Fall im preußischen Heere! Das war der Schluß dieses für Friedrich so unglücklichen Jahres.

## 38. Das Jahr 1760.

Mit so schwerem Herzen hatte Friedrich noch keinen Feldzug angefangen, als diesmal. Und auch dies Jahr sollte im Anfange nichts als Unglück und Verluste über ihn bringen. In Schlesien überfiel der östreichische General Laudon mit einer dreimal stärkern Armee den General Fouquet und seine 8000 Mann. Fouquet wehrte sich, wie ein Löwe, aber schwer verwundet stürzte er unter sein Pferd und wurde nur mit Mühe von dem treuen Reitknechte gerettet. Von seinen Soldaten entkam bloß die Reuterei. Friedrich gedachte indeß, Dresden wegzunehmen, und belagerte diese Stadt sehr hart. Der östreichische Befehlshaber wußte aber alle Pläne zu vereiteln und vertheidigte sich heldenmüthig.

Der König wollte vor Unmuth vergehen. Er ließ seinen Zorn oft an den besten Generalen aus und war nicht selten sehr ungerecht. Einem Regimente, dem er Feigheit vorwarf, wurden die Tressen von der Uniform geschnitten, und die Säbel und sonstigen Ehrenzeichen abgenommen. Und um das Uebel nun ganz zu vollenden, traf plötzlich die Nachricht ein, daß der General Laudon in Einem Tage die sehr wichtige Festung Glatz weggenommen habe. Wider Erwarten antwortete Friedrich ganz ruhig: „Sei's! Im Frieden werden sie es uns schon wieder geben. Wir müssen nach Schlesien, um nicht Alles zu verlieren." — Rasch brach er auf. Neben ihm zog auf der einen Seite Daun, auf der andern der östreichische General Lascy. Beim ersten Anblick hätte man alle drei Heere für eins halten

sollen, so nahe zogen sie neben einander hin. Die leichten Truppen waren unaufhörlich im Handgemenge, kein Tag verging ohne Hauen und Stechen. So gelangte man bis Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn nun kam ihm auch Laudon entgegen, und die feindlichen Heere schlossen ihn völlig ein. Die östreichischen Generale glaubten diesmal zuverlässig, der König sei verloren, er sammt seinem Häuflein könne der Gefangenschaft nicht entrinnen. „Der Sack ist aufgemacht," riefen sie spöttelnd, „in welchen wir die ganze preußische Armee auffangen wollen. Wir brauchen ihn nur zuzuschnüren." Friedrich erfuhr diese Großsprecherei, und lachend erwiederte er: „Sie haben eben nicht Unrecht; aber ich denke ein Loch in den Sack zu machen, das sie wahrlich nicht wieder sollen zunähen können."

Wider seine Gewohnheit beschloß Daun eine Feldschlacht, und der 15. August sollte der Vernichtungstag des preußischen Königs, vielleicht des ganzen Landes sein. Um recht sicher zu gehen, wollte man einen Ueberfall, gleich dem bei Hochkirch, des Morgens in aller Frühe ausführen. Zum Glück erfuhr dies der König, und gleich war sein Entschluß gefaßt. In der Nacht zog sich das preußische Heer still aus seinem Lager und besetzte die Anhöhen. Bauern aus der Umgegend schürten die Wachtfeuer recht brav an, damit die Oestreicher glauben sollten, die Preußen wären ganz ruhig in ihrer alten Stellung.

Friedrich ordnete sein Heer zur Schlacht. Lautlos standen die Regimenter, das Fußvolk die Gewehre im Arm, die Reuterei den blanken Säbel in der kräftigen Faust, und erwarteten den Feind. Die Generale Ziethen und Seidlitz hatten sich an ein Wachtfeuer gelegt und schliefen. Friedrich saß nachdenkend auf einer Trommel und überdachte den Schlachtplan; endlich legte er sich zu seinen Getreuen. Auf einmal kam um 2 Uhr Morgens ein Major herangesprengt und rief laut: „Wo ist der König?" Dieser sprang eilend auf und fragte: „„Was ist?"" — „Der Feind ist da, keine 400 Schritt mehr entfernt," war die Antwort. Alles war im Nu in Bewegung. Die Regimenter standen in zwei Minuten in Ordnung, die Kavallerie sprengte in Schlachtordnung heran, die Kanonen brüllten, und zehn Minuten nachher war die blutige Schlacht im Gange. Da sah man recht den waltenden Geist des königlichen Helden. Der General Laudon, welcher die Oestreicher befehligte, merkte gleich zu seinem Erstaunen, daß er eine starke Macht vor sich habe, obschon er es sich nicht erklären konnte, denn er glaubte, die Preußen ganz ruhig in ihrem Lager zu treffen. Inzwischen zagte er nicht. Er ließ tapfer angreifen, aber noch tapferer stritten die Preußen. Und als die Sonne mit ihren Strahlen das blutige Schauspiel beleuchtete, war die viersündige Schlacht schon entschieden. Die Oestreicher waren geschlagen und verloren 10,000 Mann, 23 Fahnen und 82 Kanonen. Das war die Liegnitzer Schlacht.

Drei Stunden gab Friedrich seinen tapferen Schaaren Erholung und freute sich des Muthes, welchen der errungene Sieg den Kriegern einhauchte. Er lobte ihre Tapferkeit und versprach ihnen Belohnung. Als er zu jenem Regimente kam, welches vor Dresden seine Ehrenzeichen verloren, aber in diesem Treffen unglaubliche Tapferkeit bewiesen hatte, traten einige graue Krieger vor und baten ihren geliebten Helden um Wiederverleihung seiner Gnade. „Ja, Kinder," sagte der gerührte Monarch, „ihr habt eure Sachen gut gemacht, ich danke euch, ihr sollt Alles wieder haben. Es ist

Alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag vergesse ich euch nicht." — Ein Jubelgeschrei des Heeres war die Antwort. Darauf sammelte man sorgfältig jegliches Kriegsgeräthe vom Schlachtfelde auf, nahm die Gefangenen und die Kanonen in die Mitte und machte denselben Tag noch drei Meilen. Schlesien war größtentheils gerettet.

In desto größerer Gefahr war aber die Mark. 48,000 Oestreicher und Russen hatten sich aufgemacht, Berlin zu nehmen. Sie rückten vor diese Stadt, und da die schwache Besatzung einer solchen Armee keinen Widerstand leisten konnte, so ergab sich die Residenz am 4. Oktober dem russischen General Tottleben. Dieser war ein sehr edler, menschenfreundlicher Mann und suchte möglichst allen Grausamkeiten zu steuern. Wirklich benahmen sich die Russen sehr milde, Oestreicher und Sachsen aber wüteten in Charlottenburg und in der Umgegend grausam. Acht Tage währete die Freude, da hieß es mit einem Male: „Der König kommt!" und die Feinde erschraken. Sie ließen sich noch starke Geldsummen bezahlen und machten sich dann sehr eilig fort. Es war auch Zeit, denn der Rächer saß ihnen schon auf der Ferse und würde ihnen übel bezahlt haben. Als der König hörte, daß schon sein Anmarsch Hülfe und Rettung gebracht hatte, lachte er herzlich und wendete sich nun nach Sachsen, wo Daun bei Torgau sich mit dem Hauptheere furchtbar verschanzt hatte. Friedrich war in einer mißlichen Lage. Die Russen standen an der Oder und drohten mit einem Einbruche in die Mark, Daun stand in einer fast unangreifbaren Verschanzung und hielt Sachsen größtentheils besetzt. Ließ er ihn unangetastet, so mußte er in seinem eigenen Lande überwintern, griff er an und wurde geschlagen, so war er verloren. Einige Augenblicke schwankte der bedrängte Held. Er berief seine Generale am 3. November früh Morgens zusammen, um ihre Meinung zu hören. Ziethen hatte sich etwas verspätet, endlich kam er eifrig gejagt. Friedrich eilte auf ihn zu und sagte: „Komm er, mein lieber Ziethen, ich habe voll Schmerzen auf ihn gewartet, denn heute scheint's ein wichtiger Tag werden zu wollen. Entweder ich siege, oder ich wandre aus, denn meine Lage ist sehr mißlich." — „„Ei was,"" rief der fromme Ziethen, „„Sie müssen nicht an der Hülfe Gottes zweifeln. Er hat uns so oft beigestanden, er wird es auch heute thun. Ihre Soldaten sind voll Muth, also nur auf Gott vertraut."" — Diese Worte stärkten den König sichtlich, die Befehle zur Schlacht wurden gegeben, und der Kampf begann.

Das preußische Heer war in zwei Haufen getheilt. Den einen führte der König selbst, mit dem andern sollte Ziethen den verschanzten Feind umgehen und ihm in den Rücken fallen. An der Spitze von 5500 tapfern Grenadieren rückte Friedrich gegen Daun's Schanzen, die mit zweihundert Kanonen bespickt waren. Ein gräßliches Krachen empfing die Braven, der Donner des Geschützes war so stark, daß viele auf der Stelle taub wurden. Friedrich selbst sagte zu seinen Begleitern: „Welch eine entsetzliche Kanonade!" — Ihre Wirkung war fürchterlich. In wenigen Minuten lagen die Grenadiere fast alle todt niedergeschmettert. Es rückten frische Regimenter ein, die Kavallerie versuchte einzubrechen, Alles vergebens. Es war den feuersprühenden Schlünden nicht beizukommen. Mit großer Kaltblütigkeit ordnete Friedrich immer seine Schaaren auf's neue, freundlich ermuthigend sprach er zu den Soldaten: „Wartet nur noch ein wenig, sie werden dort oben bald ausgetobt haben, dann wollen wir anfangen!" —

aber auch die größte Tapferkeit der Preußen konnte Nichts ausrichten. Es wurde schon dunkel, und unbeweglich standen noch die Feinde. Dem Könige selbst hatte eine Kugel die Haut auf der Brust hart geritzt. Die Verwirrung wurde immer größer. Schon zweifelte Friedrich am Gelingen, und Daun jubelte über den Sieg, als bald die Sache eine andere Wendung nahm.

Ziethen hatte vieler Hindernisse wegen nicht vor Abend an seinen Platz kommen können. Endlich erreichte er das Ziel, und nun rückte er im Sturmschritt gegen die Höhen. Im ersten Anrennen eroberte er eine Batterie, seine Soldaten zogen mit den Händen ihre Kanonen auf die feindlichen Hügel, unter Trommelschlag und Kanonendonner ging es gegen den Feind. Dieser erschrak heftig und wendete Alles an, die Preußen aus den Schanzen zu vertreiben. Vergebliche Mühe. Ziethen drang unaufhaltsam vor, die Oestreicher wichen, ihr General Daun wurde schwer verwundet vom Schlachtfelde getragen — der Sieg war errungen.

Friedrich, der von diesem Allen Nichts wußte, war indeß vom Schlachtfelde nach dem nahen Dorfe Elsnig geritten, und da alle Häuser mit Verwundeten angefüllt waren, in die Kirche gegangen. Hier setzte er sich auf die untersten Stufen vor dem Altare und schrieb bei einer Lampe Befehle zum Angriffe auf den folgenden Tag. Kaum tagte es, so setzte er sich zu Pferde und ritt zum Dorfe hinaus. Da sah er Reuter auf sich zukommen. Es war Ziethen, der im Tone eines berichterstattenden Offiziers zum Könige sagte: „Der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück!“ Nun stürzten beide von den Pferden, Friedrich lag in Ziethen's Armen, und dieser weinte laut. Dann sprengte er zu den Kriegern zurück und rief: „Soldaten, unser König hat die Schlacht gewonnen. Es lebe unser großer König!“ Alle antworteten: „„Ja, ja, unser König Fritz soll leben! Und unser Vater Ziethen auch!““

Daun hatte 20,000 Mann, 55 Kanonen und 27 Fahnen verloren. Sachsen war wieder größtentheils in Friedrich's Händen, die Russen zogen nach Polen, die Schweden in den äußersten Winkel von Pommern. Der König nahm seine Winterquartiere zu Leipzig.

---

## 39. Die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges.

Immer näher schien der Zeitpunkt zu kommen, wo die Feinde des Königs ihren Plan erreichen würden, durch Erschöpfung den Helden zu überwältigen. Und es sah im Jahre 1761 ganz darnach aus. 72,000 Oestreicher unter dem General Laudon vereinigten sich im August mit dem russischen Heere, so daß 130,000 Streiter gegen 50,000 Mann Preußen standen. Eine so große Feindesmasse war noch nie vereinigt gegen den König aufgetreten. Er mußte daher nur auf Abwehrung denken. Bei Bunzelwitz, unweit Schweidnitz, verschanzte er seine Krieger so trefflich, daß das Lager einer Festung glich. Jede Nacht waren alle Anführer und Soldaten munter und standen zum Kampfe fertig, am Tage schliefen sie abwechselnd. Der König theilte Gefahr und Mühe mit seinen braven Truppen. „Nehmt ein Bund Stroh mit,“ sagte er einstmals, da er wie gewöhnlich in die Schanzen ritt, „damit ich nicht, wie die vorigen Nächte, auf der Erde liege.“ — Drei Wochen mußte er in dieser Lage aushalten, denn um sein Lager hatte sich die furchtbare Feindesmasse aus-

gebreitet und hielt ihn eng eingeschlossen. Hätte Laudon allein den Oberbefehl gehabt, Friedrich wäre hier erlegen; aber nun befehligte der russische Feldmarschall Butturlin die größte Masse, und der war dem Laudon immer entgegen. Wollte dieser stürmen, so weigerte sich jener, wollte dieser dies und jenes ausführen, so befahl jener das Gegentheil. Dies rettete Friedrich. Er wußte es leider nur nicht, wie wenig er bei solchem Zwiespalte von so vielen Feinden zu fürchten habe. Sein Kummer wurde immer größer, und oft eilte er zu der kleinen Hütte des alten Ziethen, um bei demselben Trost zu finden. Denn dieser treue General behauptete gegen des Königs Ausruf: „Es kann nicht gehen, es wird nicht gehen!" immerwährend: „„Alles wird noch ein gutes Ende nehmen."" Einst sagte Ziethen dies so zuversichtlich, daß der König rasch fragte: „Hat er sich denn etwa einen neuen Verbündeten angeschafft?" „„Nein,"" versetzte der General, „„aber der Himmel da oben, der verläßt uns nicht."" „Ach," seufzte der Monarch, „der thut keine Wunder mehr." „„Deren braucht es auch nicht,"" erwiederte der fromme Held, „„er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken."" Und wie Recht hatte der gute Ziethen gehabt, wie wahr wurde erfüllt, was Salomo sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen." — Denn nachdem die Belagerung drei Wochen gewährt hatte, brach das russische Heer plötzlich auf und zog davon. Es hatte ihm an Lebensmitteln gefehlt, und da diese nun in Schlesien nicht geschafft werden konnten, so eilten die Russen nach Polen. Jetzt ging Friedrich froh aus seinem Gefängnisse, denn nimmer hatte er gedacht, so glücklich aus diesem Spiele zu kommen. Und wäre nicht noch fast am Schlusse des Jahres die Festung Schweidnitz den Oestreichern, und die Festung Kolberg den Russen in die Hände gefallen, so hätte er diesen Feldzug ohne Verluste beendigt. Aber er sollte unerwartet aus aller Noth erlöset werden. Denn während er aus dem alten Jahr mit Angst und Schrecken in das neue trat, da leuchtete ihm alsbald ein Glücksstern, der Trost und Rettung brachte. Am 5. Januar **1762** starb die Kaiserinn Elisabeth von Rußland, und an ihrer Statt bestieg Peter **III.** den Thron. Dieser Fürst war ein großer Verehrer unsers heldenmüthigen Friedrich's und schon lange sehr unmuthig darüber gewesen, daß Rußland gegen Preußen kämpfte, um einen Helden niederzudrücken, den er grenzenlos verehrte. Kaum hatte er die Zügel der Regierung ergriffen, als er seinem Heere befahl, sich aus den Staaten Friedrich's zurückzuziehen, alle preußischen Gefangenen ohne Weiteres loszugeben und seine großen Magazine in Pommern den dortigen Einwohnern unentgeltlich zu überlassen. Darauf schloß er am 5. Mai mit dem Könige nicht nur Frieden, sondern auch gleich ein Bündniß und ließ seinen General Czernitschef mit **20,000** Mann zur preußischen Armee stoßen.

Auch Schweden, des Krieges müde, bat um Frieden. Friedrich scherzte mit den Gesandten, welche ihm den Antrag machten, und sagte: „Ich weiß von keinem Kriege mit den Schweden; zwar habe ich wohl von Händeln gehört, die mein General Belling mit diesem Volke gehabt hat, aber ich denke, der soll sich schon wieder besänftigen lassen." — Den **22.** Mai kam mit diesem Feinde der Frieden zu Stande.

Das war ein Wechsel des Glücks, eine Hülfe des Himmels! Aus vielen Drangsalen war Friedrich erlöset, welch eine Kraft konnte er nun seinen noch übrig gebliebenen Feinden entgegensetzen! Er säumte auch

nicht lange. Eilig zog er mit seinem neuen Verbündeten nach Schlesien gegen die Oestreicher. Daun wich bestürzt zurück und verschanzte sich auf den Anhöhen von Burkersdorf. Friedrich beschloß den Angriff. Schon war der Tag dazu bestimmt, als ein ganz unerwartetes Ereigniß ihn leicht in all' das Elend hätte zurückwerfen können, aus welchem er sich so eben errettet sah. Der Kaiser Peter von Rußland war nach einer sechsmonatlichen Regierung entthront, wenige Tage darauf gestorben, und seine Gemahlinn Katharina zur Regentinn des Reichs ausgerufen. Es war ein Glück für Friedrich, daß er in seinen Briefen an Peter immer denselben um Vorsicht in den Anordnungen und um gute Behandlung der Kaiserinn Katharina gebeten hatte. Diese wurde durch eine so edle Gesinnung gerührt und bestätigte jenen mit Preußen geschlossenen Frieden vollkommen, nur wollte sie nicht weiter mit dem Kampfe zu thun haben und berief ihre Truppen zurück. — Im ersten Augenblicke war Friedrich bei dieser Nachricht außer sich. Aber bald faßte er einen Entschluß. Er beredete den General Czernitschef, noch drei Tage den Befehl zum Rückmarsche geheim zu halten und während der Schlacht zum Schein mit seinen Russen herauszurücken. Aus Liebe zum Könige willigte der General ein, ob es ihm schon leicht hätte den Kopf kosten können. Nun griff Friedrich die Feinde bei Burkersdorf an. Still und unbeweglich standen die Russen, aber Daun, der den Plan nicht kannte, schickte ein starkes Heer gegen sie und erleichterte dadurch dem Könige den Kampf. Ein völliger Sieg wurde errungen. Am Tage nach der Schlacht zogen die Russen in die Heimath. Bald darauf nahm Friedrich die Festung Schweidnitz wieder ein, und der Prinz Heinrich schlug am 29. Oktober in einem blutigen Kampfe die Feinde bei Freiberg in Sachsen auf's Haupt. Das war die letzte Schlacht im siebenjährigen Kriege.

Der Herzog von Braunschweig hatte in den letzten Jahren mit vielem Ruhme gegen die Franzosen gefochten. Sie drängten ihn durch ihre Uebermacht zwar oft zurück, aber der Held erhob sich immer wieder und entriß den Feinden das, was sie schon als sichere Beute zu haben meinten. Bei Villinghausen, bei Wilhelmsthal und zuletzt bei Lutternberg hatte er schöne Siege erkämpft. Am 1. Nov. 1762 nahm er Kassel wieder in Besitz und machte sich schon bereit, die Feinde im Winter über den Rhein zu treiben, — da erscholl von Paris das Wort Frieden. Am 10. Februar 1763 wurde dieser zwischen Frankreich, England und Preußen unterzeichnet.

Auch Maria Theresia und der Churfürst von Sachsen erkannten, daß sie nimmer ihrem tapfern Gegner das schöne Schlesien würden abnehmen, noch weniger denselben zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigen können, — sie boten die Friedenshand dar. Auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg kamen die Gesandten zusammen. Friedrich sandte seinen Minister von Herzberg, und dieser schloß am 15. Februar 1763 den Frieden, wie sein König den Krieg geführt, Einer gegen Viele. Preußen behielt Schlesien und Glatz und verlor auch nicht einen Fuß breit von seinen Besitzungen.

Der sieggekrönte Fürst kehrte zur Freude seiner Unterthanen jetzt in seine Staaten zurück. Die Berliner wollten ihn bei seiner Heimkehr sehr festlich empfangen, aber er, der den Prunk nicht liebte, traf erst am 30. März spät in seiner Hauptstadt ein. Nicht lange nachher eilte er nach Charlottenburg. Hierher beschied er seine Sänger und Musiker und befahl,

zu einer gewissen Stunde das Loblied: „Herr Gott! dich loben wir," in der Schloßkirche aufzuführen. Man gehorchte und glaubte, es werde der ganze Hofstaat erscheinen. Aber siehe, der König kommt ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Und als nun mit durchdringender Kraft das hohe Loblied ertönt, da sinkt der große Fürst auf die Kniee, Thränen rollen ihm über die Wangen, und er bringt dem Ewigen seinen stillen Dank für die überschwengliche Hülfe und Gnade in dem großen schweren Kampfe, welcher nun so glücklich beendigt war. Kein Auge in der Kirche blieb trocken, und Jeder betete still: Bis hierher, o gnädiger Gott, hast du unserm Fürsten geholfen, hilf ihm auch fernerhin!

---

## 40. Die erste Theilung Polens. Der baierschr Erbfolgekrieg. Der deutsche Fürstenbund.

So war also nun der große schwere Kampf beendet, durch welchen Preußen vernichtet werden sollte. Er hatte vielen Tausenden das Leben gekostet, Blut in Strömen fließen lassen und ungeheure Geldsummen verschlungen. Oestreich mußte dazu über 150, Frankreich an 200, Sachsen 70 und unser König 125 Millionen Thaler verwenden. Welche Anstrengungen! Welche Opfer! Und sie alle, was brachten sie den Staaten? Frankreich nur Schimpf und Schande, Sachsen Noth und Elend, Oestreich die Ueberzeugung, daß es nicht allein mehr in Deutschland das Herrscheramt führe, — und unserm Vaterlande? Es hatte noch den meisten Gewinn; zwar nicht in Erwerbung neuer Provinzen, denn es behielt nur, was es hatte, aber in dem Bewußtsein, daß in dem preußischen Staate eine Kraft liege, welche, wenn Fürst und Volk einig sei, so leicht keine Macht zu überwältigen vermöge. Preußen war in die Reihe der ersten Staaten Europa's getreten. Mit Staunen und mit Achtung sahen alle Fürsten auf den König und sein Reich hin, und der Name Preußen ertönte als etwas Ehrwürdiges in dem Munde der Alten und Jungen. Von dieser Zeit an hat unser Vaterland stets als Hauptmacht eine wichtige Stimme in allen Angelegenheiten geführt Friedrich galt zur damaligen Zeit als das Vorbild, weil sein Geist voranleuchtete. Man ahmte ihn in allen Stücken nach, man suchte seinen Beistand, man fragte ihn um Rath, man ließ ihn als Schiedsrichter, Vermittler und Beschützer auftreten. Dies beweisen die nachfolgenden Begebenheiten.

Die erste Theilung Polens. — Gleich nach dem siebenjährigen Kriege starb der König von Polen und Churfürst von Sachsen. Da er nur einen minderjährigen Enkel hinterließ, so mußten die Polen einen König aus einem andern Hause wählen. Statt dies aber in Eintracht zu thun, zankten sich die Parthelen in tollem Streite um die Wiederbesetzung des Thrones. Rußland's und Preußen's Einwirkung brachte es dahin, daß ein Edelmann, von Poniatowsky, die Krone von Polen erhielt. Die Gegner aber waren doch noch nicht ruhig und suchten auf alle Weise Unruhen und Gährungen hervorzubringen. Rußland und Preußen, welche seit 1764 freundschaftlich verbündet waren, sahen ein, daß sie mit bewaffneter Hand dazwischen treten müßten, wenn dem Wirrwarr ein Ende gemacht werden sollte. Man beschloß, nicht zu säumen. Die Russen drangen in Polen ein und verjagten die Empörer, welche sich in der Nähe der türkischen Grenze versammelt hatten. In der Hitze der Verfolgung setzten sie aber dem Feinde

bis auf das türkische Gebiet nach und steckten eine kleine Stadt in Brand. Diese That erregte bei'm türkischen Kaiser in Konstantinopel große Unzufriedenheit. Die flüchtigen Polen schürten dieselbe immer mehr an, so daß 1768 die Türkei den Russen den Krieg erklärte. Dem Könige von Preußen war dieser neue Kampf gar nicht lieb. Er hatte der russischen Kaiserinn Katharina versprochen, ihr Hülfe zu leisten, wenn sie mit einer Macht in Krieg verwickelt würde. Und da wurde er nun gleich bei'm Worte gehalten, obgleich seine erschöpfte Kasse noch sehr der Ruhe bedurfte. Was Friedrich daher nur thun konnte, um den Frieden zu vermitteln, das that er; allein es half ihm nichts. Die Russen gingen den Türken entgegen, schlugen sie zu Lande und zu Wasser und eroberten große Provinzen. Das war dem Könige noch weniger nach dem Sinne, weil er fürchtete, Rußland möchte gar zu mächtig werden. Dieselbe Sorge hatte auch Oestreich. Beide Reiche, die sieben Jahre so heftig gegen einander gestritten hatten, waren sich jetzt in ihren Gesinnungen gleich. Der Kaiser und unser König besuchten sich sogar gegenseitig und wurden darüber einig, es koste, was es wolle, den Frieden herzustellen. Um dies sicherer zu können und Rußland von den Türken abzuziehen, dachte man heimlich daran, das noch immer in Verwirrung brausende Polen zu theilen. Die Oestreicher breiteten sich an den Grenzörtern schon immer mehr in dem unglücklichen Lande aus, und man ahnete leise, was folgen werde.

Während dieses Alles vorging, war der berühmte preußische Prinz Heinrich zu einem Besuche nach Petersburg gegangen. Plötzlich kam dahin die Nachricht, daß die Oestreicher in Polen vorgerückt wären und die Abtretung von dreizehn Ortschaften verlangten, auf welche sie alte Ansprüche vorgäben. Mit Staunen hörte dies die Kaiserinn Katharina. Sie sagte zum Prinzen Heinrich: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um Etwas davon abzureißen. Wenn die Oestreicher dies Königreich zerreißen wollen, so haben die andern Nachbarn auch ein Recht dazu.“ Das hieß einen Funken in brennbare Sachen werfen. Heinrich theilte seinem Bruder, dem Könige, den Gedanken mit, und dieser nahm ihn auf. Oestreich willigte auch in Polen's Theilung, und so traten denn drei große Mächte unerwartet auf und verlangten von Polen die Abtretung von fast 6000 Geviertmeilen. Alle Weigerungen, alle Einreden einiger andern Fürsten halfen nichts; man drohte dem armen Lande von drei Seiten mit Krieg, und es mußte gezwungen nachgeben. Preußen erhielt Polnisch-Preußen, nachher Westpreußen genannt, und den Bezirk von Großpolen bis an den Netzefluß. Danzig und Thorn waren jedoch ausgeschlossen. Der König ließ die eroberten Landestheile gleich nach preußischer Weise einrichten und verwalten und an der Weichsel die Festung Graudenz anlegen.

Der baiersche Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund. — Der Churfürst von Baiern starb im Jahre 1777 kinderlos. Da er nun der Letzte seines Stammes war, so erbte der Churfürst von der Pfalz, Karl Theodor, als nächster Verwandter das ganze Land. Dieser war ein schwacher, sorgloser und träger Fürst. Der feurige und rasche Kaiser Joseph II. wollte diese Umstände zur Vergrößerung seiner Staaten benutzen und suchte alte nichtige Ansprüche hervor, um ein Erbrecht zu begründen. Und dies Recht machte er dadurch am bündigsten, daß er mit den Waffen in der Hand den dritten Theil des schönen Baiernlandes in Besitz nahm. Der pfälzische Churfürst war viel zu schwach, um dem Kaiser

mit Gewalt begegnen zu können, und viel zu bequem, um durch thätigen Ernst auf alle Weise sein Recht zu verfechten. Vielmehr war er damit wohl zufrieden, daß ganz Niederbaiern dem Hause Oestreich zufiel, ja, er trat es demselben in einem Vergleiche förmlich ab. Allgemein staunte man über die Ungerechtigkeit, aber Jeder schwieg. Nun trat Friedrich auf, nahm sich der rechtmäßigen Erben an und erklärte die That des Kaisers für einen Eingriff in die deutsche Reichsverfassung. Doch diese wurde von ihrem eigenen Oberhaupte so wenig geachtet, daß er sich auf die Vorstellungen unsers Königs hartnäckig weigerte, das in Besitz genommene Land herauszugeben. Es blieb Friedrich nur ein Ausweg, die Ergreifung der Waffen, und er zögerte damit auch nicht lange. Im Jahre 1778 marschirten 140,000 Mann Preußen nach Böhmen gegen die Oestreicher. Der ganze Krieg bestand indeß nur in künstlichen Märschen und einigen unbedeutenden Scharmützeln. Das Volk nennt ihn spottweise den Kartoffelkrieg. Friedrich war alt und wurde nicht mehr von einem so sehr starken Kriegsfeuer getrieben. Dazu kam noch, daß Maria Theresia mit diesem Kampfe sehr unzufrieden war und ihren Sohn Joseph mit Ernst dahin zu bestimmen suchte, Frieden zu machen. Der kam denn auch 1779 zu Teschen zu Stande. Der pfälzische Churfürst erhielt Baiern, und der Kaiser begnügte sich mit einem ganz unbedeutenden Bezirke an der Grenze. Friedrich, dem der Feldzug an 17 Millionen Thaler gekostet hatte, verlangte Nichts; er war als Beschirmer der schwachen, als Kämpfer für das Recht aufgetreten und hatte dies Werk schön vollführt. Es sollte nur Ehre gewonnen werden, denn diese ist unzertrennlich von dem Namen Preußen.

Nachher versuchte es der Kaiser Joseph abermals, Baiern zu erhalten. Diesmal sollte es jedoch nicht durch Waffengewalt geschehen, sondern ein listig ausgedachter Tausch Europa irre führen. Für das schöne Baiernland bot Oestreich dem Churfürsten die östreichischen Niederlande mit dem Titel eines Königs von Burgund. Den schwachen baierschen Fürsten lockte der Königstitel und ließ ihn übersehen, wie sehr nachtheilig dieser Handel für ihn sei. Fast wäre die ganz in der Stille betriebene Angelegenheit gelungen, doch Friedrich bekam davon zeitig genug einen Wink, und nun widersprach er mit aller Heftigkeit, so daß Joseph den Plan aufgab. Um nun aber für die Folgezeit einen solchen Handel mit deutschen Ländern und Völkern zu hemmen, schloß er 1785 den sogenannten Fürstenbund, dem fast alle deutschen Reichsglieder beitraten, und nach welchem sich die Verbündeten verpflichteten, darüber zu wachen, daß die Reichsverfassung aufrecht erhalten, und jedem Reichsstande seine Gerechtsame bewahrt werde.

Das war des Königs letzte Handlung in auswärtigen Angelegenheiten; im folgenden Jahre starb er.

## 41. Friedrich der Große als Regent.

Seine Thätigkeit. — Der König schrieb einst an einen Freund: „Du hast Recht, wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben, denn Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“ Diese Worte bilden den Grundzug zu Friedrich's Leben. Zwei Grundsätze standen bei ihm fest: nie ein Geschäft auf den andern Tag zu verschieben und die strengste

Ordnung in allen Dingen zu beobachten. Darum war seine Tageszeit so weislich eingetheilt, daß ihm auch nicht Eine Stunde unnütz verstrich. Mit dem Schlage 4 mußte sein Diener ihn des Morgens wecken. Dann stand er auf, und wenn er nach dem Aufstehen „Hier" rief, kam der Kammerlakai aus dem Vorzimmer und brachte dem Könige den Korb mit den an ihn eingegangenen Briefen. Bis 8 Uhr beschäftigte er sich mit Durchlesen derselben. Oft untersuchte er genau die Siegel, ob vielleicht ein Unterschleif getrieben worden sei. Nun sonderte er die Briefe in vier Haufen. Der erste enthielt solche, auf welche er das darin Gewünschte gewähren wollte, der zweite die, auf welche abschlägige Antworten erfolgen mußten, der dritte die, über welche er sich zu bedenken hatte, oder die an seine Minister, Landesbehörden und sonstigen Staatsbeamten zu senden waren, und der vierte die, welche er eigenhändig zu beantworten gedachte. Um 8 Uhr war Alles gelesen und geordnet. Einer der Kabinetssekretäre trat herein und nahm die drei ersten Haufen Papiere. Ganz kurz trug er dem Könige den Inhalt jedes einzelnen Schreibens vor, und dieser sagte nun gleich, was darauf zu antworten sei. Der Sekretär deutete die Antwort mit einem Bleistifte oben am Rande des Briefes an und begab sich dann weg, um mit mehreren andern Sekretären sogleich an die Arbeit zu gehen, denn schon um 4 Uhr Nachmittags mußte die große Masse von Briefen beantwortet sein. Die Antworten wurden dem Regenten wieder vorgelegt, er las sie durch und unterschrieb dann. So blieb also nie etwas liegen, und Jeder im Reiche hatte unglaublich schnell den Bescheid in den Händen.

Um 9 Uhr Morgens kamen die Offiziere, und nun wurden die Militärangelegenheiten vorgenommen. Von 10 bis 12 arbeitete er mit seinen Ministern, oder er ging zur Parade, oder exerzirte seine Garde, oder ließ Personen zu sich kommen, die mit ihm persönlich zu reden wünschten. Diese Beschäftigungen änderten sich nie, sie waren sich an jedem Tage gleich. Nur wenn die Zeit der Reisen, welche der König jährlich in seinen Staaten machte, eintrat, wurde diese Ordnung unterbrochen. Dies fing im Mai an. Er musterte erst in Brandenburg die Truppen, dann ging er nach Pommern und nach Preußen, Ende Juni nach Magdeburg und Westphalen. Waren auf diesen Reisen die Heere besichtigt, und alle Befehle und Anordnungen für dieselben abgemacht, so wendete der König sein Augenmerk auf die bürgerliche Verwaltung. Die Landräthe mußten vollständige Auskunft über den Zustand ihrer Kreise, über die Produkte, die Art des Bodens, den Betrieb der Einwohner geben; die Forstbeamten von den Forsten, die Amtleute von den Domänen. In den größern Städten legten die Präsidenten und Direktoren der Kammern und die Justizbeamten Rechenschaft von dem Zustande der ganzen Provinz und dem Gange der Geschäfte ab. Der König lobte und tadelte dann, nach Beschaffenheit der Sache, denn sein scharfes Auge durchsah bald Mißbräuche und Nachlässigkeiten. Er gab auf der Stelle die nöthigen Befehle, in deren Ausführung man nicht lange säumen durfte. Bittschriften und Vorstellungen von den Unterthanen nahm er auf diesen Reisen ohne Unwillen an. Oft ließ er sich mit Leuten unerkannt in Gespräche ein und fragte nach diesem und jenem. Es traf sich recht oft, daß er dadurch Dinge erfuhr, die ihm sonst nimmermehr würden zu Ohren gekommen sein. So übersah also Keiner im Staate das Ganze besser und deutlicher, als der König.

Mitte August ging die Reise nach Schlesien. Dort hielt er sich län-

ger auf, als irgendwo. Er untersuchte alle Zweige der Staatsverwaltung, sprach viel mit den Einwohnern, besonders mit den Kaufleuten, über Handel, Gewerbe, Viehzucht und Ackerbau.

Außerdem konnte sich Jeder im Lande, der allergeringste Bauer und Bürger, unmittelbar an den König wenden und gewiß sein, daß sein Brief gelesen wurde. Den Bauernstand achtete er vorzüglich. Ihn vor Bedrükkungen zu schützen, war sein liebstes Geschäft. Aber die Freiheit, die er den Landleuten ließ, und die Nachsicht und Geduld, die er immer hatte, wenn sie ihn mit ihren Bitten angingen, verursachten, daß die Bauern die Güte des Königs vielfach mißbrauchten, den Beamten oft vielen Verdruß verursachten und so widerspenstig wurden, daß Gewalt sie zum Gehorsam bringen mußte. Dessenungeachtet änderte Friedrich seine Meinung nicht. „Es ist meiner Gesinnung zuwider," schrieb er einst, „arme Bauersleute wegen ihrer Widerspenstigkeit und ihres Ungehorsams gleich in's Gefängniß werfen zu lassen, und ob sie schon öfters Unrecht haben, so kann ich ihnen doch als Landesvater nicht Gehör versagen." — Zu Potsdam wurde jeder Bauer gefragt, ob er etwas beim Könige zu suchen habe. Man weiß, daß er vier Meilen weit Leute zurückholen ließ, die nicht vor ihm erschienen waren, obschon auf dem Thorzettel gestanden hatte: Hat Verrichtung bei'm Könige. Einst sprach Friedrich zu einem ehrwürdigen Manne folgende Worte: „Glauben Sie mir, wüßte ich Alles, könnte ich Alles selbst lesen, selbst beantworten, meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein. Aber ich bin nur ein einzelner Mensch." — Diese Thätigkeit, diese Ordnung wich vom Könige nicht während seines ganzen Lebens. In seiner letzten Krankheit sprach er: „Es wird mir schwer; aber noch habe ich Kräfte zu arbeiten, und auch die letzten Augenblicke gehören dem Staate." Erst am Tage vor seinem Tode, als alle Kraft geschwunden war, hörte seine Wirksamkeit auf. Nur sterbend konnte Friedrich von seinen Geschäften lassen.

Seine Sorge für die Staatseinkünfte. — Als der König zur Regierung kam, glaubten Manche, in dem gefüllten Schatze herumwühlen und nach ihrem Gelüste das Geld verschleudern zu können. Man wagte es sogar, dem Monarchen einen Plan zu diesem Entzwecke vorzulegen und besonders den treuen Finanzminister Boden lächerlich zu machen. Dieser aber wankte nicht. Er ging kühn zu Friedrich und sprach mit einer solchen Offenherzigkeit, daß der junge Fürst eben so offenherzig den ihm vorgelegten Plan zeigte. Boden sagte: „Will man so verfahren, so müssen entweder die Unterthanen mit neuen Auflagen beschwert, oder mehrere Regimenter abgedankt werden." „„Nein, nein,"" rief Friedrich hastig, „„keins von beiden! Meine Unterthanen dürfen keinen Heller mehr bezahlen, und die Armee will ich noch vergrößern. Das muß anders angefangen werden."" — Die Vorschläge des redlichen Boden wurden gehört, jene leichtfertigen Entwürfe aber verworfen. Dazu erklärte der König öffentlich: „Mein Vortheil soll immer dem allgemeinen Besten meiner Lande nachgesetzt werden." — Die Staatseinkünfte waren durch den vorigen König in einer so musterhaften Ordnung verwaltet, daß Friedrich fast nichts daran änderte. Die ersten schlesischen Kriege führte er ganz mit dem vorgefundenen Schatze. Von 1740 bis 1756 wurden durchaus keine neuen Steuern eingeführt, und obschon Friedrich die Landeseinnahme in dieser Zeit wenigstens verdoppelte, so geschah dies lediglich durch immer zweckmäßigere Benutzungen aller Hülfsquellen im Staate. Nach dem siebenjährigen Kriege änderte er jedoch hierin

viel. Er hatte gesehen, wie sehr ein Fürst in Kriegszeiten des Geldes bedürfe, und daher pflegte er zu sagen: „Fürsten müssen im Frieden sammeln, um im Kriege Geld zu haben.“ Deshalb hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als auszudenken, wie er seine Einkünfte vermehre. Zuerst fing er bei sich an. Er richtete Alles so ein, daß er nur 200,000 Thaler ausgab und also jährlich eine Million von der für seine Haushaltung ausgesetzten Summe sparte. Dabei hielt er eine so strenge Ordnung, daß, wenn in einer Kasse Nichts mehr war, er das, was er aus derselben bezahlen lassen wollte, so lange verschob, bis sie wieder Vorrath hatte.

Nun ging er weiter. Die Accise schien ihm ein ganz vorzügliches Mittel zur Vermehrung der Einkünfte. Er glaubte, dadurch würde nicht nur der Unterthan sehr gleichmäßig besteuert, sondern die Ausfuhr auch mit der Einfuhr in ein vortheilhaftes Verhältniß gesetzt. Bis jetzt war dies nicht der Fall gewesen, und zu viel Geld aus dem Lande gegangen. Leider kam der König auf den Gedanken, daß die Franzosen die schlauesten Köpfe in diesem Fache wären. Im Jahre 1766 ließ er 500 von diesem fremden Volke kommen und errichtete durch sie eine Accise- und Zollverwaltung, gewöhnlich damals Regie genannt. Ausländische Waaren wurden entweder ganz verboten, oder erhielten nur gegen einen hohen Zoll Eingang. Auf Getränke und Lebensmittel wurden starke Abgaben gesetzt. Unwillen und Murren entstand im Lande, nicht wegen der Steuern, sondern wegen der verhaßten Franzosen, welche überall die Aufpasser machten und auf mannichfaltige Weise die Unterthanen plagten, verhöhnten und gegen dieselben empörende Gewaltthätigkeiten begingen. Aber in 20 Jahren brachte die Accise einen reinen Gewinn von 30 Millionen Thaler.

Nicht viel weniger verhaßt war die Einrichtung, daß der König für seine Rechnung den Alleinhandel mit Tabak, Kaffee, Brenn- und Bauholz betreiben ließ. Auch dies trug jährlich 2 Millionen Thaler und darüber ein.

Beim Tode Friedrich's beliefen sich die Landeseinkünfte jährlich auf 28 Millionen Thaler.

Alles, was die Verwaltung der Einkünfte anlangte, verdiente der eingeführten Ordnung wegen die größte Anerkennung. Am 31. Mai jeden Jahres schloß das Rechnungsjahr in der ganzen Monarchie. In der ersten Hälfte des Monats Juni kamen die Minister an einem bestimmten Tage nach Potsdam, um drei Rechnungen vorzulegen. Die eine enthielt die vollständigen Berechnungen des vergangenen Jahres, die zweite für das beginnende Jahr, und die dritte gab einen muthmaßlichen Ueberschlag der außergewöhnlichen Ausgaben, als für nöthige Abänderungen, Neuerungen, Vergütungen, Urbarmachungen an. Alle diese Papiere ging der König durch, bestätigte, verwarf, setzte hinzu, und am folgenden Tage eilten die höchsten Staatsdiener, mit den nöthigen Anordnungen bekannt, nach Berlin zurück, um nun ungesäumt die Befehle in die Provinzen zu senden. Alle preußischen Kassen sendeten am 1. Juni ihre Ueberschüsse nach Berlin. Am 6., oder 7. Juni sah man eine Menge Wagen vor dem Schlosse anlangen, die Fässer mit Gold und Silber in den Schatz lieferten, welcher in den Kellern des Schlosses aufbewahrt wurde. Dieser Schatz stand unter der Aufsicht eines sehr verschwiegenen, eingezogenen und rechtschaffenen Mannes, der den Schlüssel zu 70—80 Millionen, ja, wie Einige behaupten, zu 100 Millionen Thaler verwahrte. Außerdem hatte der König noch seine Privatkasse, die sich oft auf mehrere Millionen Thaler belief. Daraus

bestritt er seine Nebenausgaben, den Bau seiner Schlösser, besondere Unterstützungen und Geschenke.

Aber alle diese Millionen betrachtete Friedrich nicht als sein Eigenthum. Hören wir, was er selbst darüber sagt: „Ich bin ärmer geboren, als der ärmste meiner Unterthanen, denn nur wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder sich doch eins durch Fleiß erringen können, statt daß ich Nichts besitze und Nichts zu erwerben im Stande bin, was nicht dem Staate gehörte. Ich bin Nichts, als der Verwalter des allgemeinen Vermögens, und wenn ich in dieser Eigenschaft auch zu meinen Ausgaben so viel davon verwenden kann, als ich vernünftigerweise bedarf, so würde ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute sein. Der Staat ist reich, ich aber bin arm, denn mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate. Ich habe für alle meine Regentensorge nur das Mitessen."

1. Seine Sorge für den Wohlstand des Landes, für Gewerbe und Handel. — Die Fürsorge, welche der König gleich bei'm Regierungsantritte seinem Lande widmete, hat er während seines thatenreichen Lebens nie an die Seite gesetzt. Es gab fast kein Dorf in seinen Staaten, welches nicht Beweise seiner väterlichen Sorgfalt aufzuweisen hatte. Gleich nach den ersten schlesischen Kriegen ließ er es sich angelegen sein, die wüsten, sumpfigen Gegenden seines Reichs des Anbaus fähig zu machen, um sie zu bevölkern. Große Strecken wurden urbar gemacht, in den morastigen und öden Gegenden an der Netze, Warthe, Oder, Elbe, Havel und am Rhinflüßchen Dämme, Graben, Kanäle und Schleusen gezogen und gebaut, damit man das Wasser ableite und Ackerland gewinne. Aus Sachsen, Böhmen, der Lausitz und Schweiz zog man neue Anbauer in's Land, baute für dieselben Wohnungen und gab ihnen Vieh und Saatkorn. So siedelten sich an der Oder 2000, an der Havel eben so viel, an der Warthe 1200 neue Familien an, und man kann wohl rechnen, daß im Ganzen durch diese Einrichtungen an 15,000 Familien gewonnen worden. Da, wo vorher Sumpf, Moor und Haide gewesen waren, prangten jetzt herrliche Saatfelder und Wiesen; wo Jahrhunderte nur Ungeziefer gehauset, und Frösche gequakt hatten, lebten jetzt frohe und betriebsame Menschen. Als der König einst von einer Anhöhe das also herrlich angebaute Oderbruch besah, rief er freudig aus: „Ich habe ein Fürstenthum gewonnen, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe!" — In Neustadt-Eberswalde ließ er 50 Häuser bauen und Messer- und Scherenschmieden dort anlegen, und von 1745 bis 1756 entstanden im Lande 280 neue Dörfer.

Vorzüglich widmete Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege seine Zeit der innern Verwaltung des Landes, um die Wunden desselben zu heilen, denn es hatte fürchterlich gelitten. Ganze Dörfer standen leer, 14,500 Häuser waren zerstört, in Pommern und in der Neumark sah man Aschenhaufen an Aschenhaufen. Die Felder lagen unbebaut, weil Saatkorn und Vieh fehlten. Wo sonst blühende Fluren prangten, waren jetzt Einöden. Friedrich öffnete gleich nach dem Frieden seine Magazine und vertheilte Korn und die überflüssigen Pferde an die Landleute. Schlesien wurde auf 6 Monate, Pommern und die Neumark auf 2 Jahre von allen Abgaben befreit. Die abgebrannten Häuser baute man für königliche Rechnung wieder auf; Manufakturisten, Fabrikanten und Landwirthe erhielten Unterstützungen. Dem verarmten Adel im Lande schenkte der König große Sum-

men und lieh ihnen Geld ohne Zinsen. In kurzem kam wieder Leben und Wohlstand in's Land, und Handel und Gewerbe fingen an zu blühen. Von 1763 bis 1779 waren allein in Oberschlesien 213 neue Dörfer gebaut, und während Friedrich's Regierung im Ganzen an 800. Die Wollmanufakturen kamen in Flor. Das sogenannte Lagerhaus in Berlin lieferte Tuch für das halbe Heer. Im Jahre 1773 zählte man 264 neu errichtete Manufakturen und Fabriken, unter denen die Porzellanfabrik zu Berlin vorzüglich wichtig. Es waren im Lande 1500 Seidenwebestühle im Gange, und der König und sein Minister Herzberg thaten außerordentlich viel, um den Seidenbau empor zu bringen. Ganz besonders sorgte Friedrich für Schlesien und brachte es so in Flor, daß es doppelt so viel Einkünfte trug, als sonst. Einst sagte er vergnügt: „Ich bin mit Schlesien sehr zufrieden. Der Ackerbau macht merkliche Fortschritte, und die Manufakturen gedeihen. Wir haben für 5 Millionen Leinwand und für $1^1/_2$ Million Tuch an Ausländer verkauft."

Der innere Handel war sehr lebhaft, obschon die Landstraßen noch schlecht waren. Denn Friedrich hatte die sonderbare Meinung, gute Landstraßen erleichterten einem Feinde nur den Eintritt in das Land. Es war unserm Könige Friedrich Wilhelm III. aufbehalten, diese große Landesverbesserung auszuführen. Dagegen ließ der König den Plauenschen, den Finow- und den Bromberger Kanal bauen und dadurch alle Flüsse von der Elbe bis zur Weichsel verbinden. Der Hafen an der Swine wurde in Stand gesetzt, und eine neue Stadt, Swinemünde, gebaut. Zur Beförderung des Handels legte man Banken zu Berlin, Breslau und in vielen Städten der Provinzen an. Eine See- und Salzhandlungsgesellschaft erhielt das Recht, alle Arten von Salz in die Ostseehäfen einzuführen und nach Polen abzusetzen.

Und so ist es also nach Darstellung so vielfacher Bemühungen wohl glaublich, daß Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege für den Wohlstand seines Landes 24 Millionen Thaler aufgewendet hat.

*Seine Wohlthätigkeit.* — Wohl können wir jene Summen zu den wohlthätigen Ausgaben rechnen, aber außerdem that Friedrich noch vielfach wohl. Eigentliche Bettler erhielten nur wenige Groschen, aber nothleidenden Provinzen, abgebrannten Städten und überschwemmten Ortschaften gab er Hunderttausende. Als die Bürger von Greifenberg zu ihm kamen, um ihm zu danken, daß er ihre Stadt aus der Asche aufgebauet habe, antwortete er: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen; dafür bin ich da." — Er ließ in den Provinzen oft Häuser bauen, um sie den Unterthanen zu schenken, so daß diese nur aus schlechten Hütten in bequeme Wohnungen zu gehen hatten. „Ich habe," sprach er einst, „nie ein größeres Vergnügen, als wenn ich einem armen Manne kann ein Haus bauen lassen." — Seine Wohlthätigkeit erkannte man vorzüglich in den Jahren 1771 und 1772. In ganz Deutschland entstand damals eine große Theurung und eine solche Hungersnoth, daß in manchen Gegenden Gras gekocht und Baumrinde zu Brot gemahlen wurde. Friedrich hatte die Gewohnheit, in wohlfeilen Jahren seine Magazine für das Heer mit Getreide zu füllen. Diese angehäuften Vorräthe öffnete er jetzt und verkaufte das Korn zu wohlfeilen Preisen. Unser Vaterland war aus der Noth errettet; aus andern Staaten eilten an

40,000 Menschen in's Land, um hier auch des Guten theilhaftig zu werden, welches so vielfach die preußischen Unterthanen von ihrem Regenten erhielten. — Und wenn Friedrich es sich selbst entziehen sollte, so half er dem Bedrängten. Als einst eine Offizierswittwe an ihn schrieb und ihn um Unterstützung in ihrer Noth bat, sprach er die schönen Worte: „Warum haben Sie sich nicht sogleich an mich gewendet? Es ist zwar jetzt keine Pension erledigt, aber ich muß der Wittwe eines tapfern Mannes helfen. Ich will alle Tage eine Schüssel von meiner Tafel weglassen, das macht jährlich 365 Thaler, welche Sie haben sollen, bis ich wieder über eine Pension verfügen kann."

Seine Gerechtigkeitsliebe. — Die Pflicht, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, erfüllte der König musterhaft. Gleich bei seinem Regierungsantritte entsagte er allen Machtsprüchen in Justizsachen und schaffte die Tortur ab. Er errichtete ein Ober-Pupillen-Kollegium, welches über das Vermögen und die Gerechtsame der Unmündigen zu wachen hatte. Durch den Minister Cocceji ließ er ein Gesetzbuch anfertigen, durch welches die Rechtspflege genauer bestimmt, und eine Prozeßordnung, nach welcher der Prozeßgang vereinfacht und schneller zu Ende gebracht werden sollte. Diese Arbeit war aber, wie alles Menschenwerk, unvollkommen; man änderte und besserte viel daran, und in den letzten Jahren des Königs erhielt der Minister von Carmer den Auftrag, ein neues Werk dieser Art zu entwerfen. Friedrich erlebte die Vollendung desselben nicht.

Nie gab aber der König ein Gesetz, ohne mit den Ministern und Rechtsgelehrten darüber zu Rathe gegangen zu sein. Leider wurde er doch oft durch den Grundsatz, eine Selbstregierung im ganzen Sinne dieses Worts zu führen, zu Irrthümern und zu Handlungen verleitet, wo er, aus heißem Drange, recht zu thun, gerade das Gegentheil that, denn unmöglich kann Ein Mensch, sei er auch der größte, Alles durchsehen und überblicken. Ein auffallendes Beispiel dieser Art fiel im Jahre 1779 vor. Ein Müller in der Neumark, Namens Arnold, brachte bei'm Könige an, sein Gutsherr habe ihm das Wasser zu der Mühle, die Arnold von ihm in Erbpacht hatte, durch einen Graben entzogen und ihn dadurch außer Stand gesetzt, zu mahlen. Dennoch habe der Herr den Pachtzins verlangt, und da er diesen nicht entrichten können, so sei die Mühle verkauft, und er zum armen Manne geworden. — Friedrich schrieb an den Justizkanzler von Fürst: „Man verschaffe den Müller sein Recht." Die Sache wurde genau untersucht: Arnold verlor den Prozeß, und das Kammergericht zu Berlin bestätigte das Urtheil. Der Müller schrieb abermals an den König. Dieser wollte nun recht sicher gehen und gab insgeheim einem Major in der Gegend den Auftrag, das Ganze anzusehen und ihn dann von Allem zu unterrichten. Der Offizier, welcher kein Rechtsgelehrter war und auch wohl nur sehr oberflächlich die Besichtigung ausgeführt hatte, schrieb, dem Müller könnte wohl am Wasser Abbruch geschehen sein. Jetzt hielt sich der König nicht länger zurück, denn er argwöhnte eine offenbare Ungerechtigkeit. Er ließ den Kanzler und drei Räthe des Kammergerichts kommen, nannte sie bestechliche Menschen, entsetzte sie ihres Amtes und vernichtete das Urtheil. Die Räthe sollten obendrein ein Jahr nach der Festung Spandau. Dem Müller mußte Alles ersetzt werden. — Nachher sah Friedrich das gethane Unrecht ein, denn die Sache war ihm falsch vorgestellt, und die Gerichte hatten ganz Recht geurtheilt. Merkwürdig aber bleiben die

Worte, welche der König bei dieser Gelegenheit bekannt machen ließ: „Ein Jeder soll wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler, eben sowohl ein Mensch ist, denn der König, und dem alle Gerechtigkeit widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauern gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person.“ — Wer vergißt bei solchen Worten nicht gern jenes Unrecht? Und so wie der Monarch sprach, so handelte er auch selbst. Als er sein Schloß Sanssouci anlegte, war ihm eine nahe Windmühle sehr im Wege. Er ließ den Müller zu sich kommen, trug ihm an, die Mühle zu verkaufen, und versprach ihm eine weit bessere Mühle, mehrere andere große Begünstigungen und eine sehr bedeutende Geldsumme. Eigensinnig weigerte sich der Müller, nur aus dem Grunde, er habe sie vom Vater geerbt, und er wolle sie auf seine Kinder vererben. Der König wurde verdrießlich. „Weißt du wohl,“ sagte er auffahrend, „daß ich dir deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben? — „„O ja, Eure Majestät,““ versetzte der Müller, „„„wenn das Kammergericht zu Berlin nicht wäre.““ — Der König lachte, der Müller behielt sein Eigenthum, und der ganze Plan der neuen Anlage ward geändert. *)

Seine Sorge für das Militär. — Den Kriegerstand zog der König allen Klassen der Unterthanen vor, denn er hielt ihn für die Hauptstütze des Staats. Alles, was zur Verwaltung dieses Zweiges gehörte, leitete er unmittelbar selbst, und wer hätte denn auch wohl größere Kenntniß und Einsicht davon haben sollen, als der bewunderte Held? Nur ist es merkwürdig, daß in Allem, was das Militär betraf, der König sich durchaus der deutschen Sprache bediente, da er doch fast sonst immer französisch sprach und schrieb. Der deutsche Soldatengeist schien hier bei ihm einen Sieg über den französischen Leichtsinn zu haben.

Nach dem siebenjährigen Kriege ließ er sofort seine Kriegsmacht mit all und jeglichem Zubehör in furchtbaren Zustand setzen, als ob es stündlich wieder zum Kampfe gehen solle. Das Heer wurde auf 200,000 Mann vermehrt und beständig exerziert. Friedrich schrieb selbst die Bewegungen

*) Wohl merkenswerth ist folgender Zug des Königs Friedrich Wilhelm III. Vor ungefähr 16 bis 18 Jahren war der Besitzer jener berühmten Windmühle von Sanssouci so sehr in seinen Vermögensumständen herunter gekommen, daß er Gefahr lief, seine höchst verfallene Mühle mit der Zeit umstürzen und all' sein Hab und Gut durch die Gerichte verkaufen zu sehen. Der bedrängte Müller wendete sich an den König Friedrich Wilhelm III. und sagte, da der hochselige König Friedrich II. gern die Mühle habe kaufen wollen, damals aber der Besitzer eigensinnig den Verkauf verweigert habe, so erlaube er sich die Anzeige, er sei leider jetzt so in seinen Vermögensumständen gesunken, daß er die Mühle verkaufen müsse, weil sie sonst umstürzen, oder das Gericht sie verkaufen würde. Er böte sie dem Könige deshalb zu einem billigen Verkaufspreise an. König Friedrich Wilhelm antwortete darauf, er danke für das gemachte Anerbieten, es müsse aber die Mühle von Sanssouci vor allen Dingen erhalten werden, weil sie durch seinen großen Ahnherrn Friedrich II. zu einer geschichtlichen Merkwürdigkeit geworden sei. Gute Nachbarn ständen sich treulich bei. Damit er sich nun auch als ein treuer Nachbar des Müllers von Sanssouci beweise, so schicke er ihm, dem Müller, anbei 2000 Rthlr., mit welchen er sich aus seiner Noth lösen und dafür Sorge tragen möge, daß die Mühle ihm und seinen Nachkommen zum ewigbleibenden Andenken an die Gerechtigkeitsliebe des großen Friedrich erhalten werde. — Eine schöne Handlung!

und Uebungen genau vor und hielt mit der unerbittlichsten Strenge darauf, daß seine Anordnungen vollführt wurden. Die Pulvermühlen lieferten jährlich 6000 Centner Pulver; Kugeln, Bomben, Granaten, Kanonen, Gewehre wurden in erstaunenswerther Masse verfertigt. Alles Heergeräth, auch das kleinste, war vollständig. So war die preußische Armee immer im Stande und jede Minute schlagfertig. Die Festungen im Lande, besonders in Schlesien, wurden noch mehr verstärkt, und die Feste Silberberg ganz neu erbaut.

Zur Heranbildung tüchtiger Offiziere dienten die Kadettenhäuser und die Ritterakademie, welche Anstalten erweitert und vervollständigt wurden. Und um die Helden zu ehren, die mit ihm und unter ihm so große Thaten verrichtet hatten, ließ Friedrich auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin die Bildsäulen der Generale Schwerin, Seidlitz, Winterfeld und Keith errichten.

Seine Bauten. — Außerdem, daß der König abgebrannte Städte, weggeschwämmte Gebäude und verfallene Oerter neu bauen ließ, hat er Berlin und Potsdam durch viele Häuser, die er an Bürger verschenkte, vergrößert und verschönert. Das prächtige Opernhaus, das Bibliothekgebäude, die neue Friedrichsbrücke, ein Armen- und Arbeitshaus für 1000 Personen und ein vergrößertes Gebäude für die Charité sind in Berlin die Bauwerke, welche er zum Nutzen und Vergnügen der Einwohner dort aufführen ließ. Eine ganz neue Schloß- und Domkirche daselbst wurde 1750 fertig. Dahin wurden nun die Särge der königlichen Vorfahren gebracht. Friedrich ließ sich bei dieser Gelegenheit den Sarg seines Urgroßvaters, des großen Churfürsten, öffnen. Mit Rührung ergriff er die Hand des erhabenen Todten, betrachtete lange die noch kenntlichen Züge und sprach plötzlich: „Der hat viel gethan! Macht den Sarg wieder zu!" Vor einem Thore der Residenz baute der König ein großes Invalidenhaus für seine alten Krieger. Es bekam die schöne Inschrift: „Dem verwundeten, aber unüberwundenen Soldaten."

Vor allen sind seine Anlagen bei Potsdam zu bewundern. Hier ließ er auf einem Hügel ein einfaches, aber schönes Schloß bauen und nannte es Sanssouci, Sorgenfrei. Es wurde seine gewöhnliche Wohnung, und er schmückte das Ganze mit den prachtvollsten Gartenanlagen. Nachher erbaute er in der Nähe das neue Schloß, ein Muster der Baukunst.

4. Seine Sorge für die Ausbildung der Unterthanen. — Es ist dies eben nicht die glänzende Seite in der Regierung des Königs. Er stand in dem Wahne, die Deutschen wären zur Bildung unfähig, und nur die Franzosen könnten auf Gelehrsamkeit und Ausbildung Anspruch machen. Darum war er der Sprache und den Schriften jenes fremden Volkes zugethan, und die deutschen Gelehrten blieben unbeachtet. Als Beamte, als Lehrer, als Höflinge drängten sich die Fremdlinge ein und hinterließen den biedern Preußen manches Erbtheil, was vielfach Unheil und Unglück bereitet hat. Denn französischer Leichtsinn wurde in unserm Volke allgemeiner, eine Gleichgültigkeit gegen Religion äußerte sich, ein Vernünfteln und Beurtheilen des Ehrwürdigsten gehörte zum Geiste der Zeit. Darum war unser Vaterland in Ehrbarkeit und Zucht, in Frömmigkeit und biederem Sinne nicht das, was es unter der vorigen Regierung war, obschon Friedrich Künste und Wissenschaften schätzte. Denn er rief die Maler-, Bildhauer- und Bauakademie wieder ins Leben, veredelte die Tonkunst, vermehrte die königliche Bibliothek und erweiterte die Akademie der Wissenschaften. Kein Re-

ligionszwang ward gefunden, eine unumschränktere Religionsfreiheit konnte es nirgendswo geben. Am meisten sorgte der König noch für die Stadt- und Landschulen. Er hat manches Tausend Thaler für dieselben hergegeben, schade, daß er immer nur zu bald dies wichtige Werk wieder vernachlässigte. So ist also eben nichts Großes dafür geschehen, und erst das jetzige Jahrhundert sollte uns hierin Glück und Segen bringen.

Sechs und vierzig Jahre regierte der König sein Reich. Er hinterließ seinem Nachfolger einen sehr geachteten Staat von 3600 □Meilen Größe mit 6 Mill. Einwohner, 22 Mill. Thaler Einkünfte und beschützt durch 200,000 tapfere Krieger.

## 42. Friedrich der Große als Mensch.

König Friedrich war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet. Aus seinen großen, blauen Augen strahlte Feuer, und sein Blick war durchdringend und scharf, daß ihn kaum Jemand ertragen konnte. Seine Stimme war rein und klar, und ging er, so zeigte er in seinen Bewegungen eine gewisse Hastigkeit und einen edlen Stolz. Ob er gleich nicht die stärkste Gesundheit hatte, so verlängerte er durch Abhärtung und durch eine geregelte und sehr mäßige Lebensart sein Leben bis zu einem hohen Alter. Mit seinem Krückstocke in der Hand durchwanderte er in Wind und Wetter seine weitläuftigen Gartenanlagen, um neben der Körperbewegung sich an jede Witterung zu gewöhnen. In den Kriegen, auf Märschen und bei'm Exerziren war er stets zu Pferde, bei großer Kälte ging er. Nur wenn er weite Reisen machte, nahm er einen gewöhnlichen Wagen. In den ersten Jahren seiner Regierung wollte er gar nicht schlafen, um nur immer arbeiten zu können. Aber die Natur forderte ihre Rechte, und er mußte diesen Plan aufgeben. Doch hielt er die Zeit für verloren, die man dem Schlafe widmen müsse, und kürzte ihn deshalb sehr ab. Um 4 Uhr des Morgens stand er auf. Seine Diener hatten die strenge Weisung, ihn um diese Zeit zum Aufstehen zu zwingen. „Laß mich noch ein wenig schlafen, ich bin noch gar zu müde," sprach er einst, als man ihn an einem regnichten Novembermorgen weckte. „„Keine Minute,"" erwiederte der treue Kammerhusar,„„ es ist 4 Uhr, und ich lasse mich nicht abweisen."" „Nun, das ist brav," rief der König, „du würdest übel angekommen sein, wenn du mich hättest liegen lassen." — Eine Viertelstunde vor dem Wecken wurde, Sommer und Winter, in dem Schlafzimmer ein Kaminfeuer gemacht. Wenn der König aufstehen wollte, so zog er Strümpfe, Beinkleider und Stiefeln, die nie ganz neu, auch nie gewichset und daher oft ganz roth waren, erst auf dem Bette sitzend an. Dann stellte er sich vor das Kamin und bekleidete sich vollständig. Dies ganze Geschäft war in 7 bis 8 Minuten abgemacht. Pantoffeln, Schlafröcke und Nachtmützen hatte er nicht.

Seine Kleidung war höchst einfach. In seinem täglichen, ganz schlichten blauen Oberrocke befand er sich am liebsten. Auf dem Haupte trug er einen großen Hut mit weißen Federn. Wollte er sich schmücken, so zog er die Uniform seines Garderegiments, mit einem Sterne geziert, an. Prächtiger war seine Tafel. Was man aber besonders viel und prächtig bei ihm fand, waren Schnupftabaksdosen. Er soll an 130 gehabt haben. Fast immer standen 4 bis 5 auf seinem Tische, die alle mit spanischem Tabak gefüllt waren, von welchen immer mehrere Tausend Pfund vorräthig sein mußten.

Die Geisteskräfte Friedrich's waren von großer Stärke und Lebhaftig-

keit. Er faßte Alles sehr scharf und sehr schnell auf und hatte ein außerordentlich treues Gedächtniß. Dinge und Ereignisse, die Andere nicht einmal beachteten, behielt der König, und Mancher, der ihm treu gedient, oder doch sonst einen Dienst erwiesen hatte, wurde nachher belohnt, wenn dem Thäter selbst schon längst das Geschehene vergessen war. Wie sehr er die Wissenschaften liebte, hat unsere Geschichte uns schon erzählt. Er selbst hat viele Gedichte und Werke geschrieben und dadurch bezeugt, wie gebildet sein Geist war. Oft sah man ihn im Garten von Sanssouci mit einem Buche in der Hand umherspazieren, wärend einige Windspiele vor ihm vorauffsprangen.

Um sich her versammelte der König einen großen Kreis geistreicher Männer, mit denen er sich vorzüglich in den Abendstunden unterhielt, und die er gewöhnlich an seine Tafel zog, damit er auch da durch belehrende Gespräche die Zeit angenehm hinbrächte. Nur beklagen wir es wohl mit Recht, daß nur Franzosen und deren Sprache ihn umfangen hielten, daß er den Eingebornen die Fremdlinge vorzog und diese zu seinen täglichen Gesellschaftern machte. Er bewies sich hierin nicht als ein wahrer deutscher Fürst, und darüber ist er denn auch vielfach und mit Recht getadelt worden.

Rühmenswerth dagegen ist seine große Leutseligkeit und liebevolle Herablassung. Der geringste seiner Untherthanen hatte bei ihm Zutritt, und Jedem, der ihn auf der Straße grüßte, dankte er freundlich. Als einst einer seiner Höflinge meinte, das habe er als König nicht nöthig, antwortete er sehr ernsthaft: „Warum nicht? das sind Alle Menschen, wie ich.“ Seinen alten Kriegsgefährten suchte er die letzten Tage so angenehm, als möglich, zu machen. Er schrieb an sie, sendete ihnen die herrlichsten Früchte aus seinen Gärten und legte gegen sie Achtung und Liebe an den Tag. Einst war der alte Ziethen an des Königs Mittagstafel eingeschlafen. Man wollte ihn wecken, aber Friedrich sprach in rührendem Tone: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht!“ — Wenn seine Leibdiener ihren Dienst mit Genauigkeit versahen und ihre Pflichten treulich erfüllten, so konnten sie gewiß sein, in ihm den väterlichsten und mildesten Herrn zu finden. Und wurde er zornig, so reichte ein Wort hin, ihn zu besänftigen. Einer seiner alten Kutscher warf ihn einst um, und obschon der König glücklicherweise nicht beschädigt ward, so gerieth er doch in einen heftigen Unwillen und hob den Stock auf, den Ungeschickten zu prügeln. „Eure Majestät,“ rief dieser, „haben Sie denn nie eine Schlacht verloren?“ — Der Monarch mußte über diesen Vergleich lachen, und sein Zorn war verschwunden.

Zu Friedrich's Vergnügungen gehörten Musik und Gartenbau. Der König spielte selbst die Flöte meisterhaft, und wir haben noch manche Stücke, die er verfertigt hat. Täglich ging er Morgens, oder Nachmittags einige Stunden, auf seiner Flöte spielend, in den Zimmern des Schlosses umher, und er hat oft gesagt, daß er dann allerhand Sachen überdenke, ja, grade während des Spiels am ersten neue Gedanken auffasse und Plane über Krieg und Frieden, über Regierungsanordnungen und sonstige Bestimmungen entwerfe. Um 6 Uhr Abends kamen seine Musiker und spielten eine Stunde vor ihm; recht oft spielte er selbst mit.

Eben so vergnügte er sich am Gartenbau. Die schönen Gärten, die er überall anlegen ließ, und in welchen er vorzüglich das ausgesuchteste

Obst zu ziehen suchte, machten ihm manche Freude. Oft verweilte er bei den Gärtnern, um ihnen zuzusehen und Belehrungen zu geben.

Im Frühlinge des Jahres **1785** bekam der König einen leichten Anfall von Gicht. Eine strenge Lebensart war das einzige Mittel, welches er dagegen anwendete, und dies stellte ihn auch so weit her, daß er Mitte August die gewöhnliche Reise nach Schlesien antrat. Am Tage der Musterung über die Truppen regnete es unaufhörlich, dennoch setzte sich der König in seiner gewöhnlichen leichten Kleidung diesem Wetter aus. Ganz durchnäßt kam er am Abend in seinem Absteigequartier an, und ein schweres Erkältungsfieber folgte dieser Anstrengung. Seit dieser Zeit wurde er immer kränklicher. Mit dem Anfange des Monats Februar **1786** nahm die Schwäche zu, und es zeigte sich bei ihm die Brustwassersucht. Ein steter Husten plagte den grauen Monarchen. Er konnte nicht mehr im Bette liegen, sondern mußte Tag und Nacht im Lehnstuhle nach vorwärts gebückt sitzen und in dieser Lage hat er auch fast **6** Monate lang die meiste Zeit zugebracht. Mehr und mehr nahete er sich seiner Auflösung. Den **16.** August verfiel er in einen bewußtlosen Zustand, und mit schwager Stimme sprach er: „Mir ist wohl; — Der Berg ist überstiegen!“ — Am **17.** August **1786**, Morgens **2** Uhr **20** Minuten, verschied der bewunderte Greis.

So einfach, wie der König im Leben gewesen, so einfach wurde er, seinem Willen gemäß, begraben. Neben seinem Vater, unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam, erhielt er seine Begräbnißstätte. Da ruht die Asche des trefflichen Monarchen in einem ganz prunklosen Sarge, an welchem man die einfachen, doch **bedeutungsvollen** Worte lieset: **Friedrich der Zweite.** Seine Zeitgenossen und die Nachwelt haben diesen Worten hinzugefügt: **Der Große.**

Als man sein Testament öffnete, fand man darin folgende Worte: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich das Leben aushauche, werden auf das Wohl meines Reichs gerichtet sein. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden! Möge es der glücklichste aller Staaten sein, durch milde Gesetze, durch eine billige Verwaltung der Finanzen! Möge es immer tapfer vertheidigt werden durch Krieger, welche die Ehre und den Ruhm über Alles lieben, und möge es blühend fortdauern bis an's Ende der Zeiten!“ — Welche schöne Wünsche! Wer kann sie ohne Rührung lesen! Und welcher Unterthan unsers Vaterlandes sollte nicht mit Liebe gegen unser Fürstenhaus entflammt werden, da die erhabenen Nachkommen Friedrich's jene Wünsche noch mehr verwirklicht haben, als der große König es selbst jemals geahnet hat!

### 43. Friedrich Wilhelm II., 1786 — 97.

Es war nicht leicht, der Nachfolger eines so großen Regenten zu sein. Ueberdies hat die Vorsehung diesen König zwischen einen Oheim und einen Sohn gestellt, welche beide die glorreichsten Punkte in unserer vaterländischen Geschichte bilden. Daß er vor diesem Glanze nicht ganz verschwindet, und wir viel Lobenswerthes in seiner Regierung finden, das gereicht ihm zu desto größerem Ruhme. Auch das scharfe Auge des großen Friedrich erkannte die Fähigkeit seines Brudersohnes und Nachfolgers, denn wohl wissend, daß Kaiser Joseph nur auf seinen Tod warte, um gegen Preußen loszubrechen, sprach er: „Mein Bruder Joseph mag sich versehen, daß er sich

nicht verrechne, denn ich hinterlasse einen Neffen, der mir nicht unähnlich sein wird." — Die erste Handlung des neuen Königs war gleich eine sehr edle. Als der Minister Herzberg in der Todesnacht Friedrich's dem erhabenen Nachfolger schnell die Nachricht von dem Verscheiden des großen Greises gegeben hatte, eilte Friedrich Wilhelm nach Sanssouci. Gerührt betrachtete er die irdischen Ueberreste seines Oheims; darauf ließ er den schwarzen Adlerorden holen und hängte ihn eigenhändig dem redlichen Herzberg mit den Worten um: „Ich thue hiermit weiter Nichts, als was mein verstorbener Oheim schon längst hätte thun sollen." — Eine schöne Anerkennung des Verdienstes, durch welche Friedrich Wilhelm sich selbst, den Verstorbenen und einen treuen Diener ehrte. Und nun fing der neue König seine Regierung an. Sie bezeichnete nur wohlthätige Handlungen für das Volk. Die allgemein verhaßte Tabaks-, Kaffee- und Holzverwaltung wurde nebst der Regie aufgehoben. Die Franzosen konnten wieder in die Heimath wandern; ihr Reich hatte in Preußen ein Ende. Das war dem Lande eine frohe Botschaft, und man freute sich des deutschen Regenten. Um durch die aufgehobenen Steuern die Einkünfte des Reichs nicht zu vermindern, errichtete der König eine Verwaltung des Accise- und Zollwesens, der Fabriken und des Handels, die nicht nach Franzosenthum roch, und wenn also die Abgaben an sich selbst eben nicht vermindert wurden, so war das preußische Volk doch zufrieden, da Einheimische am Ruder standen, und keine Fremdlinge die Unterthanen plagten und überlisteten. Denn Nichts konnte wohl die Preußen mehr zum Unwillen reizen, als daß dem verhaßten Franzosenvolke so viel eingeräumt ward.

Die Gelehrten im Vaterlande wurden durch Ehrenbezeugungen ermuntert und erfreut, zu Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften größtentheils Deutsche erwählt. Ein neu errichtetes Oberschulkollegium erhielt die Aufsicht über alle hohen und niedern Bildungsanstalten im Reiche; in den Provinzen wurden besondere Schulbehörden ernannt, zur Bildung guter Lehrer hier und da Seminarien eingerichtet, und so ließ es sich erwarten, daß der vernachlässigte Unterricht der untern Volksklassen mehr und mehr gefördert werde. Der König gab jährlich 13,000 Thaler und einen Theil der Lotterie-Einkünfte zur Verbesserung der Lehrerstellen her, und wenn man zwar erst unter der folgenden Regierung beispiellose Opfer für die Emporbringung dieses Zwecks brachte, so ist doch dieser Anfang auch rühmenswerth. Der Kirche wurde die gebührende Achtung, denn Friedrich Wilhelm ehrte die Religion. Es waren schöne Worte, die er beim Regierungsantritte sprach: „Ich will, daß die christliche Religion aufrecht erhalten werde; denn sie ist die Stütze des Staats. Ich will nicht, daß meine Unterthanen sich zum Aberglauben und zur Schwärmerei hinlenken; aber eben so wenig will ich, daß Freigeisterei einreiße." — Wenn man in der Folge nicht ganz bei dieser Erklärung blieb, so hatte hieran weniger der König, als vielmehr der Minister Wöllner und der General Bischofswerder Schuld. Ihre unaufhörlichen Vorstellungen brachten 1788 das Religionsedikt zum Vorschein, welches vielfache Bewegungen und manchen Tadel verursachte. Eine eigene Kommission prüfte den echten Glauben jedes Lehrers, und mannichfache selbstsüchtige Absichten wurden unter dem Deckmantel der Religion ausgeführt.

Fabriken und Manufakturen waren in Flor und wurden mehr und mehr befördert. Den Seidenbau ließ der König durch den Minister Herzberg fortbetreiben und unterstützte die Unternehmungen dieses thätigen Man-

nes. Hier und da legte man Chausseen an, und zur Förderung des Handels wurde der Ruppiner See mit der Havel durch den neuen Kanal verbunden. Große Bauten in Berlin und Potsdam und in den Provinzen beschäftigten viele Menschen und gaben Nahrungsquellen für Künstler, Handwerker und Tagelöhner. Die Verschönerung fast aller königlichen Schlösser, das prächtige Brandenburger Thor in Berlin, das Marmorschloß am heiligen See, ein Schauspielhaus in Potsdam, — dies sind die Bauwerke, welche unter dieser Regierung entstanden.

Wichtig ist die Erscheinung eines ganz neuen Gesetzbuches im Jahr 1790. Schon der vorige König hatte daran arbeiten lassen, erst jetzt brachte der Kanzler Carmer das Werk zu Stande. Es wurde unter dem Namen Allgemeines preußisches Landrecht nebst einer neuen Gerichtsordnung bekannt gemacht und im Lande eingeführt. Faßlich, deutlich und in deutscher Sprache abgefaßt, half dies Gesetzbuch manchem Bedürfnisse ab und es besteht bis auf den heutigen Tag in unserm Vaterlande, wenn es gleich manche nöthig gewordene Verbesserungen erfahren hat. Außerdem empfahl der König mehrmals den Gerichten die Handhabung einer strengen und schnellen Gerichtspflege, denn seine Gerechtigkeitsliebe haßte sogar den Schein der Ungerechtigkeit. Als man ihn einst einer gerechten Handlung wegen lobte, sagte er ernst: „Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Es ist ja der Wahlspruch meines Ordens: Einem Jeden das Seine.“

Das Kriegswesen erfuhr am meisten die fürsorgende Aufmerksamkeit des Königs. An die Spitze des Ganzen stellte er das Oberkriegskollegium. Dann errichtete er mehrere neue Regimenter zu Fuß und zu Pferde, ließ die Bekleidung der Soldaten länger und vollständiger machen und erhöhete den Sold. Zur Belohnung tapferer Thaten und langjähriger Diensttreue wurden goldene und silberne Denkmünzen mit der Inschrift „Verdienst um den Staat“ vertheilt. Die Festungen im Lande baute man fast sämmtlich stärker und versorgte sie zweckmäßiger. Ein neues Institut zur Bildung geschickter Wundärzte für die Armee entstand, eine Thierarzneischule bildete Thierärzte, eine Artillerieschule Artilleristen. Die Kadettenhäuser und die Garnisonschulen wurden erweitert, und ihre Zahl vermehrte sich. Denn der König wollte nicht bloß rohe Soldatenmassen haben, er suchte auch seine Krieger nach Möglichkeit für ihren Stand auszubilden. — Für die alten Streiter bildete Friedrich Wilhelm Invaliden-Kompagnien, in welchen sie fast ohne Dienstgeschäfte waren und versorgt in Ruhe ihr Leben beschließen konnten. Dem alten treuen Ziethen, welcher mit seinem Friedrich in demselben Jahre in's Grab gesunken war, ließ der König ein schönes Standbild auf dem Wilhelmsplatze in Berlin setzen.

Friedrich Wilhelm hatte einen sehr schönen Körperbau. In seinem Aeußern war er sehr einfach, seine Thätigkeit lobenswerth. Nur die Sparsamkeit der beiden vorigen Regenten übte er nicht; denn als er starb, lag auf dem Staate eine Schuldenlast von 49 Mill. Thaler.

---

## 44. Die Kriege während der Regierung Friedrich Wilhelm's II.

**Der holländische Krieg, 1787.** — Es waren schon seit mehreren Jahren in den vereinigten holländischen Provinzen Unruhen gewesen. Widerspenstige und aufrührerische Menschen suchten die Rechte des Erbstatthalters, des Prinzen von Oranien, zu schmälern und, wo möglich, ganz

aufzuheben. Diese Parthei legte sich den Namen Patrioten bei, indem sie vorgab, daß sie die Gerechtsame des Landes schützen und das Gemeinwohl des Volks vertreten wolle. Viele hingen den Aufrührern an, und der Erbstatthalter ward am Ende so gedrängt, daß er weichen und seinen Sitz in Nimwegen nehmen mußte. Aber auch der Erbstatthalter hatte noch Anhänger, und diese bildeten eine Gegenparthei, voll Eifer für die Sache ihres Fürsten, doch zu schwach, um die Patrioten mit Schwertes Gewalt niederzudrücken. Um aller Zwietracht ein Ende zu machen und Frieden und Ruhe herzustellen, wollte sich die edle Gemahlinn des Erbstatthalters, eine Schwester unsers Friedrich Wilhelm, in's Mittel legen. Sie beschloß, nach Haag in Holland zu reisen, wo die Versöhnung gestiftet werden sollte. Damit war aber den Aufrührern nicht gedient: sie fanden in der Verwirrung manchen Vortheil, und das gefiel ihnen. Als nun die Fürstinn das holländische Gebiet betrat, hatten die Verwegenen die Frechheit, die Prinzessinn auf der Reise anzuhalten, sie mehrere Tage in einem Zimmer fast gefänglich zu bewahren und sie durch beleidigende Handlungen zu zwingen, unverrichteter Sache zurückzukehren. Durch diese That, an der Schwester verübt, fand sich auch der Bruder, der König von Preußen, beleidigt. Er forderte Genugthuung; man verweigerte sie. Nun brachen im September 1787 20,000 Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig auf und rückten in Holland ein. Die Patrioten erschraken; sie flohen feige und machten es den preußischen Kriegern sehr leicht, das Land zu nehmen. Und als nun bei'm weitern Vorrücken auch die Stadt Amsterdam sich ergab, so baten die Empörer um Gnade. Der Prinz von Oranien wurde in alle Rechte eingesetzt, als Erbstatthalter des ganzen Reichs angenommen, und so die alte Ordnung der Dinge hergestellt.

Der Krieg gegen die französische Republik, 1792—95. — Der gute und fromme König Ludwig XVI. regierte über Frankreich mit väterlicher Milde, denn sein Herz wollte nur das Glück seiner Unterthanen. Leider hatten seine Vorgänger so übel gewirthschaftet, daß viele hundert Millionen Schulden auf dem Lande lasteten. Große Abgaben und Steuern mußten gefordert werden, damit man die Ausgaben bestreite, und was das Schlimmste war, dieser Druck lag allein auf den niedern Volksklassen. Adel und Geistlichkeit besaßen große Güter, schwelgten und praßten und waren doch ganz steuerfrei. Immer größer wurde die Noth, immer lauter sprach das Volk gegen solch' Unrecht. Beredte, feurige Männer verbreiteten ohne Hehl das Wort von Freiheit und Gleichheit der Menschen und fanden mit solchen Reden einen unaussprechlichen Eingang. Ein gefährlicher Freiheitsschwindel griff allgemein um sich, immer größer wurde die Gährung. Der König und seine Minister wußten bei einer solchen Stimmung und in einer furchtbaren Geldverlegenheit nicht mehr Rath zu schaffen. Sie riefen im Jahre 1789 Abgeordnete aus dem Adel, der Geistlichkeit und den Bürgern zusammen, um sich mit ihnen über des Landes Noth zu berathen. Aber hier war an eine ruhige Berathung, an ein gemeinschaftliches Wirken nicht mehr zu denken. Die Köpfe waren erhitzt. Die Bürger gewannen die Oberhand, schafften alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit ab, schränkten die Gewalt des Regenten ein und nahmen endlich die ganze königliche Familie in einen solchen Gewahrsam, daß sie so gut wie gefangen war und nicht mehr als den Schatten von der alten Gewalt behielt. Die geistlichen Güter wurden verkauft, die Adligen

mißhandelt, die Befehle des Königs nicht gehört. Die französischen Prinzen, viele Hundert vom Adel und Andere, die einen solchen gesetzlosen Zustand verabscheuten, wanderten aus dem Lande, in welchem ihr Vermögen und ihr Leben nicht mehr sicher waren. Auch der König wollte mit den Seinigen entfliehen, aber auf der Flucht wurde er erkannt und aufgehalten. Und so gut war Ludwig, daß, als ein Haufen Krieger bereit stand, ihn mit Schwertes Schärfe aus der Feinde Klauen zu hauen, er verbot, Gewalt zu gebrauchen, damit seinetwegen nicht Bürgerblut fließe. Die Flucht des Königs entflammte aber die Franzosen zur höchsten Wuth. Sie entsetzten ihn seiner königlichen Würde, schafften das Königthum ganz ab und nannten Frankreich eine Republik. Dabei sprachen sie unverhohlen, alle Fürsten müßten vom Throne gestürzt, aller Unterschied unter den Ständen der Menschen aufgehoben, und gleiche Rechte, gleiche Freiheit eingeführt werden.

Die Fürsten Europa's wurden immer aufmerksamer auf jene Wuthentbrannten, die sich untereinander beraubten, plünderten, mordeten, und dadurch gerade zeigten, wie höchst unglücklich diejenigen sind, bei denen Recht und Gesetz und die regelnde Hand eines Fürsten fehlen. Der deutsche Kaiser Franz II., der **1792** zur Regierung gekommen, war ein naher Verwandter der unglücklichen Königinn von Frankreich, und die Leiden der französischen Königsfamilie gingen ihm sehr zu Herzen. Er verband sich daher im Februar **1792** zu Berlin mit unserm Monarchen, um den König Ludwig zu befreien und die alte Verfassung in Frankreich wieder herzustellen. **50,000** Mann Preußen brachen im Juni schon nach dem Rheine auf. Der König begleitete sie in eigener Person, und der Herzog von Braunschweig führte den Oberbefehl. Der Feldzug fing sehr glücklich an. Die preußische Armee nahm rasch die Festungen Longwy und Verdun, drang durch die Champagne und kam bis Valmy, auf die Straße nach Chalons. Jubelnd gedachte man schon des Einzugs in Paris, der Herzog von Braunschweig erließ einen donnernden Zuruf an die Franzosen, sogleich ihren König loszulassen und zur alten Ordnung zurückzukehren, sonst würde in Paris kein Stein auf dem andern bleiben. Aber diese Befehle verfehlten ihre Wirkung, sie setzten die Republikaner nicht in Furcht, sondern in Wuth. Jeder ergriff die Waffen, ganz Frankreich wurde ein Kriegslager. Man wollte an die Vertheidigung des Landes Alles setzen. Und so waren im Nu Heere zusammengebracht, die eilends den Preußen entgegen gingen. Diese hatten unter vielfachen Beschwerden ihre Märsche fortgesetzt und waren in kläglichem Zustande. Die ausgewanderten Franzosen spiegelten bei'm Ausbruche des Krieges die Eroberung Frankreich's als etwas Unbedeutendes vor, und versicherten, man würde die Preußen mit Freuden aufnehmen; aber wie ganz anders erschien in Wahrheit die Sache! Kein Franzose ging zu den Preußen über, jeder betrachtete sie als harte Feinde. Man war durch einen schlechten französischen Landstrich gezogen, die Lause-Champagne genannt, und Hunger und Mangel wütheten im Heere. Schlechte Witterung und grundlose Wege erhöheten die Schwierigkeiten. Da traten nun **70,000** kampfbegierige Franzosen unsern Kriegern in den Weg, aufgestellt in einer fast unangreifbaren Linie. Es begann bei Valmy eine heftige Kanonade, aber sie brachte die Feinde nicht zum Weichen, und nun mußte die preußische Armee sich zurückziehen. Es war ein sehr unglücklicher Rückzug: er kostete **12,000** Preußen das Leben. Viele Soldaten fielen vor Hunger um,

denn es fehlte an Brod und sonstigen Lebensmitteln; ganze Haufen marschirten ohne Schuhe und Strümpfe fast halb nackend in den mit tiefem Schlamme und Wasser angefüllten Wegen, und oft konnten die ermatteten Krieger während 24 Stunden kaum 2 Stunden in den endlosen Morästen zurücklegen. Kanonen, Wagen und Gepäck blieben größtentheils stecken, denn die Pferde stürzten zu Hunderten, so daß selbst ein Theil der Reuterei gehen mußte. Die Ruhr wühtete im Heere, und es starben die Soldaten zu Tausenden. Nach einem Zuge von drei Wochen langte man auf deutschen Boden an. Hätten die französischen Generale ihre Schuldigkeit gethan und sich nicht so unthätig bei dem Rückzuge der Preußen verhalten, so wäre die ganze Armee gefangen, oder vernichtet worden. Damit das Unglück recht vollständig werde, drang ein Franzosenheer vom Elsaß aus mit Sturmes Eile in die Rheingegenden und eroberte rasch Speier, Worms, Frankfurt am Main und Mainz.

Das Jahr **1793** fingen die Franzosen damit an, über ihren König Ludwig das Todesurtheil auszusprechen und ihn am **21.** Januar hinzurichten. Wohl konnte der unglückliche Monarch noch auf dem Blutgerüste seinen Unterthanen zurufen: „Franzosen, ich sterbe unschuldig!“ denn er hatte nur das Gute gewollt. Seine Familie fiel größtentheils auch unter dem Henkersbeile. Diese Gräuel brachten fast ganz Europa in Zorn, und man ergriff allgemein die Waffen gegen solche Unmenschen. Friedrich Wilhelm verstärkte sein Heer, und der Herzog von Braunschweig eilte damit über den Rhein. Frankfurt a. M. wird genommen, und nach langer und heftiger Belagerung die Feste Mainz erobert. Bei **Pirmasens** trifft die preußische Armee auf die Franzosen, eine heftige Schlacht entbrennt, und der Feind wird geschlagen. Abermals dringt er mit Heeresmassen vor. Muthig gehen die Preußen ihm entgegen, und ein herrlicher Sieg bei **Kaiserslautern**, im November **1793**, wird ihnen zu Theil. Hätten die übrigen verbündeten Heere auch so siegreich gekämpft, der Feldzug hätte wohl anders ausfallen mögen. Aber es war ein Unglück für die Preußen, daß ihre Verbündeten mehr verderbten, als sie gut machen konnten. Und so mußte der Herzog von Braunschweig als Sieger, um der andern Heere willen, sich in die Gegend von Mainz zurückziehen. Aus Verdruß legte er den Oberbefehl nieder; ihn übernahm der Feldmarschall Möllendorf.

Dieser brach im Frühlinge **1794** wieder auf. Abermals hatten sich die Franzosen bei **Kaiserslautern** gestellt, und abermals wurden sie besiegt. Möllendorf eilte den Flüchtigen nach und trieb sie bis zur französischen Grenze, — da ertönt die Nachricht, daß die Oestreicher geschlagen und zurückgetrieben sind, und so muß er auch zurückweichen. Mit blutendem Herzen tritt er den Rückzug an, der Feinde Menge mit keckem Muthe hinter ihm her, ihn beunruhigend und neckend. Am **20.** September erscheint die französische Armee in voller Schlachtordnung bei **Kaiserslautern**. Ohne Zagen nimmt Möllendorf den ungleichen Kampf an, zum dritten Male soll hier ein mörderisches Treffen entstehn, und zum dritten Male den Preußen der Sieg werden. Die Feinde müssen in wilder Hast fliehen.

Während die preußischen Krieger hier siegen, sind die Oestreicher ganz zurückgedrängt, und den gierigen Franzosen ist das linke Rheinufer in die Hände gefallen. Die preußischen Länder **Mörs**, **Geldern** und das überrheinische **Cleve** werden von ihnen überschwemmt, die Festung Wesel und

ganz Westphalen gerathen in Gefahr, — da muß der König seine Krieger herbeirufen, um die eigenen Länder zu schützen. Und nun war Friedrich Wilhelm des unrühmlichen Kampfes müde. Er beschloß, für sich allein Frieden mit Frankreich abzuschließen, und der kam schon am 5. April 1795 zu Basel zu Stande. Die Franzosen räumten an der rechten Seite des Rheins die preußischen Besitzungen und behielten die an der linken unter der Bedingung, daß Preußen bei'm allgemeinen Frieden für diese Abtretungen hinreichende Entschädigung erhalte. Zum Schutze Deutschland's gegen jeglichen Kriegsandrang zog Preußen eine militärische Grenze, Demarkationslinie genannt, — von Ostfriesland an der Ems hin bis Münster, durch Cleve, Mark über Homburg, den fränkischen und obersächsischen Kreis bis an Schlesien — welche die kriegführenden Mächte nicht zu überschreiten versprachen.

Die Theilung Polen's. — Seit der ersten Theilung dieses Landes war es in demselben nie ganz ruhig gewesen. Eine Parthei, mit dem König an der Spitze, war auf Rußland's Seite, die andere wollte die Schmach des Vaterlandes nicht länger tragen und von allem fremden Einflusse frei dem Lande eine zweckmäßige Verfassung geben, um ein Reich zu bilden, in sich selbst groß und stark. So waren beständig Hader und Zwietracht, und die Reichstage wurden bald so verrufen, daß, wer auf etwas Verwirrtes und Nichtssagendes hindeuten wollte, sprichwörtlich sagte: „Es ist ein polnischer Reichstag!" Die Grenznachbarn schürten diesen Zwiespalt heimlich an, damit sie zur gelegenen Zeit mehr Anlaß zur Einmischung hätten. Wohl erkannte ein Theil des polnischen Volkes diese Absicht, darum faßten sie einen schnellen Entschluß. Sie wendeten sich an Preußen, um unter dessen Schutze dem Staate eine neue, kräftigere Einrichtung zu geben. Friedrich Wilhelm gewährte gern diesen Antrag, und so schritten die Polen freudig zum Werke. Es schien für sie eine schöne Zeit zu kommen. Leider sollte diese Hoffnung nur zu bald schwinden. Mehrere polnische Edelleute waren heftige Gegner der neuen Verfassung. Sie vermehrten ihren Anhang und riefen die russische Kaiserinn Katharina um Hülfe an. Dieser kam das sehr gelegen, und schnell marschirten 100,000 Russen in das unglückliche Polen. — 1792. — Erschrocken rief man Preußen zu Hülfe, aber wer malt des Volkes Erstaunen, als statt Hülfe die kahle Antwort erfolgt: da der König von Preußen keinen Antheil an der neuen polnischen Verfassung habe, so halte er sich auch nicht verbunden, ihnen jetzt zu Hülfe zu kommen. — Die Polen mußten nur an Ergebung denken, und die Russen überschwemmten fast das ganze Reich. Noch wartete man in dem unglücklichen Lande der kommenden Dinge, als die Höfe von Rußland und Preußen erklärten, daß man mehrere polnische Distrikte unter sich theilen würde, um — so hieß es — das Land von allem Zwiespalte zu befreien. Preußen nahm Danzig und Thorn und einen andern großen Landstrich unter dem Namen Südpreußen in Besitz. Eine preußische Armee besetzte die neu erworbenen Theile, und der polnische Reichstag mußte gezwungen die Einwilligung zur Abtretung geben.

Man hätte denken sollen, der polnische König Stanislaus würde Alles aufgeboten haben, damit er ein solches Unglück von seinem Lande abwende, allein er war zu schwach und fügte sich gern in Alles. Nur einen Mann gab es in Polen, auf welchen Jeder vertrauend zur Rettung hinblickte: es war Kosziusko, ein armer Edelmann aus Litthauen. Tapfer,

kriegserfahren und voll glühender Liebe zu seinem Vaterlande belebte ihn der Beschluß, mit den Waffen in der Hand Rettung zu versuchen. Ihm zur Seite stand der General Madalinsky. In aller Stille versammelten sie zu Krakau die Mißvergnügten, und im Frühjahre 1794 brachen sie los. Ueberall flatterte die Fahne des Aufruhrs. Tausende liefen herbei, und Kosziusko sah sich an der Spitze von 20,000 Mann. Eine heftige Erbitterung ergriff das Polenvolk. Am grünen Donnerstage fiel man in Warschau über die Russen her und erschlug ihrer 2500. Dann befestigte man die Stadt, denn schon rückten die Preußen heran, um die Empörung zu dämpfen. Kosziusko eilte ihnen mit seinen Schaaren entgegen, aber die Preußen besiegten ihn bei Szelze. Krakau geht verloren, und Warschau wird belagert. Nach zwei Monaten ziehen die Preußen ab, denn Madalinski hat in Südpreußen einen furchtbaren Aufstand erregt, den wollen sie erst dämpfen. Nun ziehen die Russen unter dem General Suwarow heran. Kosziusko ihnen entgegen, und bei Macziewica entbrennt die Schlacht. Vergebens fochten die Polen den Löwen gleich, sie werden in die Flucht geworfen. Kosziusko selbst wird von Kosaken umringt und stürzt mit dem Rufe: „das Ende Polens!" zu Boden. Er hatte wahr geredet. Das ganze Reich wurde von den Siegern eingenommen, welche beschlossen, sich in dasselbe völlig zu theilen. Preußen bekam noch an 900 □Meilen unter dem Namen Neu-Ost-Preußen. Der König von Polen mußte seiner Krone entsagen und mit einem jährlichen Gnadengehalte zufrieden sein.

Erwerbung der brandenburgisch-fränkischen Länder. — Auf eine friedlichere Weise hatte Friedrich Wilhelm schon im Jahre 1791 zwei Familienländer erhalten: die Fürstenthümer Anspach und Baireuth. Ihr kinderloser Besitzer übergab sie aus Neigung zum stillen häuslichen Leben dem rechtmäßigen Erben, unserm Könige, gegen eine Leibrente. Die Erbschaft wurde 1792 in Besitz genommen, und der rothe Adlerorden, der jenen Ländern angehörte, zum zweiten Orden des preußischen Hauses erklärt.

Und so hatte unter diesem Könige der Staat über 1600 □Meilen an Ausdehnung gewonnen und umfaßte an 5250 □Meilen mit $8^1/_2$ Million Einwohner.

---

# Zweiter Zeitraum.

## 1797 bis ~~jetzt~~ 1840.

### König Friedrich Wilhelm III.

Von 1797 bis 1840.

### 45. Die Jahre 1797—1806.

Am 3ten August 1770 wurde der König Friedrich Wilhelm III. dem Lande geboren. In den schlichten Räumen eines Bürgerhauses zu Potsdam erblickte er das Licht der Welt. Der damalige Kronprinz benutzte nämlich das zierliche Eckhaus am neuen Markte zu Potsdam eine Zeitlang als Absteigequartier und hier in einem Zimmer des oberen Stockwerks ward Friedrich Wilhelm III. den Seinen geschenkt. Zu jener Zeit saß noch auf dem preußischen Königsthrone der große Friedrich. Als der Held den

neugebornen Prinzen zum ersten Male sah, nahm er ihn auf die Arme, eine Freudenthräne floß aus dem Auge des ruhmumstrahlten Fürsten, und ein feierlicher Kuß weihete das Kindlein zu seiner hohen Bestimmung. Friedrich der Zweite schrieb damals an einen Freund: „Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an unserm neugebornen Prinzen nehmen. Ich wünsche, daß er diejenigen Eigenschaften haben möge, welche er haben muß, und daß er, anstatt eine Geißel der Menschheit zu sein, einst ihr Wohlthäter werde.“ Hätte der große König ahnen können, wie vortrefflich der junge Prinz als König dereinst regieren würde, seine Freude wäre gewiß unaussprechlich gewesen.

Prinz Friedrich Wilhelm zeigte von früh an ein vortreffliches Gemüth, großen Fleiß, Ernst und Muth, Kraft und Festigkeit des Willens. Dies machte ihn denn auch zum Lieblinge des alten Fritz. „Der wird mich wieder von vorn anfangen,“ sprach einst der alte König auf den kleinen Prinzen deutend.

Mit dem siebenden Jahre begann die geregelte Ausbildung des jungen Thronerben. Friedrich der Große ordnete sie mit Sorgfalt an. Und jemehr die herrlichen Anlagen des Prinzen sich entwickelten, desto mehr zeigte sich die Vortrefflichkeit seiner Seele. Ein christlich frommes Gemüth belebte ihn. Der Pracht und der Verschwendung war er sehr abgeneigt. Stolz kannte er nicht. Ein ganz hervortretendes Gefühl für Recht und Gerechtigkeit gab sich überall kund. Diejenigen, welche ihm nahe standen, konnten nicht genug seine treue, innige Freundschaft rühmen.

Bis zum Tode Friedrich's II. lebte der junge Prinz in Potsdam. Ueber seine letzte Unterredung mit dem großen Könige erzählt er selbst Folgendes: „Eben auf dieser Stelle hier, — in den großen Gartenanlagen bei Sanssouci —, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letzten Male sah und sprach. Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den Gegenständen, in welchen ich unterrichtet wurde. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden; dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Lehrer eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Angesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wange und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst.“ Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben. Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun, Fritz, werde was Tüchtiges. Es wartet Großes auf dich. Ich bin am Ende meiner Tage und mein Tagewerk ist bald vollbracht. Ich fürchte, du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Rüste dich, sei firm! Denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm! Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine. Halte es stets mit dem Volke, daß es dich liebe und dir vertraue; darin nur allein kannst du stark und glücklich sein.“ Er maß mich mit festem Blicke von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und sagte: „Vergiß diese Stunde nicht!“ — „Ich habe sie nicht vergessen.“

In dem Jahren 1792—95 zog der Kronprinz mit dem preußischen Heere in den Krieg gegen Frankreich. Hier that er sich durch Tapferkeit

hervor. Besonders aber rühmten die Krieger überall, wie so menschenfreundlich der Prinz die Soldaten behandele, wie sehr er für die Verwundeten sorge und wie liebreich er sich der Kranken und Ermatteten annehme. Das ganze Heer liebte ihn und sah auf ihn mit Stolz und Vertrauen.

Es war am 16ten November 1797, als der König Friedrich Wilhelm II. zu Potsdam starb und der sieben und zwanzigjährige Kronprinz den Thron bestieg, mit ihm seine edle Gemahlinn Luise, Prinzessinn von Mecklenburg-Strelitz, geziert an Körper und Geist, wie wohl selten eine Frau. Nur innige Zuneigung hatte dies Band geschlossen, und man sah in diesem königlichen Paare ein Beispiel der Liebe und des Friedens, wie noch nie auf Thronen war gegeben worden.

Mit ernstem Gemüthe, daß nur auf die Wohlfahrt des Volkes gerichtet war, übernahm der Monarch seinen erhabenen Beruf; mit fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung, und mit geübter und segnender Hand hat er sie bis an seinen Tod geführt. Güte und Gnade athmeten alle Handlungen und Verordnungen, das Land jauchzte und segnete seinen Regenten. Denn er stellte die Sitten wieder her und den Ernst des Regiments, welcher unter der vorigen Regierung gar sehr gewichen war. Sein erster Befehl deutete an, daß das schlaff gewordene Band in der Verwaltung angezogen, daß strenge auf den Dienst gehalten, und jeder Unwürdige aus demselben entfernt werden sollte. „Der Obere ist schuldig," sagte der König, „auf den Dienst seines Untergebenen zu sehen und ihn dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden. Wer sich der Untreue schuldig macht, wird ausgestoßen. Den redlichen Mann werde ich jederzeit hochschätzen und auszuzeichnen bemüht sein, aber auch den, der seiner Schuldigkeit nicht nachlebt, zu bestrafen wissen." — Solche Worte nahm das Land mit Freuden auf, und sie erweckten Liebe und Vertrauen; denn man sah, daß Thätigkeit, Ernst und Beharrlichkeit Grundzüge des königlichen Gemüths seien.

Und diese Freude wurde vergrößert, als die heilsamsten Anordnungen von dem Throne aus ergingen. Den in der letzten Zeit der vorigen Regierung wieder eingeführten und dem Volke so verhaßten Alleinhandel mit Tabak hob der junge Monarch auf, der geistliche Minister von Wöllner ward entfernt, und mit ihm sank das berüchtigte Religionsedikt selbst dahin. So wie verhaßte, unzweckmäßige Einrichtungen untergingen, so entstanden die heilsamsten und zeitgemäßesten. Eine eigene Prüfungsbehörde für Aerzte, Wundärzte und Apotheker wurde in Berlin angeordnet; zur geregelten Aufsicht über die Staatseinkünfte der allgemeinen Ober-Rechenkammer eine neue Einrichtung gegeben. Der Kriegerstand erhielt eine Erhöhung seines Soldes, denn die Preise der Lebensmittel standen nicht mehr im Verhältnisse zu der Löhnung der Soldaten. Vorzüglich mehrte und begünstigte der König die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Es ist überhaupt diese wichtige Angelegenheit in unserm Vaterlande erst durch Friedrich Wilhelm III. so schön emporgebracht und so herrlich durchgeführt, wie dies unsere Geschichte nachher noch erzählen wird. In diesen ersten Regierungsjahren errichtete der König die Bauakademie, ließ dem großen Waisenhause zu Halle beträchtliche Unterstützungen zufließen, gründete Arbeitshäuser in Pommern und ein Landarmenhaus zu Landsberg und bewilligte große Summen für Stadt- und Landschulen. Im Jahre 1803 wurden die Schutzpocken eingeführt, und dadurch so manches Kind vor der

schrecklichen Blatternkrankheit bewahrt, die so viele Opfer schon weggerafft hatte. Außerdem verwendete man in den Jahren von 1797 bis 1806 zu Landesverbesserungen, als Kanälen, Kunststraßen, Ansetzung von Kolonisten, Herstellung abgebrannter Orte, Bauten von Kirchen und Schulen, an 26 Millionen Thaler. Und ungeachtet dieser großen Ausgaben tilgte der König von den ihm vom Vater nachgelassenen 49 Millionen Thaler Schulden in diesen Jahren 23 Millionen. Wer erstaunt nicht über diese Thaten, wer segnet nicht einen solchen Regenten! Es konnte aber dies Große vom Könige möglich gemacht werden, denn er hatte den Geist der Ordnung und der Sparsamkeit wieder in seine Lande zurückgeführt. Selbst ging er mit dem lobenswerthesten Beispiele voran. Sein häusliches Leben hatte ihm schon das preußische Volk gewonnen, als er noch Kronprinz war; als König setzte er es fort. Thätig, ordnungsliebend und äußerst sparsam, suchte er nicht den schimmernden Glanz, sondern einfach im Aeußern, lebte er mit frommen und reinem Sinne, wie ein Hausvater unter den Seinen. Und darin ist sich der verehrte Regent stets treu geblieben. — Ihm zur Seite stand die herrlichste, schönste und edelste Frau des Reichs, voll Liebe unzertrennlich an ihrem erhabenen Gemahle hangend, um ihn herum ein Kreis blühender Kinder, die sie ihm geboren. Man konnte nichts Schöneres sehen, als die königliche Familie. Alle Unterthanen nannten sie mit Stolz die ihrige, und kein Stolz war gerechter und natürlicher. Dies erhabene Beispiel bewirkte im Lande selbst schöne Häuslichkeit in den Familien. Sparsamkeit, Ordnung und Fleiß mehrten sich und führten Zufriedenheit und Wohlstand da ein, wo diese Güter gewichen waren. Und das ist gewiß das schönste Vermächtniß des Königs, dem Lande gegeben, daß durch den Abglanz seines Thrones Tugend und Frömmigkeit, Einfachheit und Zufriedenheit, Sparsamkeit und Thätigkeit bei den Unterthanen allgemeiner wurden. Etwas Höheres hat noch nie ein Herrscher seinem Volke gegeben!

Gleich in den ersten Regierungsjahren durchreis'te der König alle seine Staaten. Die Königinn begleitete ihren Gemahl auf den Reisen. Die Erscheinung des erhabenen Königspaares begeisterte das Volk, es schlugen ihm aller Herzen in Liebe und Bewunderung entgegen. Diese Reisen wiederholte der König oft, und die segnenden Spuren, die sie hinterließen, die Milde und Freundlichkeit, mit welcher König und Königinn überall auftraten, schlugen tiefe Wurzeln in dem Gemüthe aller Unterthanen. Eine solche Begeisterung, mit welcher Preußen an seinem König hing, war niemals gesehen worden, und diese Begeisterung wich nie, sondern bewährte sich in den Stürmen und Gefahren der Zeit so herrlich und knüpfte das Band der unendlichen Liebe zwischen Fürst und Volk ewig fest. Denn für ein so treu geliebtes, mit den Unterthanen so innig verschmolzenes Königshaus opfert das preußische Volk jederzeit gern die höchsten Güter der Erde.

Solche schöne Jahre wurden noch erhöht durch den Frieden, welchen der König seinem Lande erhielt. In Europa erklangen noch an manchen Orten die Waffen. Oestreich und England stritten fortwährend im harten Kampfe gegen Frankreich, als Preußen durch den Frieden längstens aus dem Bunde geschieden war. Sehr gern wollte man auch den jungen preußischen Monarchen wieder zum Antheil am Kriege bewegen, aber Friedrich

Wilhelm hielt unerschütterlich den Grundsatz fest, nicht ohne Noth das Schwert zu ziehen. Zwar ließ er, als England die allgemeine Schifffahrt so sehr bedrückte, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems sperren, um Gleiches mit Gleichen zu vergelten und die Engländer zu billigen Anforderungen zu zwingen; aber dieses Unternehmen war von kurzer Dauer und störte den Frieden des Landes nicht. Wichtiger für die Folgezeit war des Königs Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander von Rußland in Memel. Hier wurde zwischen diesen beiden Monarchen ein Freundschaftsbündniß seltener Art geschlossen, welches bis zum Tode Alexander's durch Nichts gestört worden ist.

Unterdeß hatte Frankreich mit siegender Hand seine Feinde zurückgedrängt und diese dahin gebracht, den Frieden unter harten Bedingungen anzunehmen. Oestreich mußte zu Lüneville den Franzosen das ganze linke Rheinufer überlassen, und somit verlor auch unser Vaterland Mörs, Lingen, Geldern und einige andere Landestheile, im Ganzen wohl 46 □Meilen. Nun aber sicherte der Frieden zu Basel unserm Könige die erforderliche Entschädigung, und diese wurde ihm auch hinreichend zu Theil. Er erhielt im Jahre 1802 die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, die Stadt und das Gebiet Erfurt, das Eichsfeld, einen Theil des Bisthums Münster, die Städte Mühlhausen, Nordhausen, Goslar und Quedlinburg und die Abteien Herford, Elten, Essen und Werden, zusammen 241 □Meilen mit 600,000 Einwohnern.

Es war zu der damaligen Zeit in ganz Deutschland ein außerordentlicher Länderwechsel. Fürsten traten lange besessene Provinzen ab und erhielten neue wieder. Alles dies bewirkten die großen Siege der Franzosen und die Abtretungen, welche man diesem Volke machen mußte. Denn unter ihm war ein Mann aufgetreten, voll Kraft und Fähigkeit und wunderbar begünstigt vom Glück. Er hieß Napoleon Bonaparte und war der Sohn eines Advokaten auf der Insel Corsika. Als Knabe kam er nach Frankreich, erlernte in einer Kriegsschule die Kunst, mit welcher er Europa lange geängstigt hat, und offenbarte schon hier einen eisernen, in sich gekehrten Sinn. Durch seine Anlagen überholte er bald seine Mitschüler. Die Zeit der furchtbaren Unruhen in Frankreich brachte den Jüngling rasch empor, und im 26. Jahre erhielt er schon den Oberbefehl der französischen Armee in Italien gegen die Oestreicher. Hier that er Wunder der Tapferkeit und trieb die Feinde fast bis nach Wien. Das französische Volk erhob ihn lobpreisend. Nach einem verwegenen Kriegszuge über's Meer nach Aegypten, landete er plötzlich in Frankreich, zwang die Machthaber zu Paris, ihm die Regierung zu überlassen, und wurde von dem leichtsinnigen Franzosenvolke zum Consul ernannt. Mit unerhörter Wildheit setzte er den Kampf gegen die Feinde Frankreich's fort, und wenn sich keine Feinde fanden, so griff er muthwillig die Völker an; denn das Kriegspiel war seine Lust, und Eroberung seine Freude, so daß er ohne beides nicht leben konnte. Die Völker in Europa zitterten vor ihm, denn das Glück begünstigte ihn so sehr, daß noch kein Volk gegen ihn hatte im Kampfe aushalten können. In hastig auf einander folgenden Siegen überwand er Oestreich in Italien und erzwang jenen Frieden von Lüneville. England, welches Frankreich's und seines Consuls arger Feind war, konnte er nun zwar nicht so züchtigen, denn es fehlte ihm an Kriegsschiffen; aber nun sann er einen andern Racheplan aus. Hannover, England gehörend, ward 1803 ohne Weiteres

weggenommen, und es wurde nicht darauf geachtet, daß dies Land in Deutschland lag, und daß dadurch eine grobe Beleidigung dem ganzen deutschen Reiche zugefügt wurde. Napoleon war so gewissenhaft nicht, wenn es seinen Vortheil und die Erreichung seiner Plane galt. Und wie weit diese gingen, zeigte schon das Jahr 1804. In demselben ließ er sich feierlich zum Kaiser der Franzosen krönen. Fast alle Fürsten Europa's erkannten seine Würde an, auch unser König. Denn Frankreich und sein Kaiser hatten sich stets willfährig gezeigt, nach dem Lüneviller Frieden Preußen's Länderentschädigung sichtlich begünstigt und schon wiederholt unserm Herrscher angelegen, in einen nähern Bund mit ihnen zu treten. Friedrich Wilhelm lehnte solche Anträge zwar ab, denn er wollte Nichts mit den Kriegshändeln zu thun haben, aber abgeneigt war er Frankreich nicht, und dazu hatte er auch keinen Grund. Uebrigens müssen wir es loben, daß der König sich zurückhielt, — er konnte um so mehr als Vermittler der streitenden Partheien auftreten und Ruhe und Ordnung erhalten. Aus diesem Grunde schloß er auch mit mehreren Fürsten einen Vertrag, um Norddeutschland den Frieden zu erhalten, falls Kampf und Kriegsungewitter losbrechen würden. Denn ob man schon hätte glauben sollen, Napoleon sei nun zufrieden, da er eine so hohe Stufe erstiegen hatte, so zeigten doch viele Wahrzeichen das Gegentheil. Es war dieser eiserne Gebieter noch gefährlicher im Frieden, als im Kriege. Ohne Recht und ohne Ursach zog er Länder ein, wo er nur konnte; ohne Scham beging er Gewaltthätigkeiten, die jeden Rechtlichen empörten. Die unerhörtesten, willkürlichen Verfügungen über Völker und Provinzen erregten den Unwillen der Herrscher Europa's. Auch Friedrich Wilhelm's rechtlicher Sinn sträubte sich gegen solche Ungebühr und er wurde immer kälter gegen den Kaiser Napoleon. Rußland, England und Oestreich verbanden sich aber im Jahr 1805, um mit Waffengewalt die Franzosen zur Ordnung und zur Haltung der heiligsten Verträge zu zwingen. Jeder suchte nun Preußen für sich zu gewinnen. Napoleon that große Anerbietungen, aber er hatte es selbst verschuldet, daß der redliche König Nichts mit ihm zu thun haben wollte; die andere Parthei wendete alle Kunstgriffe an, um das kräftige Preußen zu ihrem Bunde zu ziehen, doch vergebens. Friedrich Wilhelm wollte partheilos bleiben, und damit er dem nördlichen Deutschland die Ruhe erhalte, rüstete er seine Heere an der Weichsel, in Schlesien und Westphalen. Napoleon nahm dies jedoch so übel, daß ihn von dieser Zeit an ein glühender Haß gegen unser Vaterland und den König durchdrang; denn wer nicht dem Willen jenes trotzigen Mannes gehorchen wollte, den haßte er. Darum werden wir auch von nun an diesen grausigen Kriegsmann als heimtückischen Feind gegen Preußen erblicken.

Oestreicher und Russen eilten zum Kampfe an die Donau; Napoleon sammelte seine furchtbaren Schaaren, um ihnen zu begegnen. In Eilmärschen ging es Tag und Nacht nach Baiern zu. Preußen sah dies Treiben ruhig an, aber ehe es sich versah, ließ Napoleon seinen Ingrimm an ihm aus und beleidigte es absichtlich. Mit furchtbarer Kriegsmacht durchzog er ohne weitere Anfrage die Länder Anspach und Baireuth, damals zu unserm Vaterlande gehörend, um desto schneller die Oestreicher zu überrumpeln, welche glaubten, die preußischen Länder dürften nicht von den Franzosen betreten werden. Aber was achtete denn Napoleon wohl! Dazu hatten die Franzosen in jenen Gegenden Erpressungen, Grausam-

keiten und Bedrückungen aller Art verübt. Ueber eine solche That entflammte mit Recht der Zorn des Königs. Er schrieb an Napoleon: „Er wisse nicht, ob er sich mehr über die verübten Gewaltthätigkeiten, oder über die vorgebrachten Entschuldigungen wundern solle. Jetzt werde die preußische Armee eine Stellung nehmen, wie sie die Vertheidigung des Staats nöthig mache." — Solchen Worten folgte die That. Die stärksten Rüstungen in Sachsen, Westphalen und Franken brachten drei Heere auf die Beine; die Krieger jubelten, in Berlin sprach man laut für den Krieg. Man sang Kriegslieder, man träumte schon von Siegen, man konnte kaum den Aufbruch des Heeres erwarten. Den Russen wurde erlaubt, durch Schlesien zu marschiren, und ihnen obendrein Verpflegung zugesichert.

Gerade in dieser Zeit traf der russische Kaiser Alexander in Berlin ein, um seiner vorangezogenen Armee nachzueilen. Friedrich Wilhelm empfing den Freund mit inniger Liebe, das Volk freute sich seiner Ankunft. Am 3. November wurden die alten bestehenden Verträge zwischen beiden Monarchen nicht nur feierlich erneuert, sondern auch noch ein Bund abgeschlossen, kraft dessen beide Mächte sich verbindlich machten, zur Herstellung des Friedens Alles anzuwenden, und, wenn alle Bemühungen fehlschlagen sollten, sich dann gegenseitig kräftig zu unterstützen. Alexander reisete am 6. November von Berlin ab. Die Augenblicke des Scheidens von Preußen's Herrscher waren merkwürdig. Kaiser Alexander hatte gewünscht, noch vor seiner Abreise Friedrich's des Großen Gruft zu sehen. Des Nachts um 1 Uhr, am 5. November, begab er sich mit dem Könige und der Königinn nach der Garnisonkirche zu Potsdam. Die feierliche Stille der Nacht, die durch Fackeln erhellten Räume des heiligen Gotteshauses stimmten die Herrscher so vieler Millionen zu unaussprechlichen Gefühlen. In ihrer Brust keimte und reifte etwas Großes. Alexander küßte den Sarg des unsterblichen Königs, Friedrich Wilhelm legte die Hand in die seines kaiserlichen Freundes, und beide schwuren sich an der Ruhestätte eines großen Mannes ewige Freundschaft und unverbrüchliche Treue. Ein erhabener Augenblick! — Des verehrten Friedrich's Geist umschwebte die Schwörenden und sagte ein heiliges Amen. Es ist dieser in so feierlichen Augenblicken und an so erhabener Stätte gethane Schwur aber auch herrlich und treu gehalten. — Alexander reisete nach dieser rührenden Scene sogleich zu seiner Armee in Oestreich ab.

Hier war schon großes Unglück geschehen. Napoleon hatte die Oestreicher aus Baiern verjagt, war in Oestreich selbst eingedrungen und siegreich in Wien eingezogen. Noch gab man die Hoffnung zum Frieden nicht auf, denn der preußische Minister von Haugwitz eilte zu dem französischen Kaiser, um die Vermittlung auszurichten, oder das Schwert zu zeigen. Aber Napoleon trat mit der Miene eines Siegers auf: es hatte sich sein Zorn gegen Preußen wegen der Rüstung noch mehr entflammt, und das Schicksal dieses Landes war bei ihm schon entschieden. Er wollte es verderben. Doch war Preußen ein Feind, der jetzt dem rauhen Kriegsmanne noch sehr gefährlich schien, darum zögerte er einen Augenblick. Nun geschah die Schlacht bei Austerlitz, am 2. Dezember. Russen und Oestreicher wurden geschlagen, und der östreichische Kaiser gerieth in eine solche Bestürzung, daß er einen schleunigen und schmählichen Frieden dem Kriege vorzog. Alexander und seine Heere zogen sich nach Rußland zurück.

Der Minister von Haugwitz gerieth in große Verlegenheit. Sprach er das Wort Krieg aus, so stand Preußen jetzt allein gegen das siegreiche Frankreich. Er glaubte, es sei ein Vergleich am besten, und dazu bot Napoleon die Hand. Aber listig legte er hier schon die Schlingen, in welcher er unser Vaterland umgarnen wollte. Der geschlossene Vertrag enthielt: Es tritt Preußen an Frankreich Cleve mit der Festung Wesel und das Ländchen Neufchatel in der Schweiz, an Baiern das Fürstenthum Anspach ab. Dagegen erhält es von Frankreich ganz Hannover. — Diese Uebereinkunft wurde im Februar 1806 förmlich in Vollzug gesetzt, das Hannoversche mit Preußen verbunden, und jene Länder abgetreten. *) Nun standen neue Feinde gegen unsern Staat auf. England kündigte Krieg an,

*) Mit welchen Gefühlen die Unterthanen von dem Preußenlande schieden, läßt sich kaum ausdrücken. Jeder trauerte, Jeder wünschte, dem edlen Friedrich Wilhelm und seinem Hause noch ferner anzugehören. — Das Gerücht hatte die Nachricht verbreitet, auch die Grafschaft Mark werde abgetreten. Da schrieben die treuen Markaner folgenden Brief an den König:

„Ew. Königlichen Majestät nahen sich voll Ehrfurcht und Vertrauen, mit und durch uns, der Süderländischen Gebirge in der Mark Bewohner, in einer Lage, der ähnlich, darin unsere Väter sich einst an den großen Churfürsten wandten.

Bei einer Wendung der Unterhandlungen des Westphälischen Friedens war von Abtretungen und Vertauschungen in Norddeutschland die Rede. Damals ertheilte der Unsterbliche unsern darüber bestürzten Vätern 1647 den 31. März das ehrende Zeugniß und die theuere Versicherung: „daß die Einwohner des Märkischen Süderlandes und deren Vorfahren, Seiner löblichen Vorfahren, der Herzoge von Cleve und Grafen von der Mark, erste und gehorsamste Unterthanen seit vielen Hundert Jahren her gewesen wären; darum sollten sie und ihre Nachkommen von Ihm und seinen Nachfolgern nun und zu ewigen Zeiten weder abgetreten, noch verwechselt, sondern immer und allezeit bei Seinem Hause in Besitz ihrer Rechte und Freiheiten erhalten werden.

Es sind siebenhundert Jahre, da Graf Adolph I. von Altena, Ew. Königlichen Majestät von mütterlicher Seite Ahnherr, in unserm Gebirge auf einem kleinen, rauhen Erbtheil aus der Nacht der Zeiten hervortrat Von dem an haben unsere Berge unter keiner andern Hoheit und Herrschaft, als der Seiner Nachkommenschaft gestanden.

Diese, wie Er, ward durch Weisheit, Heldengeist, Gerechtigkeit und Glück im Mittelalter groß und mächtig. Unserer Vorfahren Arm und Muth war vor allen andern dabei wirksam. Dafür ist dem Hause Graf Adolph's immer die Grafschaft Mark unter allen seinen Provinzen die theuerste gewesen. Es war auf dem Wege zu Thronen, als sein Mannsstamm im letzten Clevischen Herzoge erlosch. Durch Schmeicheln und Drohen suchte das mächtige Oestreich unsere Vorfahren vom Blute Adolph's abzulenken. Aber sie widerstanden und warfen sich frei, kühn und freudig dem damals schwachen Hause Brandenburg in die Arme, denn es sproßte aus dem angebornen Fürstengeschlechte, und war unter allen Bewerbern der einzige rechtmäßige Erbe.

Schweigend übergehen wir die langen und schrecklichen Drangsale, welche deshalb unser Land von den Spaniern erduldet hat, und die ihm Ludwig XIV. verursachte, weil es dem großen Churfürsten und seinem Sohne gehörte; standhaft übernahmen sie unsere Vorfahren für ihr geliebtes Haus Brandenburg, mit dem sie stehen und halten wollten.

Ihr Geist und Sinn ist auf die Kinder — die Bewohner der Grafschaft Mark — vererbt. Wir wären des Blutes unserer Väter nicht werth, die von denen stammten, die Norddeutschlands Vormauer in den Römerkriegen waren, nicht werth unsers heiligen Bodens, auf dem Herrmann seine Schlachten schlug und die Legionen vertilgte — wenn wir nicht dächten und fühlten, wie unsere Väter!

Wir verehren, bewundern die Wege des Ewigen, der uns in ihnen und durch sie dem Hause Brandenburg vor zwei Jahrhunderten zugeführt hat. Dadurch ist unser Land mit seinen Bewohnern ein Theil der Monarchie geworden, die durch

denn es wollte Hannover nicht abtreten; Schweden handelte feindselig, weil es das Lauenburgische den Engländern bewahren wollte. Englische und schwedische Schiffe sperrten den Handel und machten Jagd auf alles preußische Eigenthum, was zur See ging. In kurzer Zeit waren über 400 preußische Schiffe weggenommmen, und dem Lande ein großer Schaden zugefügt. Das wollte aber eben Napoleon, darum hatte er listig einen Vertrag geschlossen. Er hetzte Preußen so viel Feinde, als möglich, auf den Hals, um es desto leichterer und sicherer zu verderben. Dazu verhöhnte und beleidigte er unsern guten König, wo er nur konnte. Um Frankreich gar groß und mächtig zu machen, errichtete der eroberungssüchtige Kaiser den Rheinbund, in welchen er die deutschen Fürsten von Baiern, Würtemberg, Baden ꝛc. aufnahm, die sich vom deutschen Reiche lossagten. Er selbst ernannte sich zum Beschützer dieses Bundes, der zu weiter nichts dienen sollte, als immer zu seinem Befehle zu stehen und seine Absichten befördern zu helfen. Unser König mußte auf solches Beginnen wohl aufmersam werden, denn

---

eine Herrscher-Reihe, wie nie ein Volk sie hatte, von kleinen Anfängen eine der ersten und ehrwürdigsten der Erde geworden ist.

Wir sind nie, wie andere Provinzen, von dieser Monarchie getrennt gewesen, nicht damals schon zu ihr gekommen, wie sie schon groß war. Wir sind mit der ersten und ältesten derselben von Anfang und immer in der ehrenvollen, erhabenen Laufbahn gewesen.

Wir dürfen uns gleichen Verdienstes um das heilige Regentenhaus und das heilige Vaterland, wie irgend der edelste Theil des letzten rühmen.

Die Söhne unsers Vaterlandes haben in allen Kriegen des großen Königs an seiner Seite gestanden und sind von den besten im Heere nie übertroffen worden. Ein Theil von ihnen, ein großer ehrwürdiger Theil, liegt begraben auf jenen Schlachtfeldern, wo er seine Siege errungen hat.

Dafür ist Preußens Ruhm der unsrige; dadurch haben wir an des Vaterlandes Selbstständigkeit und Glückseligkeit so gerechten und hohen Anspruch, als die Bewohner von dessen Hauptstadt. Die Grafschaft Mark kann und wird so wenig je von der Monarchie getrennt werden, als eine der fünf Marken, darin jene liegt. Mit dieser Ueberzeugung, an die wir so fest, wie an unser Dasein glauben, leben und sterben wir. Für uns bedarf es daher keiner Versicherung. Aber wo sind in unsern verhängnißvollen Tagen — ähnlich denen, darin der große Churfürst zu unsern Vätern sprach — nicht Schwache, die an dem Bande zweifeln, daran man freudig festhalten sollte?

Wie zu der Zeit des westphälischen Friedens spricht man von großen Veränderungen, die über Norddeutschland unterhandelt würden, von Abtretungen, von Vertauschungen, die vorzüglich unserm Kreise bevorständen.

Wir sind ruhig dabei! denn wir wissen, das Wort, welches der große Churfürst zu unsern Vätern gesprochen hat, ist ewig. Das kann, das wird keiner seiner erhabenen Nachfolger zurücknehmen. Am allerwenigsten jetzt, da auf dem Preußischen Throne ein Monarch ist, der die Regierungs-Grundsätze seines großen Ahnherrn und des großen Königs durchaus befolgt; ein Monarch, der, wie Churfürst Friedrich Wilhelm, uns kennt und liebt, dessen erste und gehorsamste Unterthanen zu sein, unser edelster Solz, unser höchstes Glück ist.

Dürfen wir ehrfurchtsvoll die Bitte wagen: „daß Ew. Königliche Majestät zur Beruhigung aller, die unter uns bekümmert sind, das heilige Wort des großen Churfürsten von neuem der Grafschaft Mark verkündigen lassen?"

War, da es zum ersten Male vor länger denn anderthalb Jahrhundert in der Mark erscholl, ein allgemeiner Jubel und Dank, eben so groß und vielleicht noch größer wird jetzt in ihr die Freude sein.

Wir ersterben mit tiefster Verehrung als

Ew. Königlichen Majestät

Allerunterthänigste
treugehorsamste Unterthanen
ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hagen, in der Grafschaft Mark,
den 12. März 1806.

des Reiches Lage gerieth dadurch in Gefahr. Darum suchte er einen nordischen Bund zu Stande zu bringen, und Hessen, Sachsen und mehrere andere Fürsten für denselben zu gewinnen. Napoleon stellte sich äußerlich sehr zufrieden, doch heimlich sparte er nicht List und Trug, damit er das begonnene Werk Preußen's vernichte. Dies blieb nicht unbekannt, und immer größer wurde die Spannung zwischen beiden Staaten. Da reizte endlich der kriegssüchtige Kaiser unsern Herrscher so sehr, daß die Sache ganz brach. Ohne Vorwissen des Königs bot er den Engländern Hannover wieder an, wenn sie Frieden mit ihm schließen wollten. Das konnte Friedrich Wilhelm nicht ertragen. Er sendete eiligst Gesandte nach Petersburg, und der treue Alexander versprach Hülfe. Die preußischen Heere wurden schlagfertig gemacht, dabei aber die Unterhandlungen zum Frieden fortgesetzt. Inzwischen sprach Napoleon mit großer Bitterkeit gegen den König und das Vaterland, und aus diesen Worten konnte man seinen Entschluß merken. Die Hoffnung auf Frieden war vorüber, das war klar. Nichts blieb übrig, als den muthwilligen und tückischen Angreifer das preußische Heer entgegen zu stellen und den höchsten Richter anzurufen, daß er die gerechte Sache segne.

---

## 46. Der erste Krieg gegen Napoleon Bonaparte, 1806 und 7.

Doch die Wege der Vorsehung sind dunkel, und der Herr spricht: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. Sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so viel sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken.“ Die Schrift spricht aber auch tröstend: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ So geschah es auch mit Preußen. Unglück und Noth kamen über König und Vaterland, damit der geprüfte Fürst und das gebeugte Reich desto herrlicher erstehen möchten.

Der Krieg war da, die Kriegserklärung erlassen. Friedrich Wilhelm hatte seine Schaaren versammelt und rückte den Franzosen entgegen. Mit ihm, mehr gezwungen, als freiwillig verbunden, war Sachsen, und 22,000 Mann sächsischer Hülfstruppen stießen zu den Preußen. Rußland's Hülfe wurde erwartet. Und Hessen, das in solcher Zeit der Gefahr nicht hätte säumen sollen, Zuzug zu leisten, wollte sich weder mit der einen noch mit der andern Parthei verbinden, sondern blieb partheilos. Ueber das preußische Heer führte der 72jährige Herzog von Braunschweig den Oberbefehl; der König und die Königinn waren selbst bei den Schaaren. Diese hatten sich in die herzoglich sächsischen Länder gezogen und standen bei Langensalza, Erfurt und Jena; ein Theil, als Nachhut, lagerte bei Halle an der Saale.

Unterdeß zog Napoleon in stürmender Eile seine furchtbaren Massen zusammen. Zum Theil waren sie noch in Deutschland, und die schon die Heimath erreicht hatten, mußten auf Wagen mit großer Schnelligkeit an den Rhein geschafft werden. Die Fürsten des Rheinbundes forderte er auf, eilig ihre Hülfstruppen in's Feld zu stellen und diese, vor dem Worte des eisernen Herrschers zitternd, befolgten nur zu willig seine Befehle. So wälzten sich Heerhaufen auf Heerhaufen den Ebenen Thüringens zu, angeführt von dem grausigen Kriegsmeister selbst und von erprobten Generalen. Schon gleich beim ersten Zusammentreffen ging es unglücklich für die Preußen. Am 10. Oktober griffen die Franzosen den preußischen Prinzen Louis bei

Saalfeld an. Er führte den Vortrab des Heeres, und seine kriegerische Hitze verleitete ihn, dem Feinde unüberlegt entgegen zu gehen. Von allen Seiten angegriffen, mußten die Preußen fliehen und Geschütz und Gepäck den Siegern überlassen. Der Prinz selbst kam um's Leben. An den funkelten Orden erkennt ihn ein französischer Reuter, sprengt auf ihn los und fordert Ergebung. Ein Säbelhieb ist die Antwort. Da dringt der Feind auf ihn ein und versetzt ihm tödtliche Wunden. Noch auf dem Schlachtfelde giebt der Prinz den Heldengeist auf. Seine Gebeine ruhen in der Domkirche zu Berlin.

Wie ein Bergstrom wälzte sich jetzt das Franzosenheer gegen die preußische Hauptmacht. Es geschah am 14. Oktober die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Auf zwei Stellen ward die blutige Schlacht geschlagen, und auf beiden so unglücklich für unser Vaterland. Der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, wurde schwer verwundet. Eine Kugel drang über dem rechten Auge ein und warf den alten Helden besinnungslos nieder. Man verdeckte das bluttriefende Gesicht mit einem Tuche und brachte ihn so vor den Schaaren vorüber, um sie nicht zu entmuthigen. Eilends mußte er nach Braunschweig fliehen, und als er nachher hier nicht mehr sicher war, ließ der schwer verwundete Greis sich nach Ottensen bei Altona bringen, wo er bald darauf starb.

Nach dem Falle des Oberanführers gerieth Verwirrung über Verwirrung in das Heer. Vergebens eilte der König in die Schlacht, vergebens versuchte der General Blücher, den Sieg zu erringen; wie tapfer auch die preußischen Krieger fochten, sie waren schon von den Franzosen umgarnt, und eine furchtbare Niederlage, ja gänzliche Auflösung folgte gar bald. Alles floh in wilder Hast, der Eine hierhin, der Andere dorthin, denn man hatte obendrein den Fehler begangen, gar nicht einen Sammelplatz zu bestimmen. So rettete sich Jeder, wie er konnte, zumal da die Franzosen schon in dem Rücken der preußischen Krieger standen und diese von der Heimath abgeschnitten hatten. Den König und die Königinn konnte nur die schleunigste Flucht in Sicherheit bringen. Sie eilten über die Oder und mußten von Ort zu Ort bis nach Königsberg zurückgehen. Das Herz des Vaterlandsfreundes trauert, jetzt nur Unglücksfälle auf Unglücksfälle erzählen zu müssen, oft herbeigeführt durch Feigheit, Kleinmuth, Besinnungslosigkeit, und hin und wieder — kaum mag man das Wort aussprechen — durch Verrath.

Schon am Tage nach der Schlacht trennten sich die Sachsen von den Preußen. Sie waren wider Willen gegen die Franzosen gezogen und insgeheim ganz auf deren Seite. Jetzt schloß sich der Churfürst von Sachsen an den siegenden Napoleon, trat zum Rheinbunde über und wurde für solche Bereitwilligkeit zum Könige erhoben. In der Folge belohnte der französische Kaiser diese Zuneigung noch mehr. In Erfurt ergaben sich 8000 Mann Preußen und mit ihnen die Feste. Eilends gingen die Feinde weiter. Am 17. Oktober standen sie schon bei Halle, und unverzüglich griffen sie die preußische Nachhut an. Ueberrumpelt und von Schreck gelähmt, focht diese Schaar schwach und wurde bald ganz auseinander gesprengt.

Der Hauptzug der geschlagenen Armee ging unterdeß nach Magdeburg. Der General Blücher zog über Braunschweig an die Elbe und von da in die Altmark. Aber auch hier waren die Franzosen den Fliehenden auf der

Ferse. Unaufhörlich verfolgt, mußten die Preußen mehr und mehr weichen, und nun geschah das fast Unglaubliche. Bei Prenzlau ergab sich der Fürst von Hohenlohe mit seinem Heere, und 16,000 Mann streckten die Waffen; bei Pasewalk wurden 6000 Reuter gefangen, bei Anklam 4000 Mann den Feinden in die Hände geliefert. Ein unaussprechlicher Kleinmuth hatte die Führer ergriffen, und keine Scham schien sie abzuhalten, das Schimpflichste einzugehen. Nur Blücher machte eine rühmliche Ausnahme. Nachdem er, von den Feinden hart gedrängt, in's Mecklenburgische gezogen und also von der Elbe abgeschnitten war, ging er auf Lübeck los. Hier, so beschloß er, wollte er sich auf's äußerste wehren und nicht mit gesenkten, sondern mit aufgehobenen Waffen fallen. Am 6. November bestürmten die Franzosen die Stadt. Blücher wehrte sich, wie ein Löwe, und erst, als er ganz umzingelt, und ohne Rettung Alles verloren war, ergab er sich, aber, wie er in der Uebereinkunft sagte, nur aus dem Grunde, weil er weder Pulver, noch Blei, noch Brot, noch Fourage mehr hatte.

Napoleon selbst war mit seinen Garden im raschen Siegesfluge auf Berlin losgegangen und hatte am 27. Oktober einen pomphaften Einzug in die geängstigte Hauptstadt gehalten. Ueberall sah man des Feindes raubende Hand in den Schätzen der Residenz wühlen. Die Zeughäuser und die Kassen wurden geleert; von dem Brandenburger Thore ward die Siegesgöttin genommen; aus den Zimmern Friedrich's des Großen wanderten der Degen, der Ringkragen und das Ordensband nebst einer Menge eroberten Fahnen und Standarten nach Paris, um dort nach einem feierlichen Aufzuge im Palaste der Invaliden aufgestellt zu werden. Aus den königlichen Schlössern nahm man die besten Kunstwerke weg, damit sie in der Pariser Kunstkammer prangten. Um nun gleich zu zeigen, weß Sinnes der gewaltige Eroberer sei, erklärte er von Berlin aus, daß der Herzog von Braunschweig und der Churfürst von Hessen ihrer Länder verlustig wären, und hinführo aller Verkehr mit dem verhaßten England in allen, Frankreich unterworfenen, oder verbündeten Ländern auf's strengste untersagt würde. Die englischen Unterthanen sollte man verhaften und die Waaren dieses Volkes, welcher man habhaft werden könnte, verbrennen.

Nachdem er solche Machtgebote erlassen, eilte er weiter dem Norden zu; denn jeglicher Rückhalt, zu welchem ihn die Festungen des Landes hätten zwingen können, war schon durch die schändliche Uebergabe derselben verschwunden. Das feste Magdeburg öffnete die Thore, eben so Spandau und Stettin, und das wohl befestigte Küstrin ergab sich sogar einigen hundert Franzosen freiwillig. In Schlesien fielen Glogau, Breslau und Brieg, in Westphalen die Festungen Hameln und Nienburg. So fand Napoleon also nirgends Widerstand und konnte gegen Ende des Jahres 1806 getrosten Muthes jenseit der Oder vorrücken.

Mehrere Kriegerhaufen waren schon an die Weichsel geeilt, um die Polen in Aufstand zu bringen. Diese glaubten, Napoleon werde ihre Unabhängigkeit wieder herstellen und ein Königreich Polen errichten. Auch hatten mehrere französische Marschälle dazu Hoffnung gegeben. Darum riefen zwei Polen, die in Frankreich's Heere dienten, das Volk zu den Waffen gegen die Preußen. Der göttliche Napoleon komme, so sagten sie, um das Polenvolk in seinen Schutz zu nehmen, und habe versprochen, ihr Vaterland wieder herzustellen und ihnen einen einheimischen König zu ge-

ben. Durch solche Worte wurden die Polen in Feuer und Flamme gesetzt. Sie erhoben sich, vertrieben die preußischen Beamten und gaben Hab und Gut hin für den Mann, dem es nie eingefallen war, ein Königreich Polen herzustellen. Damit er das Volk aber mit Hoffnungen hinhalte, eilte er selbst nach Polen, ließ Warschau besetzen und sagte listig zu den polnischen Abgeordneten, er wolle sehen, ob die Polen werth wären, wieder eine Nation zu werden. — Durch solche Tücke berückte der Eroberer die Völker und benutzte sie nur zu seinen Zwecken.

Inzwischen waren die russischen Heerhaufen in hellen Zügen genaht, ihnen folgte der Kaiser selst. 50,000 Mann, unter dem Befehle des General Benningsen, näherten sich der Weichsel, und zu ihnen stieß eine zwar kleine, aber durch das Schicksal geläuterte Schaar Preußen, die bereit war, Leben und Blut für König und Vaterland hinzugeben. Die Franzosen drangen über die Weichsel vor, und bei Pultusk kam es in den letzten Dezembertagen des Jahres 1806 zu einem hitzigen Treffen. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, aber die Russen und Preußen zogen sich zurück, und Königsberg gerieth in Gefahr, in die Hände der Franzosen zu fallen. Die königliche Familie mußte nach Memel, in die Grenzstadt des Reichs, fliehen. Die Königinn litt in dieser Zeit unaussprechlich. Sie hegte so innige Liebe zum Vaterlande, und da sie nun über dasselbe so entsetzliches Unglück hereinbrechen sah, welch ein Schmerz! Vorzüglich kränkte sie die Treulosigkeit so vieler Menschen, welche vom Könige vielfach Gutes empfangen hatten. Die schändliche Uebergabe der Festungen, besonders von Magdeburg, war ihr ein Hauptschlag. „Wenn," sprach sie, „man mir mein Herz öffnen könnte, man würde gewiß mit blutiger Schrift das Wort „Magdeburg" in demselben finden." Die unbeschreibliche Trauer und Angst, die Sorge und der Gram, die Flucht von einem Ort zum andern in der rauhen Jahreszeit untergruben die Gesundheit der geliebten Landesmutter. Sie wurde von einem heftigen Nervenfieber befallen. Drei Wochen lag sie in Königsberg schwer danieder. Eben fing sie an, sich etwas zu bessern, als die heranrückenden Franzosen sie zur Flucht zwangen. An einem trüben Wintertage brachte man sie über den Strand, in ihrem Wagen liegend, und in Betten eingehüllt. Sie unternahm, wie eine fromme Dulderinn, diese Reise ohne Klage, sich einem Schicksale unterwerfend, welches ihr eben so unbegreiflich, als unabänderlich schien. Wie aber oft der Himmel Gutes aus Uebeln entspringen läßt, so auch hier. Der Königinn war diese Reise sehr wohlthätig, sie erholte sich weit schneller, als man geglaubt hatte.

Die Hauptstadt Preußen's sollte jedoch so leichten Spiels nicht in französische Gewalt kommen, sondern ein fürchterlicher Kampf erst zeigen, daß man Willens sei, aus allen Kräften zu widerstehen. Er entspann sich bei Eilau, am 7. und 8. Februar 1807. Dies war die blutigste Schlacht im ganzen Kriege. Die Preußen unter ihren Generalen Lestocq und Scharnhorst fochten unglaublich tapfer und vernichteten ganze Feindeshaufen. Die Russen wichen nicht, trotz der wüthendsten Angriffe, und Napoleon konnte nicht vorwärts drängen. Ströme Bluts flossen auf dem frischen, schimmernden Schnee; zu Tausenden lagen die Todten und Verwundeten umher. Am 8ten Abends, endete der Kampf. Beide Theile hatten fürchterlich gelitten, ohne daß die mörderische Schlacht entschieden war. Entkräftung be-

stimmte den russischen Obergeneral, sich zurückzuziehen, und es geschah in der besten Ordnung.

Eine unwillkürliche Waffenruhe trat auf mehrere Wochen zwischen den Heeren ein, aber leider fielen in dieser Zeit wieder mehrere Festungen. So in Schlesien Schweidnitz und Neiße, in Preußen Danzig, doch tapfer vertheidigt vom braven General Kalkreuth. Endlich rückten auch die Streitmassen wieder vor und trafen am 14ten Juni bei Friedland zusammen. Es entbrannte hier die Schlacht. Die Russen stritten mit angestrengter Tapferkeit, die Franzosen mit wahrer Wildheit. Neunzehn Stunden dauerte der Kampf; der Mond leuchtete schon in voller Klarheit über das blutige Schlachtfeld hin, und das brennende Friedland sendete weit umher seine Flammen. Da erst rastete das Schwert. Die Russen waren geschlagen, Königsberg fiel in die Gewalt der Sieger, und Napoleon verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit, am Niemenflusse.

Dieser Sieg entschied über den Willen Alexander's. Er stand jetzt an den Grenzen seines Reichs, sollte er das blutige Kampfspiel noch weiter führen? Seinem Freunde Friedrich Wilhelm wurde dadurch nicht geholfen. Also bot er die Hand zur Festsetzung einer Waffenruhe, und Napoleon war sehr willig dazu. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, und die Stadt Tilsit für partheilos erklärt, damit dort die Monarchen sich vereinigen könnten, um möglicherweise den Frieden zu Stande zu bringen.

So war denn allem Anscheine nach das Ende des unglücklichen Kampfes nahe. Wenige erfreuliche Züge bietet er dem Vaterlandsfreunde dar, aber eben darum werde das Wenige hier erzählt.

Als nach der Schlacht bei Jena alsbald Erfurt sich ergab, sollten die 8000 Gefangenen nach Eisenach geschafft werden. Da führte der damalige Lieutenant Hellwig eine kühne That aus. Er hatte 55 Husaren bei sich. Wie ein Blitzstrahl fuhr er mit diesem Häuflein auf die 450 Mann starke feindliche Bedeckung ein, sprengte sie auseinander und befreite glücklich alle die jubelnden Gefangenen.

In dem Gefechte bei Halle sah ein preußischer Fahnenjunker sich so umringt, daß er keinen Ausweg zum Entrinnen sah. Schnell war sein Entschluß gefaßt. „Ehe der Feind die Fahne bekommt," rief er, „stürze ich mich in die Saale!" und fast in demselben Augenblick verschlangen die Saalfluthen den braven Preußen mit seinem Kleinode.

Die Festungen Graudenz und Pillau wurden hart bedrängt. In beiden kommandirten Greise, aber Jünglingsfeuer und unerschütterliche Treue gegen den König belebten die grauen Krieger. Der französische General ließ den 73jährigen Kommandanten Courbière zu Graudenz zur Uebergabe mit dem Zusatze auffordern, der König von Preußen sei nach Memel geflüchtet und habe sein Land verloren. „Nun," antwortete Courbière, „so will ich dennoch versuchen, wie lange ich König von Graudenz bleiben kann." Und der tapfere Befehlshaber Hermann zu Pillau versammelte die Besatzung, ließ sie in einen Kreis treten, in dessen Mitte er selbst vor einem Sarge stand. „Kameraden," sprach er, „lebendig übergebe ich die Festung nicht. Hier ist mein Sarg, wer mich überlebt, wird meine Ueberreste hoffentlich hineinlegen. Wer ein braver Soldat ist, wiederhole mit mir den Schwur: Preußen, oder Tod!" — Alle schwuren. Graudenz und Pillau wurden nicht erobert.

Eben so treu hielt sich Kolberg. Hier befehligte der tapfere Gneisenau,

unterstützt von dem edlen Bürger Nettelbeck. Mit diesem verband sich der Lieutenant Schill, und wie sehr die Feinde draußen gegen die Festung tobten, die drei edlen Männer vereitelten all ihr Beginnen und wehrten sich auf's äußerste. Auf die Länge der Zeit hätten sie endlich der Uebermacht weichen müssen, denn schon sah es mißlich in der Stadt aus. Da wurden sie plötzlich aus aller Noth gerettet, denn es erscholl das Wort Frieden.

Es war am 25. Juni, früh um 11 Uhr, als Napoleon und Alexander, umgeben von ihren Großen, in der Mitte des Niemen, auf einem Flosse, das zwei Zeltdächer trug, sich sprachen. Die Heere beider Herrscher standen aufmarschirt an den Ufern des nordischen Stromes. Der folgende Tag erneute die Zusammenkunft unter demselben Obdach, und auch unser König wohnte ihr bei. Sofort nahmen nun die Friedensunterhandlungen zu Tilsit den Anfang. Alle drei Mächte versammelten sich an diesem Orte. Daß schwere Bedingungen nur die Versöhnung bewirken würden, dies ahnete unser edler König wohl, denn gegen Preußen war hauptsächlich die Erbitterung des grausigen Machthabers gerichtet. Friedrich Wilhelm's rechtlicher Sinn fand sich empört durch den Mißbrauch, mit welchem Napoleon sein Glück ausübte, und durch den Uebermuth, der den Unglücklichen verhöhnt. Ein edler Stolz machte es unserm Monarchen unmöglich, dem Korsen zu schmeicheln und zu huldigen, wie es dieser gewohnt war. Der ernste und trübe Blick gefiel Napoleon nicht, er zeigte sich sichtlich empfindlich und starrsinnig. Da glaubte man, die edle Königinn könne vielleicht etwas bewirken. Sie wurde verlangt, und sie kam. Mit welchen Empfindungen sie vor ihren Todfeind trat, läßt sich unmöglich ausdrücken, aber daß sie es mit königlicher Würde ausführte, mußten auch die Feinde bekennen. „Wie konnten sie," sagte Napoleon zu der edlen Monarchinn, „es wagen, Krieg mit mir anzufangen?" und in dem Tone, womit er dies sprach, lag Stolz und Geringschätzung. „„O,"" erwiederte die erhabene Luise, „„dem Ruhme Friedrich's des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir uns etwa getäuscht haben."" — Und betroffen schwieg der französische Kaiser.

Bald nach der Zusammenkunft mit Napoleon schrieb die Königinn: „Man glaubte, daß meine Dazwischenkunft den harten französischen Kaiser zu milden Gesinnungen stimmen könne. Ich wurde verlangt und bin nun hier nach Tilsit gekommen. Ach, welch ein Gang! Was für Schritte ich gethan habe, um Preußen's Schicksal zu mildern und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt. Aber ich war sie als liebende Gattinn dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königinn meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn." —

Am 9. Juli kam der Frieden in der Stadt Tilsit zu Stande. Preußen mußte alle Länder zwischen Rhein und Elbe, ganz Südpreußen, Neu-Ost-Preußen und die Stadt Danzig, an 2700 □Meilen mit 5 Millionen Einwohner, abtreten. Aus den abgetretenen Theilen von Südpreußen bildete Napoleon das Herzogthum Warschau und gab es zum Lohne für treue Dienste dem Könige von Sachsen. Danzig sollte eine freie Stadt werden, aber dies war nur dem Scheine nach. Französische Besatzung und Verfassung waren das Gnadengeschenk, welches die arme Stadt vom großmüthigen Napoleon erhielt. Was der gewaltige Eroberer unserm Könige, dem Herzoge von Braunschweig und dem Churfürsten von Hessen abgenom-

men hatte, gab er nebst Hannover seinem Bruder Hieronymus als Königreich Westphalen. Dazu mußte der König von Preußen für Sachsen und Frankreich freie, ungehinderte Kriegsstraßen durch seine Staaten zulassen, durfte nicht mehr, denn 42,000 Mann Soldaten halten und sollte eine Kriegskontribution von 140 Millionen Thaler an Frankreich bezahlen. So lange für diese nicht Sicherheit gestellt sei, hieß es ausdrücklich, halte der französische Kaiser das preußische Land bis zur Weichsel besetzt, und auch dann, wenn Sicherheit gegeben werde, sollten die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau bis zur wirklichen Abbezahlung den Franzosen verbleiben.

Der König erließ bald darauf einen Abschied an die abgetretenen Unterthanen. Er schrieb: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres. Meine Waffen erlagen dem Unglücke, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äußerste Grenze meines Reichs, blieb mir Nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Frieden mußte durch schmerzliche Opfer erkauft werden. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, wird jetzt getrennt. Das Schicksal gebietet; ich scheide von euch, aber wie ein Vater scheidet von seinen Kindern. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen." — Und die Westphalen, welche von jeher mit unaussprechlicher Liebe und Treue an ihrem Königshause hingen und stets hangen werden, antworteten auf diesen Scheidebrief:

„An König Friedrich Wilhelm, den Guten!"

„Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir können uns noch heute nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine Unterthanen zu sein, wir, die Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, wenn Deine Feldherren und Räthe nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen zu uns herzuführen und, mit unsern Lanzenknechten vereinigt, zu neuem Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt nicht zweifeln, daß in unsern Adern das Blut der alten Cherusken noch feurig wallt, und wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittekind unsere Landsleute nennen zu können. Auf unserm Grund und Boden liegt das Siegesfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, welche das deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland gerettet, denn unsere Lanzenknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen ihre Kinder selbst, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indeß können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. So lebe denn wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Feldherren und klügere Räthe finden lasse, als die waren, welche Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all' das mit männlichem Muthe dulden, was abzuändern nicht in unserm Vermögen ist. Der Himmel stehe uns bei! Dir gebe Gott Frieden, Gesundheit und Freude! Wir waren die Deinen!"

## 47. Vom Tilsiter Frieden bis zum Jahre 1812.

Preußen war von seiner Höhe herunter gestürzt. Mehr denn die Hälfte der Besitzungen hatte es verloren, und im Innern war das Mark des Landes tief erschüttert. Das Elend in den Provinzen stieg über alle Beschreibung, das baare Geld verschwand, das Papiergeld, Treforscheine genannt, sank auf ein Viertel des angenommenen Werthes herab. Hohe und Niedere seufzten, auch die Wohlhabenden verarmten nach und nach unter der Last, welche nach dem Kriege eben so fortwährte, als während desselben. Die Gewerbe lagen darnieder, und der Handel stockte, denn Preußen mußte allen Verkehr mit England auf Napoleon's Gebot streng untersagen. Ganze Flächen Ackerland blieben unbebaut und verwilderten; Seuchen rafften Menschen und Vieh weg, Theurung und Noth zeigten sich in furchtbarer Gestalt. Und die Franzosen vollendeten erst ganz das Unglück. Denn statt das Land nach dem Frieden zu räumen, saßen sie ganz ruhig in demselben, drückten durch unaufhörliche Einquartierungen die Einwohner zu Boden und erpreßten, was sich nur thun ließ. Gegen Ende des Jahres 1807 rückten die Raubschaaren gemächlich bis zur Weichsel zurück, und erst ein Jahr später zogen sie ganz davon, nur nicht aus den Festungen Stettin, Küstrin und Glogau.

Unter solchem Drucke und Elende that der edle König viel Großes für sein ihm gebliebenes Reich. Die Zeit hatte große Lehren, und das Unglück die Ueberzeugung gegeben, daß Vieles im Staate anders sein müsse, wenn das gebeugte Volk kräftig wieder gehoben, der vernichtete Wohlstand hergestellt, und also jemals ein Tag der Ehre und des Ruhms für Preußen wiederkehren sollte. Es bestanden so manche Einrichtungen, die umgeschaffen werden mußten. Dazu gehörte die Leibeigenschaft, welche das Landvolk ganzer Gegenden zu Sklaven der Güterbesitzer machte; der Dienstzwang, durch welchen Gutsherr und Beamten bestimmten, wo und für welche Preise Knecht und Magd dienen sollten; die Vorspannpflichtigkeit, die den Ackerbau niederdrückte. Die Güter und Grundstücke waren fast allein in den Händen des Adels, und dieser durfte sie weder vereinzeln, noch an einen Bürgerlichen verkaufen, oder vererben. Keinem Adeligen war es erlaubt, ein bürgerliches Gut, oder einen Bauernhof zu kaufen, keinem Bauern, ein bürgerliches Grundstück zu besitzen. Selbst die eigenen Güter konnten nicht nach freier Wahl benutzt werden. Niemand durfte Holzgrund zu Acker machen, oder nach Gefallen seine Wälder benutzen. Zu diesem Allen nun noch das Zunft- und Innungswesen bei den Handwerken, und die Berechtigung des Alleinhandels mit verschiedenen Gegenständen, so kann man sich ungefähr von der schwerfälligen Staatseinrichtung einen Begriff machen.

Am mangelhaftesten sah es im Kriegsheere aus. Jeder Miethling, jeder Schurke fand willige Aufnahme; man hielt die Soldaten für den Auswurf der Menschheit und den Stand also für entehrend. Die Stockprügel und Spießruthen führten das Regiment und bestärkten das Volk in dem Widerwillen gegen die Vaterlandsvertheidiger. Wer daher Soldat werden mußte, hielt es für das größte Unglück, und nicht selten wurde alle mögliche List angewendet, um sich der Pflicht der Vaterlandsvertheidigung zu entziehen.

Der König wollte schon früher das Bessere, aber alle Beamten hatten sich nun einmal so sehr in die alte Ordnung hineingedacht, daß man sie für unverbesserlich hielt. Jetzt aber waren die Schranken gefallen, und der

König faßte einen großen Entschluß. Es sollte ein neuer Staat geschaffen werden. Und mit Recht nennen wir den geliebten Friedrich Wilhelm den Wiederhersteller des Vaterlandes, den Schöpfer einer ganz neuen Gesetzgebung. Der König war es, der durch weise Gesetze des Volkes Kraft erhielt, der dem Lande selbst in Bedrängniß die Hoffnung bewahrte, der es entflammte, als es gegen den Unterdrücker galt. Das hat die Welt erkannt und insbesondere sein Volk.

Neben dem Könige standen nun herrliche Männer, die das Gute wollten und des Monarchen Willen auszuführen bereit waren. So zuerst der Minister von Stein, nach ihm Fürst Hardenberg, der als Staatskanzler des Reichs an die Spitze der Verwaltung berufen wurde. Was man erringen wolle, drückten folgende Worte so schön aus. „Es sei nothwendig," — so sprach man vom Throne — „daß jeder Einwohner des Staats, gänzlich frei, seine Kräfte auch frei benutzen und entwickeln könne, ohne durch die Willkür eines Andern daran gehindert zu werden; daß man die Gerechtigkeit streng und unpartheiisch handhabe; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne, und daß endlich durch Erziehung, durch echte Gottesfurcht und durch jede zweckmäßige Einrichtung im Vaterlande ein Sinn gebildet werde, auf welchen sich Wohlstand und Sicherheit fest gründen."

Um diese herrlichen Grundsätze in Ausführung zu bringen, erschien zuerst ein Gesetz, welches den freien Gebrauch und den erleichterten Besitz des Eigenthums bestimmte; ein zweites hob die Leibeigenschaft und den Dienstzwang auf; ein drittes die Mühlengerechtigkeit und den Mühlenzwang; ein viertes die Zünfte und Innungen und die Berechtigung des Alleinhandels. Es trat eine völlige Gewerbefreiheit gegen Entrichtung einer mäßigen Patentsteuer ein, und größere Regsamkeit der Gewerbe und dadurch größerer Wohlstand des Volks mußten davon eine natürliche Folge sein. Auch waren nun die Handwerker nicht mehr in die Städte gebannt, sondern konnten da leben und arbeiten, wo es ihnen am wohlfeilsten schien. Das Zwangswesen, die Lieferungen an die Armee, der oft so drückende Vorspann hörten auf, und die Stempelabgaben unterwarf man einer zweckmäßigen Untersuchung. Dann erschien für sämmtliche Städte des Reichs eine neue Städteordnung, durch welche deren mangelhafte Verfassung verbessert und der ganz verlorne Gemeinsinn geweckt wurde. Ein neues Gesetz nahm dem Adel die Steuerfreiheit; ein anderes berechtigte zum Abkauf der herrschaftlichen Abgaben aller Art, — aller Lasten, aller Zwangsrechte, aller Geld- und Naturalzahlungen.

Vorzüglich war des Königs Sorge, die Landleute in eine bessere Lage zu bringen und den Ackerbau möglichst zu heben. Es erschien nun das berühmte Gesetz, durch welches die Bauern freie Eigenthümer wurden, indem sie die Hälfte, oder ein Drittel ihrer untergehabten Ländereien, an den Edelmann, dem sie zu schweren Frohndiensten verpflichtet waren, zurückgaben und das Uebrige als echtes Eigenthum frei besaßen. Und dies war wirklich eine heilsame Anordnung, da manchem Landmanne durch die Frohnen oblag, 4 Tage mit Menschen und Vieh dem Edelmanne umsonst zu dienen, und er deshalb für sich selbst kaum 2 Tage in der Woche zu arbeiten vermochte. Dazu mußte er noch Zehnten und Geld zahlen. Es ist dies unstreitig die wichtigste und wohlthätigste Einrichtung unter allen, die

der König gemacht hat. Sie legte den Grund zu einem zahlreichen Stande freier Bauern, an welchen es dem preußischen Staate bis dahin fehlte.

Um die Ausbildung des Volks zu fördern, stiftete der König die Universitäten zu Berlin und Breslau, so wie überhaupt, ungeachtet des Drucks und des Elends, welche auf dem Monarchen ruheten, von ihm in diesen Unglücksjahren doch an $1^1/_2$ Mill. Thaler zum Besten des Landes verwendet wurden.

Das Kriegsheer formte man ganz um. Zu Offizierstellen konnte jetzt Jeder gelangen, denn nur Kenntnisse und Tapferkeit galten, nur das Verdienst erhöhete. Alle entehrenden Strafen, als Prügel und Spiesruthen, wurden abgeschafft. Die ausländischen Söldner entließ man, die Werbung im Auslande hörte auf, und nur Innländer hob man zu Soldaten aus. Man führte die allgemeine Waffenpflicht ein, und dadurch erlangte man zugleich, dem Stande der Vaterlandsvertheidiger Achtung zu verschaffen. Zwar hatte Napoleon die Truppenzahl vorgeschrieben, welche Preußen halten durfte, allein hier fand der edle General von Scharnhorst einen Ausweg. Die dienstpflichtige Mannschaft behielt man nur so lange, bis sie das Exerziren gelernt hatte; dann entließ man sie und berief andere an ihre Stelle. So überstieg man nie die bestimmte Summe und bildete doch für künftige Rettungszeiten ein großes, wohlgeübtes Heer. Denn die einzelnen Regimenter bekamen durch diese Einrichtung eine Stärke von 6000 Mann und dem Lande entzog man keine Hände zur Arbeit. Diese Art und Weise, ein Heer zu schaffen, war eine eigentliche Volksbewaffnung. Denn ohne einen einzigen Artikel des Tilsiter Friedens zu verletzen, wurde die Waffenübung der sämmtlichen vaterländischen Jugend zu Stande gebracht. Und dadurch geschah es denn auch, daß Preußen in der Folge einen Kampf begann und eine Kraft entwickelte, die ganz Europa mit Ehrfurcht und Staunen gegen das verarmte, kleine Land erfüllte und zweimal unsere braven Krieger in die Thore von Paris führte.

Alle diese heilsamen Verordnungen konnten es jedoch nicht verhindern, daß das Land mehr und mehr im Wohlstande sank. Napoleon bestand mit Härte auf die genaue Zahlung der großen Kontribution, und so mußten monatlich $3^1/_2$ Mill. erlegt werden. Denn der Gewaltige wollte Preußen im Frieden noch mehr zerrütten, als er im Kriege gethan. Die Franzosenheere in den preußischen Festungen schalteten und walteten nach Belieben und schrieben Lieferungen und Geldzahlungen aus. Man rechnet, daß Ostpreußen an 10 Millionen, Schlesien alle Monate an $^1/_4$ Million Thaler habe aufbringen müssen. Die Staatskassen konnten nicht so viel Geld anschaffen, als zu den dringendsten Ausgaben nöthig war. Es mußten die Steuern im Lande vermehrt und erhöht werden, und das Volk gab gern, denn es sah seines Regenten Drangsal; aber bei der großen Verarmung des Landes ließ sich nicht viel erzwingen und schaffen. Der König ertrug alle Leiden mit großer Geduld und ging mit dem schönsten Beispiele der Aufopferung voran. Er zahlte von seinen Gütern Grundsteuer, zog Klöster und Stifter ein, um nur Mittel zur Erhaltung des Staats zu gewinnen, und willigte in die Verpfändung und den Verkauf der eigenen Besitzungen. Selbst sein Gold- und Silbergeschirr mußte nach Hamburg zum Verkauf wandern; er gab es gern für sein Land und sein Volk. Doch Alles reichte nicht aus, und immer größer wurde die Noth und immer düsterer die Zukunft.

Mit dem Ende des Jahres 1808 räumten endlich die Franzosen den

größten Theil des Landes und die Hauptstadt. Sehnsuchtsvoll erwarteten die Berliner die Rückkehr des Königs, welcher noch immer mit seiner Familie zu Königsberg war. Aber erst nach Jahresfrist sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Unterdeß machte das königliche Paar eine Reise zum Kaiser Alexander nach Petersburg. Dieser empfing seine hohen Gäste mit allen möglichen Ehrenbezeugungen, und der König und die Königinn verlebten bei dem kaiserlichen Freunde schöne Tage nach so vielen, vielen traurigen Stunden. Das ahnete aber unsere Regentenfamilie damals noch nicht, daß dereinst die geliebte, älteste Tochter auf den erhabenen Throne Rußland's als Kaiserinn neben einem so ausgezeichneten Monarchen glänzen sollte! Die Wege des Herrn sind wunderbar, sie führen aber Alles herrlich hinaus!

In diese Zeit fallen einige Begebenheiten, welche die Augen nicht nur aller Preußen, sondern aller Deutschen auf sich zogen.

Unter den Rettern der Festung Kolberg ist bereits der Namen Schill mit vielem Ruhm genannt. Schill sammelte damals ein bedeutendes Korps, brachte mit demselben den Franzosen vor Kolberg große Verluste bei und verhinderte gemeinschaftlich mit Gneisenau und Nettelbeck den Fall der Festung. Beim Frieden ernannte ihn der König zum Major, gab ihm ein Regiment Husaren und einige Abtheilungen Jäger zu Fuß und zu Roß. Nach dem Abzuge der Franzosen aus Berlin (am 9. Dezember 1808) führte Schill am 10. Dezember seine Schaaren in die Hauptstadt. Zum ersten Male seit langer Zeit wehten die preußischen Fahnen in Berlin, und die hocherfreuten Einwohner sahen sich wieder unter den eigenen Kriegern, deren Anblick sie so schmerzlich entbehrt hatten. Schill und seine Leute wurden mit großem Jubel empfangen, denn sie hatten den alten Ruhm der preußischen Waffen bewährt, und das Volk wußte sie deshalb nicht genug zu ehren. Um ihn her war das Gedränge am dichtesten, das Jauchzen am wildesten. Er schien sammt seinem Pferde getragen zu werden. Noch mehrere Wochen nachher sahe man ihn auf den Straßen nicht anders, als umringt von Personen jeden Standes und Geschlechts. Ueberall erfuhr sein Verdienst Achtung. Ihn selbst rührte dies nicht. Von schlichtem und anspruchslosen Wesen schien er sich nur ganz seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hinzugeben. Tag täglich führte er seine Krieger mit vollem Gepäck, als sollten sie in das Feld rücken, vor's Thor, übte sie in den Waffen, und kehrte Abends mit ihnen heim. Dann und wann gab er den Soldaten kleine Feste und kettete alle durch kluges Benehmen so an sich, daß er über das Leben jedes Einzelnen keck verfügen durfte.

Niemand dachte bei dieser ganzen Sache etwas Arges, denn Schill wußte so unbefangen zu thun, daß man nur glaubte, es treibe ihn ein großer Diensteifer. Aber in dem tapfern Manne, welcher voll heißer Vaterlandsliebe war und von Haß gegen die Franzosen glühete, brütete ein tiefer Plan. In dem neugebackenen Königreiche Westphalen lebten viele Unzufriedene. Mit diesen stand Schill in Briefwechsel. Es war der Plan, eine große Verbindung zu Stande zu bringen, dann mit den Waffen in der Hand loszubrechen, überall Aufstand zu erregen und die Feinde zu verjagen. Man glaubte diese Zeit um so näher herbeirücken zu sehen, als Oestreich im Jahre 1809 abermals mit Napoleon Krieg anfing, und der grausige Kriegsmann dort genug zu thun hatte. Aber bevor der rechte Zeitpunkt gekommen war, brachen einige Hitzköpfe in Westphalen

zu früh los. Ihr Unternehmen scheiterte und verrieth den ganzen Plan. Die westphälische Regierung forschte den Verbindungen nach und fand bald, daß auch Schill eine Hauptperson des Bundes sei. Die Sache wurde unserm Könige gemeldet, und er aufgefordet, den Schill hart zu bestrafen. So ungern Friedrich Wilhelm auch seinen tapfern Schill zur Rechenschaft zog, so konnte er doch nicht die gemachte Forderung abweisen und gebot daher dem Major, nach Königsberg zu kommen, um dort zur Untersuchung gezogen zu werden. Jetzt blieb dem tapfern Schill nichts anders übrig, als sofort auf gut Glück das zu wagen, was erst später geschehen sollte.

Am 28. April 1809 Nachmittags führte Schill seine Schaaren, ungefähr 800 Mann, in gewöhnlicher Weise vor das Thor, wie man meinte, zum Exerziren. Hier theilte er seinen Plan den Offizieren und Gemeinen mit und stellte Jedem frei, umzukehren. Alle wollten mit ihm in den Tod gehen. Nun zogen sie vorwärts. In Berlin wartete man am Abend vergebens auf Schill's Rückehr. Man schickte ihm einen Offizier nach, auch dieser kam nicht wieder und in der folgenden Nacht folgten ihm noch an 300 Mann vom Leibregimente. Nur mit Mühe wehrte man dem Ungestüme der Uebrigen. Ganz Berlin staunte der unerhörten und überraschenden That.

Schill's Marsch ging auf Wittenberg, wo die Westphälinger viel Geld und Geschütz aufbewahrten. Die Festung rasch zu nehmen, mißlang. Jetzt zog er nach Dessau und Köthen, trieb überall Kontributionen ein, verjagte die Truppen des Königs von Westphalen aus Halle an der Saale und drang nach Magdeburg. Ein Theil der Besatzung rückte gegen ihn; er aber schlug die Feinde und machte 200 Gefangene. Solches regte überall die unterdrückten Völker auf. Zu Hunderten eilten Jünglinge und Männer unter die Schill'schen Fahnen, und bald war der Kriegerhaufen an 5 bis 6000 Mann stark. Nun rüsteten sich aber die Franzosen und Westphalen von allen Seiten gegen ihn. Von 12 bis 14,000 Mann wurde er fast umzingelt und nach den Mecklenburgischen getrieben. Tapfer wehrte sich Schill und lieferte dem Feinde manch glückliches Treffen. Doch die Uebermacht war zu groß. An 7000 Mann stark kam er bis Stralsund. Rasch überwältigte er die Stadt und verschanzte sich in derselben meisterhaft. Rund umher ergoß sich das feindliche Heer. Mit Wuth stürmte dasselbe die Thore, Schill und die Seinen fochten wie Verzweifelte. Endlich drangen die Franzosen in Stralsund ein. In den Straßen entstand ein mörderischer Kampf. Die Leichen lagen hoch aufgethürmt, noch immer kämpfte Schill mit dem ihm gebliebenen Häuflein. Da, in dem heißesten Gewühle sank der Tapfere von Kugeln getroffen und von Säbelhieben fast zerhauen, todt zur Erde. So viel sie nur konnten, rächten die Seinen den Tod des geliebten Führers. Endlich unterlagen sie. Der größte Theil war umgekommen, ein Theil wurde gefangen, und die Trümmer der vernichteten Schaar nahm der preußische General Blücher auf, welcher in Pommern den Befehl führte. — Napoleon wüthete gegen die Gefangenen. Die Offiziere wurden zu Braunschweig und zu Wesel todt geschossen, die Gemeinen nach Frankreich geschleppt, wo man ihnen größtentheils gleiches Loos bereitete.

So endete Schill und seine Braven. Wahrlich, ihre schöne Vaterlandsliebe hätte verdient, bessere Zeiten zu erleben! Aber ihr Beginnen gegen den Zwingherrn Napoleon war zu unzeitig, darum mußte es dem ruhigen Beobachter als unbesonnen erscheinen. Und es ist gewiß, hätte König

Friedrich Wilhelm bei dem Ereignisse sich nicht so weise, so ruhig, so besonnen benommen, das Unternehmen hätte den Untergang des preußischen Staates herbeiführen können. Wie leicht war es, daß der von Wuth entbrannte Napoleon den Vorfall zum Vorwande nahm, das ganze Reich abermals wegzunehmen und es völlig zu zerstückeln. Der himmlische Vater wendete dies Unglück von unserm Vaterlande ab.

Wenige Monate nachher trat ein anderer Wagling in Deutschland auf und machte einen verwegenen Zug. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels, war von Napoleon des väterlichen Erbes beraubt. Er lebte in Böhmen und sammelte dort, von England aus mit Gelde unterstützt, einen großen Heerhaufen. Seine Krieger waren in kurze schwarze Röcke mit hellblauen Aufschlägen gekleidet, auf den Helmen hatten sie einen Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Todtenbeinen. Das Volk nannte sie von der Farbe der Kleidung gemeinhin die Schwarzen; sie selbst gaben sich den Namen die Rachelegion. In Verbindung mit den Oestreichern, welche gerade mit Napoleon im Kriege waren, drang der Herzog aus Böhmen in Sachsen ein und nahm die Hauptstadt Dresden. Der sächsische General Thielemann zog gegen ihn; von Baiern aus kam ein französischer Marschall, und um den Verwegenen ganz einzuschließen, rückte ihm von der andern Seite her auch noch der westphälische König Hieronymus mit großen Heerhaufen entgegen. Der Herzog wehrte sich aber sammt seinen Verbündeten auf's tapferste und schlug die feindlichen Angriffe zurück. Plötzlich schloß indeß Oestreich wegen der erlittenen großen Schlachtverluste mit Napoleon Waffenstillstand und rief seine Krieger aus Sachsen. Jetzt stand der Herzog allein und verlassen da, um ihn her eine Anzahl Feinde. Ergeben wollte er sich nicht. Er versammelte seine Mannschaft und erklärte, wie es Allen frei stehe, sich selber zu rathen und ihr Loos von dem seinen zu trennen. Er gedenke den deutschen Boden zu verlassen und sich nach England zu retten. Nur wenige schieden von ihm. Die andern wollten ihm folgen und Alles dulden. An 4000 Mann zu Fuß und zu Roß stark mit sechs Kanonen brach der Herzog sofort auf. Ueber Leipzig, Halle und Halberstadt ging der Zug. Wo er Feinde traf, schlug er sie nieder. Am 31. Juli rückte er in die Residenz seines Landes Braunschweig. — Hier erklärte er, daß er feierlich von seinem Eigenthume Besitz nehme und gegen alle anderen Verfügungen Einsprache thue. Die westphälischen Streithaufen, welche ihn bei Braunschweig fangen wollten, schlug er zurück, eilte nach Hannover, ging bei Nienburg über die Weser und zog dann über Bremen und Oldenburg nach Elsfleth. Hier nahm er alle Schiffe in Beschlag. Am 7. August um Mittag ging die ganze Schaar jubelnd unter Segel. Neun englische Kriegsschiffe, welche in der Wesermündung lagen, grüßten und flaggten, nahmen den Herzog sammt den Seinen auf und brachten alle glücklich nach England.

Mit großer Spannung hatte man in Preußen auf den Ausgang dieser Unternehmungen gesehen. Viele hofften, die Stunde der Erlösung habe schon geschlagen und jubelten anfangs, aber bald darauf wurden sie still und weineten heimlich in ihren Kammern. Der König hatte sich zum guten Glücke durch Nichts verleiten lassen, an den Unruhen Deutschland's Theil zu nehmen. Als nun gegen Ende des Jahres das Kriegsgetöse aufhörte, beschloß er, nach Berlin zu gehen. Langsam brach er von Königs-

berg auf. In kurzen Tagereisen durchzog er sein Land. Ueberall jauchzte man ihm entgegen, überall suchte er zu trösten und zu helfen.

Endlich brach der 23. Dezember 1809 an, und er war es, an welchem das geliebte königliche Paar seinen Einzug in die Hauptstadt hielt. Es war ein Tag der Freude und des Jubels. Schön erleuchtete die Sonne den Wintertag, gleichsam als wollte sie so manche wehmüthige Erinnerung mit Milde überstrahlen. Der Freudenruf der Unterthanen drang zum Himmel empor und zeigte dem Könige und der Königinn, wie viele treue Herzen ihnen entgegen schlugen. Und mit diesen und unter diesen zu sein, ist ja das Höchste für ein Herrscherhaus. — Der König lebe! Die Königinn lebe! Willkommen! Tausendmal willkommen! — so tönte es ohne Aufhören den Erhabenen entgegen. Es war diese Freude die Frucht der Liebe, und das Gefühl, welches das Volk durchdrang, daß nun der Boden und die Ernte wieder sein seien, da der König auf demselben stehe und das Gesetz. Alles war voll Hoffnung, voll Vertrauen; Alles voll Muth und voll des eifrigsten Willens, des Schicksals Schläge mit standhaftem Muthe zu ertragen. Daß der härteste Schlag den geliebten König und sein treues Volk erst noch treffen sollte, das dachte man nicht. Die Königinn, die so verehrte Landesmutter, hatte in diesen Jahren des Jammers unendlich gelitten. Sie sollte dem Grame unterliegen, und ihr Tod Preußen's Wunden auf's höchste steigern.

Anscheinend gesund, reisete sie in den letzten Junitagen 1810 nach Hohenzieritz im Mecklenburgischen, um ihren Vater, den Herzog, zu besuchen. Nach einigen Tagen fing sie an zu kränkeln, und immer stärker wurde die Krankheit, immer bedenklicher der Ausgang. Zwei Leibärzte eilten auf Befehl des Königs nach Hohenzieritz, aber schon am 16. Juli schwand die Hoffnung zur Genesung der geliebten Fürstinn. Sie selbst blieb bei allen herben Leiden sich immer gleich, sie war geduldig in den Schmerzen, und wenn sie einige Linderung fühlte, dankte sie Gott mit kindlich-frommen Sinn. Am 18. Juli schien die erste Todesahnung sie zu durchdringen. „Wenn ich dem Könige sterben sollte und meinen Kindern!" — sprach sie bedeutungsvoll zu den Umstehenden. Nur an ihre Lieben dachte sie, nicht an sich selbst, nicht an den Schmerz, Alles, was ihr theuer war, zu verlassen und in der Blüthe des Lebens dahin zu scheiden. In der Nacht auf den 19. Juli kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Sein Schmerz war unbeschreiblich, doch ihn verbergend, trat der Monarch zu der geliebten Gemahlinn und sagte tief bewegt: „Gottlob, daß ich hier bin!" — Freudenthränen entquollen dem Auge der Königinn. Nun erschienen auch der Kronprinz und der Prinz Wilhelm. Mit mütterlicher Liebe rief die Dulderinn: „O, meine Kinder!" — Unter heißen Thränen sanken sie am Sterbelager der geliebten Mutter nieder, mit unnennbarem Schmerze den großen Verlust empfindend. Gegen 9 Uhr Morgens begann der Todeskampf. Mit gebrochener Stimme betete die Leidende: „O, mein Erlöser, kürze meine Leiden!" — Fünf Minnten später war ihr Gebet erhöret, und ihr Geist zur bessern Welt eingegangen.

Als die Todesnachricht sich im Lande verbreitete, war Trauer überall, und mit nassen Augen sahen die Unterthanen dem Leichenzuge von Hohenzieritz nach Berlin nach. Ein eigends dazu erbauter Begräbnißtempel im Schloßgarten zu Charlottenburg macht die Begräbnißstätte der geliebten Landesmutter aus. Da ruht ihre Asche, aber ihr Namen steht

in liebevoller und wehmüthiger Erinnerung tief in den Herzen des preußischen Volks geschrieben.

## 48. Das Jahr 1812.

In ganz Deutschland hatte kein Reich so viel gelitten, als Preußen, weil keins mehr von dem Unterdrücker Napoleon gehaßt wurde, als dieses. Des Königs fester und ernster Sinn, der dem Korsen nicht schmeichelte, die beharrliche Weigerung, zum Rheinbunde gehören zu wollen, und vielleicht die heimliche Ahnung, es werde das Preußenvolk und sein König dereinst noch für die Wiedererringung der Freiheit Alles wagen, dieses steigerte den Groll des Mannes, welcher gewohnt war, daß sich Jeder zu seinen Füßen schmiege, und nur sein Willen Gesetz sei. Darum beobachtete er Preußen heimtückisch lauernd, und suchte es so zu umgarnen, daß es leicht von ihm zu verschlingen sei. Die Zahl der Franzosen in den Oderfestungen stieg an 23,000, in Magdeburg, in Stralsund, in Danzig lagerten große Heerhaufen der Feinde, und elf Straßen durchschnitten den Staat und boten dem Gewaltigen leichtes Spiel, raschen Schrittes das Reich zu nehmen. Napoleon war damals wirklich Herr unsers Vaterlandes. Aber nirgends verzweifelte man dennoch so wenig an Gott und an sich selbst, als eben in Preußen. Man trug die Bedrängnisse gelassen und stärkte sich immer mehr in dem Glauben an die göttliche Hülfe, in der Liebe zum allverehrten König, in der Hoffnung einer schönen Zukunft; aber auch — im Haß gegen die grausamen Dränger. Alles hatte darin nur Einen Sinn, Einen Geist, Eine Aussicht. Die Preußen blickten mit unendlicher Zuversicht auf ihren König, denn er gab ja das erhabene Beispiel frommer Kraft, strenger Sittlichkeit und holder Milde. Erhaben in seinen unendlichen Leiden, mußte seine Tugend das Glück wieder hervorrufen, das aus dem Vaterlande entflohen war. Darum war das Volk vollkommen ruhig und wartete nur den Augenblick ab, wo Gott selbst deutlich zu erkennen geben würde, daß nun die Zeit gekommen sei, die Schmach abzuwaschen und das Knechtschaftsjoch abzuschütteln. Sie kam, diese Zeit des höchsten Triumphs für den im Dulden und Handeln so großen König, für seine großen Helden, für seine so unglaublich tapfern Schaaren, für sein ganzes Volk, und mit ihr so viel Herrliches und Großes, daß wir fast kein ähnliches Beispiel haben.

Napoleon stand, überall siegreich, als der Allgewaltige da, Europa mit seiner Hand regierend. Seine Heirath mit der Tochter des Kaisers von Oestreich schien seinen Glanz noch zu erhöhen und ihn auf den Gipfel des Glücks zu bringen. Die ihm Ergebenen nannten ihn den göttlichen Napoleon, den Allmächtigen und Allgewaltigen, und er, von unersättlichem Stolze gequält, hielt diese Aussprüche für Wahrheit. Vor ihm sollte sich daher auch Alles beugen, Niemand ihm widerstehen. Und wer auch nur im mindesten von dem Willen des ruhmsüchtigen Gebieters abwich, dem zeigte er gleich sein furchtbares Kriegsschwert. So hatte er lange Zeit mit Rußland's edlem Kaiser Alexander scheinbare Freundschaft gehalten und ihm Treue und Zuneigung gelobt. Aber auch dies Reich schien seinen Absichten im Wege zu stehen, und das war genug, um den Beschluß der Vernichtung bei ihm hervorzubringen. Um Scheingründe nie verlegen, wenn es die Ausführung seiner ehrgeizigen Plane galt, warf er Rußland vor, nicht die Verträge erfüllt und englischen Schiffen erlaubt zu haben, in seine Häfen

einzulaufen und Waaren einzuführen. Dazu ward dem nahen Verwandten des russischen Kaises, dem Herzoge von Oldenburg, ohne allen Grund sein Land weggenommen.

Der edle Alexander, durch solche Anschläge gereizt, führte eine ernste, aber immer noch gemäßigte Sprache gegen Napoleon. Doch darauf hatte dieser nur gewartet, und gleich beschloß er Krieg. Europa sah eine furchtbare Kriegermasse unter dem Befehle des eisernen Kriegsmannes vereinigen, ausgerüstet mit Allem, was ein so großer Kampf erforderte, und Tausende auf Tausende sich dem rauhen Norden zudrängen. Mit ihm mußten alle die Fürsten ziehen, die sich ihm verbündet hatten, oder doch mehr oder minder in seiner Gewalt waren. Denn Napoleon ließ keine Wahl, als die: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Auch Preußen war gezwungen, 20,000 Mann gegen das Reich zu schicken, dessen Herrscher ein inniger Freund unsers Königs und Vaterlandes war. Mit welchem Herzen unsere Krieger hinzogen, das durfte nicht laut werden, es war ja unser Staat noch in den Händen des Unersättlichen.

Ueber Magdeburg, Leipzig und Dresden her wälzten sich Napoleon's Schaaren der Weichsel zu durch unser Vaterland, welches unendlich durch diese Züge, durch Einquartierungen und durch zahllose Lieferungen litt. Die Willkür der Franzosen kannte keine Grenzen, sie reizte die Preußen zur äußersten Erbitterung. Denn so groß waren die Opfer, daß die Foderung der Unterthanen auf 94 Mill. Franken stieg. An Bezahlung dachte aber der übermüthige Korse nicht.

An Rußland's Grenzflusse, dem Niemen, ordnete er seine Soldaten. Es waren ihrer an 500,000 zu Fuß und zu Roß, mit einem Zuge von 1300 Stücken Geschütz. Mit Stolz nannte Napoleon das auserlesene Heer die große Armee. Uebermüthig sprach er zu seinen Kriegern: „Die Besiegten nehmen die Sprache der Sieger an. Rußland wird von seinem Schicksale fortgezogen; möge es sich denn erfüllen! Vorwärts! Wir gehen über den Niemen.“ — Dem Unersättlichen hätten aber die Wahrzeichen sagen sollen, daß es bald vom Himmel ihm vorgeschrieben werde: „Bis hierher, und nicht weiter.“ Denn als er am Abend des Uebergangs längs des Niemenflusses auf und ab ritt, um eine bequeme Furth zu suchen, stürzte sein Pferd unter ihm nieder und warf ihn in den Sand. Und als am folgenden Tage die Armee den Fluß überschritt, entstand ein so grausendes Gewitter, als ob jetzt schon die erzürnte Natur die siegstrunkenen Schaaren verschlingen wollte. Napoleon achtete aber nicht auf den Finger Gottes, in seinem Wahne stellte der Ohnmächtige sich dem Allmächtigen gleich. Es mußten schwere Schicksalsschläge den Stolzen empfinden lassen, wie gar nichts der Mensch gegen den König der Könige ist, und ihn erst von seiner Höhe herunter schmettern, ehe er zur Besinnung kam. Er mußte sein Schicksal erfüllen, zum warnenden Beispiel jedem wilden Eroberer, der Menschenrechte und Menschenwohl mit Füßen tritt. — In ganz anderm Sinne aber gedachte er Rußland's Schicksal anzuordnen. Was aus diesem Reiche geworden wäre, das hat er in seiner Brust verschlossen gehalten, aber es war gewiß nichts Gutes. Der Schlag fiel jedoch auf ihn selbst zurück. Denn als er vorgedrungen war bis zur großen Hauptstadt Moskau, ja diese Stadt selbst in Besitz genommen hatt, da sollte der Wendepunkt seines Glücks eintreten. Der Allmächtige des Himmels wollte zeigen, wessen dieser Erdenmensch sei, der sich der Allmacht vermaß.

Nach Moskau! Nach Moskau! — das war bisher das Losungswort der Franzosen gewesen, denn Napoleon hatte ihnen verheißen, dort würden sie nach dem beschwerlichen Kriegszuge und grausenvollen Schlachtgetümmel Ruhe und Erquickung erlangen. Der Eroberer gedachte, in dieser alten Hauptstadt mit seinen Schaaren den Winter über zu ruhen und sich gütlich zu thun, im folgenden Jahre aber wieder aufzubrechen, um Petersburg und das russische Reich sich völlig zu unterwerfen. Als er die glänzende Stadt von einem Hügel herab zu seinen Füßen liegen sah, da rief er froh: „Da ist sie denn endlich, diese hochberühmte Stadt, aber," setzte er hinzu, „es war auch hohe Zeit." Und seine Krieger jubelten um ihn herum: Moskau! Moskau! — als wenn nun alle Leiden überstanden wären. Aber Todtenstille herrschte in dem Häusermeer der alten Hauptstadt, erstorben lag sie da. Dumpf und in sich gekehrt, zogen die Franzosen durch die langen Straßen, nur Greise, nur verdächtiges Gesindel ließ sich sehen. Napoleon nahm seinen Sitz in der Burg der alten Zaren. Bald darauf stieg hier eine Feuersäule auf, und dort eine, und auf einer andern Seite wieder eine. Man achtete dieser Feuerzeichen nicht, aber immer wurden ihrer mehrere, und immer größer das Flammenmeer, und mehr und mehr erstickender der dicke, dunkele Rauch. Ein heftiger Wind schürte das Feuer noch mehr an, die Flammen wälzten sich von Haus zu Haus. Napoleon schlief; endlich erweckte ihn die Helle. Erschrocken sprang er auf, und mit Grauen rief er: „Entsetzlicher Anblick!" — Es galt kein langes Bedenken. Rasch mußte er sich zu Pferde setzen, die Flammen sauf'ten um ihn herum und verbrannten ihm Haar und Kleider; mit genauer Noth entrann er dem verheerenden Feuermeere.

„Alles ist verloren, es giebt kein Quartier und keinen Rückzug mehr für die Armee!" so wimmerten jetzt die französischen Anführer, und Napoleon erblaßte. Er schwankte, was er thun sollte. Wäre er sofort mit seiner Armee nach Polen geeilt, so hätte er vielleicht noch einen Theil seines Heeres retten können, aber sein Geist war verblendet, weil die Vorsehung den Untergang seiner Macht beschlossen hatte. In und um Moskau weilte er mit seinen Schaaren und hoffte, der Kaiser Alexander werde demüthig um Frieden bitten. Aber keine Botschaft von russischer Seite erschien, man rüstete sich vielmehr auf's äußerste; denn ein glühender Zorn, der Rache schnaubte, hatte die ganze russische Nation ergriffen. Endlich schickte der stolze Eroberer einen schlauen Diener ab, um, wie es hieß, großmüthig einen Frieden anzutragen. Er mußte aber wohl um Frieden bitten, denn nicht umsonst hatte er beim Anblicke Moskau's gerufen: „Es war auch hohe Zeit." Mangel und Elend herrschten im Heere, die Schlachten und der weite Kriegszug hatten schon schreckliche Wirkungen im Zustande der Krieger geäußert. Doch die Russen sprachen fest und bestimmt, jetzt fange der Krieg für sie erst recht an, von einem Frieden könne gar keine Rede sein. Das war ein Donnerwort für den stolzen Gebieter, er mußte den Rückzug antreten.

An einem schönen Herbsttage im Oktober zog das französische Heer aus Moskau, der Heimath sich zu nähern, von welcher es über 1000 Stunden entfernt war. Hinter ihm und neben ihm und vor ihm die Russen, beständig angreifend, beständig verfolgend. Treffen auf Treffen folgten, und die Franzosen zogen gewöhnlich den Kürzern, denn ihr Muth war durch Mangel und Elend gebeugt, und kaum hörten sie mehr auf der Führer

Ruf. Die Russen aber jubelten, daß der Verwüster ihres Reichs so schmählich abziehen mußte; sie griffen um so racheschnaubender die Flüchtenden an. Und nun kam des Himmels strafende Hand auch über ihn. Es trat plötzlich ein erschrecklich strenger Frost ein, und der Schnee fiel ellenhoch. In weiten Fernen sahen die fliehenden Franzosen ringsum Nichts als Eisfelder und Feinde. Kein Weg, kein Obdach, kein Brot, keine Kleidung in diesen unabsehbaren Wüsten — auch die Tapfersten schauderten. Hunderte und Tausende stürzten erfroren nieder, und wen die Kälte nicht tödtete, den warfen Hunger, oder die Russen nieder. Pferdefleisch war ein leckerer Bissen, und die abgezehrten Krieger schlugen sich um die Knochen der gefallenen Thiere. Ja, man hat Soldaten gesehen, die, vor Schmerz fast wahnsinnig, am Wege im Schnee saßen, an ihren eigenen erfrornen Füßen und Händen nagten und mit den Zähnen Stücken von ihren todten Kameraden rissen. — So riß dem Manne, welcher sich unbesiegbar glaubte, die himmlische Hand und das russische Heer einen Lorbeerzweig nach dem andern vom Haupte, bis er ganz darniederlag, Alles im Stiche ließ und verzweiflungsvoll nach Paris floh. — Es sollte aus den Flammen Moskau's die Morgenröthe besserer Zeiten erscheinen, auf Rußland's Eisgefilden die Stunde der Befreiung Europa's schlagen.

Am Ende des Jahres 1812 waren ungefähr noch 30,000 Franzosen übrig, ohne Waffen, ohne Kleidung, zum Theil mit erfrorenen Gliedern im jämmerlichsten Zustande. Alles Geschütz und Gepäck, alle Beute und allen Raub hatten die Schaaren dahinten lassen müssen; sie brachten auch Nichts aus Rußland mit. Das war das Heer, welches Napoleon stolz die große Armee genannt hatte. Zu dieser war der preußische Hülfshaufen unter dem General York nicht gestoßen, sondern Napoleon hatte befohlen, die Preußen sollten an der Ostseeküste bleiben und die russischen Festungen erobern. Mochte nun der grausame Zwingherr der Preußen Widerwillen gegen den Kriegszug argwöhnen, oder wollte er nicht, daß unsere Krieger Theil nehmen sollten an den Siegen und an dem glänzenden Frieden, zu welchem er Rußland zu zwingen gedachte; — genug, er hatte durch diese Maßregel gewiß nichts Vortheilhaftes für unser Vaterland im Sinne. Aber mit Recht erinnern wir uns hier wohl der Worte Joseph's: „Ihr gedachtet, es böse zu machen, aber Gott gedachte, es gut zu machen.“ Denn als nun das preußische Heer bis Riga gekommen war und bei dem Vordringen der Russen sich langsam zurückziehen mußte, da war es ein Glück für dasselbe, daß es nicht in jenen Strudel der Verwirrung und Unordnung verwickelt wurde, sondern mit Nahrung und Kleidung versehen, sich seinen Landesgrenzen näherte, ohne großen Verlust zu erleiden. Als Napoleon diesen guten Zustand des preußischen Kriegerhaufens erfuhr, glaubte er davon großen Nutzen ziehen und durch sie den Russen einen Damm entgegen setzen zu können, damit diese die kläglichen Ueberbleibsel seiner großen Armee nicht ganz und gar vernichteten. Darum schmeichelten die französischen Generale mit glatten Worten den preußischen Kriegern und ihrem Anführer York. Aber dieser war, wie alle Vaterlandsfreunde, voll Ingrimm gegen die Unterdrücker und beschloß, so bald als möglich sich von denselben zu trennen und das Schwert gegen die Russen nicht mehr zu führen. Das Glück begünstigte ihn zu solchem Anschlage. Die Russen eilten mit Blitzesschnelle an die preußische Grenze und nahmen im ersten Anrennen die Stadt Memel. Dadurch waren sie

zwischen die fliehenden französischen Banden und das Heer der Preußen gekommen. York sah dieses als einen Wink des Himmels an und war nicht gesonnen, seine Truppen gegen Krieger zu führen, die ja kamen, um die Weltenstürmer zu verjagen. Am Tage vor dem Scheiden des Jahres 1812, am 30. Dezember, schloß der preußische Anführer mit dem russischen General von Diebitsch eine Uebereinkunft, nach welcher das preußische Heer, noch an 15,000 Mann stark, sich von den Franzosen trennte und vorerst partheilos blieb.

Das war das Ende des merkwürdigen Jahres, aus dessen großen Ereignissen so viel Herrliches für unser Vaterland hervorgehen sollte, daß wir nur mit Begeisterung daran denken können.

## Der zweite Krieg gegen Napoleon Bonaparte.

### 49. Die erste Hälfte des Jahres 1813.

Der Feldzug in Rußland war geendet. Kein Franzose stand innerhalb des Reiches Grenzen mehr unter den Waffen; nur Gefangene, Kranke und Verwundete fanden sich zu Tausenden. Derer, die als Ueberbleibsel der großen Armee dem allgemeinen Verderben entronnen waren, gab es nur eine kleine Schaar, und auch diese hinkte und jammerte, zum Theil mit erfrornen Händen und Füßen, ohne Kleidung, ohne Waffen umher. So sahen die Bewohner der an Rußland grenzenden preußischen Lande die gehaßten Fremdlinge und hörten dazu, wie groß das Verderben sei, welches die Weltenstürmer betroffen hatte. Jeder horchte hoch auf, Jeden ergriff eine freudige Hoffnung, eine unaussprechliche Begeisterung. Preußen's Volk verstand den Ruf Gottes zuerst. Jetzt, oder nie, das war nur eine Meinung, mahne des Himmels Zeichen, die Sklavenketten abzuschütteln; und wenn man auch begriff, daß dies eine große Arbeit sei, Keiner zagte bei dem hochherzigen Gedanken. Denn wo Gottes Geist lebt und unwandelbare Treue gegen den König und reine Vaterlandsliebe, da sind Kraft, Muth und Ausdauer im Kampfe für des Lebens höchste Güter.

Der Waffenstillstand des Generals York erschien den Preußen als das erste günstige Zeichen. Bald folgten ihrer mehrere. Den französischen Haufen eilten die Russen im raschen Zuge nach. Die Sieger betraten unser Vaterland, und wie jauchzte man bei ihrer Ankunft, wie schlugen ihnen Aller Herzen entgegen! „Mein Kaiser und ihr König sind Freunde, auch wir wollen Freunde sein!“ — so sprach ein russischer General zu den Bürgern einer preußischen Stadt, die ihn froh bewillkommneten. Und als der edle Alexander selbst die preußische Grenzstadt Lyck betrat, und die Abgeordneten ihm mit den Worten entgegentraten, wie Aller Herzen nur Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe gegen ihn, den erhabenen Herrscher, in sich trügen, da antwortete der hochherzige Monarch: „Ich komme als der treueste Freund ihres Königs und werde es zeigen, wie sehr ich sein Freund bin. Sagen Sie das dem Volke.“ — Durfte nun wohl noch Jemand zweifeln, daß der Zeitpunkt da sei, aufzustehen und die Schmach vergangener Jahre abzuwaschen und die Unabhängigkeit wieder zu erringen? Aengstlich wartend der kommenden Dinge, blickten die Preußen nach Berlin auf ihren geliebten König, aber der edle Fürst schwieg noch, denn in seiner eigenen Residenz, umgeben von französischen Bajonetten, durfte er

nicht zu vorschnell seinem heißen Herzensdrange folgen und seine Gesinnungen aussprechen. Um vorerst allen Schein des Verdachts von sich zu entfernen und vor allen Dingen die argwöhnischen Franzosen nicht zu den schrecklichsten Maßregeln zu reizen, erklärte er York's Waffenstillstand für null und nichtig, nahm dem Generale den Oberbefehl und that, als ob ihm die geschlossene Uebereinkunft sehr unangenehm sei. Aber das treue Volk wußte wohl des geliebten Herrschers Noth und ließ sich nicht irre machen; und York legte das Kommando nicht nieder, „denn," sagte er, „ich habe keinen Befehl vom Könige dazu erhalten, und Gerüchte kümmern mich nicht." — Der Bote aber, welcher dem General York den königlichen Befehl bringen sollte, war von den Kosaken aufgefangen und festgehalten, und so hatte York wirklich keine Befehle erhalten. Da reis'te Friedrich Wilhelm plötzlich am 22. Januar von Potsdam ab und eilte nach Breslau in Schlesien. Hier waren keine Franzosen, und so konnte denn da der König einen freien Entschluß fassen. Es geschah. „Das Vaterland ist in Gefahr! Es rüste sich die Jugend meines Volks freiwillig zum Schutze desselben!" — so sprach der König, wohl wissend, daß sein Volk solche Worte mit Freuden vernehme. Denn Friedrich Wilhelm hatte die Stimmung seiner Unterthanen erkannt, und die Unterthanen erkannten den Sinn ihres geliebten Herrschers. Zwar war noch nicht ausgesprochen, gegen wen die Rüstung gerichtet sei, und wem der Kampf gelte, aber die Deutung lag nicht fern, und die allgemeine Stimme zeigte nur einen Punkt: Kampf gegen Frankreich. Dazu sammelten sich um den König in Breslau Männer voll des glühendsten Franzosenhasses. So Blücher, der als Greis herbeieilte, damit er seine letzte Kraft dem Könige und dem Vaterlande darbringe; Scharnhorst, Gneisenau, Knesebeck und viele andere wackere Kriegsleute, und Glieder von den Landesbehörden und vom Bürgerstande, die alle von dem Gedanken an das zu erringende Ziel begeistert waren. Dies Alles sah man und wußte es zu deuten. Und nun geschah das fast Unglaubliche. Ein Geist, Ein Willen, Ein Rachetrieb schien das ganze Volk ergriffen zu haben. Nur eine Bereitwilligkeit, von Niemandem in diesem Grade erlebt, beseelte Alt und Jung: Gut und Blut zu opfern der Rettung aus der Knechtschaft. Schaaren von Jünglingen flogen zu den Waffen, 10,000 Freiwillige allein aus der Stadt Berlin. Schüler, kaum dem Knabenalter entwachsen, Studenten, Handwerker, Gelehrte, Kaufleute, Familienväter, Staatsbeamte, Alles drängte sich in die Reihen der Kämpfer. Da war von keinem Range, keinem Stande mehr die Rede; Ein Zweck stand Allen vor Augen, und dieser Eine Zweck machte Alle gleich. Eine herrliche Begeisterung; Männer, die nie daran gedacht hatten, die Waffen zu führen, ergriffen dieselben mit Freuden und übten sie, als ob das Kriegshandwerk ewig ihre Beschäftigung bleiben sollte. Weib und Kind, Hab und Gut verließ man und wurde freudig gemeiner Krieger; selbst Jungfrauen verkleideten sich als Männer und eilten zum Kampfe herbei. Wer es konnte, bewaffnete und kleidete sich selbst; Arme wurden ausgerüstet von den Wohlhabendern, die nicht mitgehen konnten. Beiträge aller Art strömten zusammen, um den König und den Staat in dem heiligen Werke zu unterstützen. Man gab das Jahrgehalt hin und den letzten Nothpfennig. Greise und Kinder und vor Allen die Frauen zeigten den schönsten Eifer. Man brachte das Silbergeräth, die Juwelen die goldenen Halsketten dar. Selbst die goldenen Trauringe hielt man nicht zurück,

man trug statt ihrer eiserne. Ein Bild, das an die alten, tapfern, deutschen Katten erinnert, die auch einen eisernen Ring so lange trugen, bis sie einen Feind erschlagen und somit die Knechtschaft gelöset hatten. Die Dienstboten überreichten freudig ihr Lohn und die Kinder ihre Sparbüchsen. Man nähte Hemden und strickte Strümpfe für die Krieger, man verfertigte Binden und Wundfäden für die Verwundeten. Es ist rührend zu lesen, wie ein edles, schlesisches Fräulein vor Schmerz außer sich war, weil sie aus Armuth auch Nichts zu geben vermochte; endlich sich ihr langes, schönes Haar abschneiden ließ, es verkaufte, und das Geld auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte. Mehrere der Frauen weiheten sich nachher der Pflege und Wartung verwundeter Vaterlandsvertheidiger. An der Spitze dieser edlen Frauen stand, herrlich voranleuchtend, die Gemahlinn des Prinzen Wilhelm von Preußen.

So etwas hatte die Welt noch nie gesehen, und wären auch alle Opfer vergeblich gewesen, Preußen wäre nur mit Ruhm gefallen. Denn es geschah das Große, und dies durch den Einfluß, den der allverehrte und allgeliebte König übte. *Treue dem Fürsten und unwandelbares Ausharren in den Zeiten der Noth hat Preußen rühmlich bewährt, darum wird aber auch sein Namen in der spätesten Zukunft glänzen!*

Mit Freuden nahm das preußische Volk die Befehle seines Königs zu einer allgemeinen Volksbewaffnung auf. Es wurde eine *Landwehr* und ein *Landsturm* errichtet. Sinnig und bedeutungsvoll war es, daß diese Krieger vor ihren Mützen ein Kreuz hatten, mit der Inschrift: „*Mit Gott für König und Vaterland.*" Das war also die Losung des erhabenen Fürsten und seines Volks in diesem heiligen Kriege, das der Geist, mit welchem und in welchem man den gemeinsamen Feind bekämpfen wollte. Jedes Regiment, welches auszog, wendete sich vorher im Gebete zu dem, der allein den Sieg zu geben vermag, und wurde dann feierlich eingesegnet. Und sah man auch Landwehrhaufen nur mit Piken bewaffnet ausziehen, so geschah es doch mit lautem Jubel und dem festen Vertrauen, Gott werde einer solchen gerechten Sache den Sieg verleihen. — Abtheilungen von freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Roß verstärkten die Kriegermassen, die Offiziere *Lützow* und *Petersdorf* warben mit Bewilligung des Königs Freihaufen, und um Tapferkeit und Heldenmuth auszuzeichnen, stiftete Friedrich Wilhelm *den Orden des eisernen Kreuzes.*

*Am 17. März 1813 erklärte der König gegen Frankreich den Krieg.* Schon am 28. Februar war ein Bund zwischen Rußland und Preußen geschlossen, und am 15. März kamen die hohen Herrscher dieser Reiche zusammen. Sie warfen sich mit Herzlichkeit in die offenen Arme, eine lange, stumme Umarmung besiegelte die Erneuerung des schönen Bundes unter dem Jubel und unter Freudenthränen der umstehenden Zuschauer. Vom Kanonendonner und Glockengetön begleitet und mit lautem Hurrahgeschrei der aufgestellten Krieger und des Volks empfangen, hielten die Fürsten ihren Einzug in Breslau. Der Jubel war unbeschreiblich. Thränen der Rührung, der Hoffnung und des Dankes gegen Gott flossen von so manchem Auge, das es wohl mit dem Könige und dem Vaterlande meinte. Zu seinem Volke aber redete Friedrich Wilhelm folgendermaßen: „So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen

sie dem unverblendeten Europa vor Augen. — Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward enge beschränkt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. — Durch die strenge Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, als seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Churfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften! Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für einen angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. — Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Der Aufruf an das stehende Heer lautete: „Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volks, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen, von allen Seiten, Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Willen, das ist Beruf für Euch, die ihr zum stehenden Heere gehört. Von

Euch, geweiht das Vaterland zu vertheidigen, — ist es berechtigt zu fordern, wozu jene sich erbieten. Seht! wie so Viele alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht. — Des Einzelnen Ehrgeiz — es sei der Höchste oder Geringste im Heer — verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm. Folgt dem Beispiele Eurer Vorfahren, seid ihrer würdig, und Eurer Nachkommen eingedenk. Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet, tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt. — Euer König bleibt stets mit Euch, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch und an unserer Seite ein zu unserer und zu Deutschland's Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! denn auch wir kämpfen den großen Kampf für des Vaterlandes Unabhängigkeit. — Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsere Losung!" —

Während sich Preußen rüstete, waren die Franzosen durch die Russen von der Weichsel an die Oder und von diesem Flusse bis an die Elbe getrieben. Am 4. März zogen sie aus Berlin und haben es auch nie wieder errungen, die Hauptstadt zu nehmen. Russische und Preußische Truppen besetzten die Lande zwischen Weichsel und Elbe, mit Jubelgeschrei empfing man überall die Befreier. Napoleon selbst war aber in Paris und gebot, schnell 350,000 Mann auszuheben, um das Heer vollzählig zu machen. Höchst ergrimmt war er auf Preußen, das, wie er glaubte, so sehr treulos gegen ihn handle, und beschlossen wurde es in seinem Innern, den preußischen Namen aus der Reihe der Völker zu vertilgen. In Frankreich aber gab man wiederum willig die Söhne her zu ehrgeizigen Planen des Eroberers, denn es war stolz geworden auf die Siege seines Kaisers und ließ sich bethören durch Napoleon's Worte: „Bald werde ich mich an die Spitze meiner Truppen stellen und die trügerischen Versprechungen unserer Feinde zu Schanden machen. Und ständen diese auf den Anhöhen von Paris, so würde ich kein Dorf, keinen Fuß breit von meinen Eroberungen herausgeben." — Solchen Reden trauten die Franzosen, und nach wenigen Wochen zogen Schaaren auf Schaaren über den Rhein der Elbe zu, um ihrem Kaiser neue Siege zu erfechten. Die Glieder des Rheinbundes mußten ihre Heerhaufen stellen, sie wurden vereinigt mit den herbeieilenden französischen Kriegern, und diese Alle bildeten nun wieder eine Heeresmacht von mehreren Hunderttausenden. Als Napoleon sich an der Spitze einer solchen Macht sah, hielt er sich für unüberwindlich, und mit siegstrunkenen Gedanken eilte er an die Elbe, um, wie er glaubte, die Feinde zu zerschmettern. Wirklich war er jetzt stärker, als die verbündeten Russen und Preußen, doch diese rückten getrost vorwärts. Die erste Waffenprobe fiel gleich trefflich aus. Napoleon's Stiefsohn, Eugen, wollte von Magdeburg aus

Berlin überfallen. Schon war er bis Möckern gekommen, als plötzlich Russen und Preußen ihn in den Weg traten und am 5. April wüthend über ihn herfielen. Das neue preußische Fußvolk nahm die Kolbe und schlug wacker drein, so daß Eugen eilends umkehrte und sich hinter den Wällen der Festung Magdeburg ganz ruhig verhielt.

Kaum war Napoleon im Felde erschienen, so war der Hast und des Treibens im französischen Heere kein Ende. Er suchte die Schlacht, denn nur dann schien ihm recht wohl, wenn die Kanonen brüllten, und unter dem Tritte von Roß und Mann der Boden zitterte. Auch die Verbündeten rückten heran; der russische General Wittgenstein führte den Oberbefehl, der alte Blücher, York und Bülow befehligten die Preußen. Die Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm waren selbst bei ihren Kriegern. Am 2. Mai trafen die Heere bei dem Dorfe Großgörschen, nahe bei Lützen, aufeinander, 70,000 Mann Preußen und Russen gegen 120,000 Franzosen. Es war ein heller, aber ziemlich kühler Frühlingstag. Die Russen und Preußen fielen mit Tagesanbruch auf die Kniee und beteten zu Gott, dem Allmächtigen, daß er ihnen den Sieg verleihen möge. Mit begeistertem Vertrauen gingen sie in den Kampf. Er war mörderisch. Die Preußen erstürmten die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, aber überlegene Franzosenmassen verdrängten sie wieder. Abermals drangen die Verbündeten vor, und abermals wurden sie zurückgetrieben. Zum dritten Male griffen die preußischen Garden an, des Feindes Hauptstellung wankte, mehrere Regimenter flohen in wilder Unordnung. Als Napoleon dies sahe, erblaßte er, denn er erkannte die Kraft seiner Widersacher. Doch nun setzte er Alles dran, den Sieg an sich zu reißen. 80 Kanonen wurden auf einen Punkt gefahren und donnerten gegen die Preußen. Es war, als ob die Erde Feuer und Kugeln ausspie. Dazu stürmte die französische Garde in die Dörfer und drängte die Verbündeten in's Freie. Aber hier hielten diese standhaft alle Stürme aus, und beim Einbruche der Nacht hatte Napoleon keinen Fuß breit gewonnen. Keine Kanone, keine Fahne, keinen Mann als Gefangenen hatten Russen und Preußen verloren, wohl aber den Franzosen an 1000 Gefangene und 10 Kanonen genommen. Die Verbündeten hatten mit unbeschreiblicher Tapferkeit gekämpft und sich unsterblichen Ruhm erworben. Aber die übergroße Anstrengung der Truppen ließ die Monarchen und Feldherren beschließen, langsamen Schrittes sich zurückzuziehen und noch Verstärkungen zu erwarten, die jetzt überall aus Rußland und Preußen herbeieilten. Nur Held Blücher wollte so ruhig nicht scheiden, er gedachte, die Franzosen erst recht zu schrecken, um sie vom Verfolgen abzuhalten. Als es ganz Nacht geworden war, sammelte er mehrere Haufen Reuterei und schlich sich an die französische Linie. Auf einmal bebte der Boden vom Hufschlage der Rosse, Blücher und die Preußen drangen vor, und erschrocken fuhr Napoleon, der hinter den Vierecken seiner Garde sich befand, in die Höhe. Nur noch 200 Schritte weiter, so wäre der grausige Kriegsmann mit seinen ganzen Generalstabe gefangen worden; aber die Gardisten stellten sich dem Reitersturme entgegen und hielten ihn ab. Doch war eine solche Furcht über die Franzosen gekommen, daß sie es nicht wagten, vom Schlachtfelde zu gehen.

Die Preußen hatten die erste Waffenprobe mit Ruhm bestanden. Alle zeigten wahren Löwenmuth. Die Generale gingen mit den schönsten Beispiele voran. Der achtzehnjährige Kronprinz — unser jetziger König

Friedrich Wilhelm IV. — ritt mit der Landwehr so in's Kanonenfeuer, daß die Kugeln ihn wie ein Hagelwetter umsauseten. Die Adjutanten wurden besorgt und baten ihn, umzukehren. „Wenn ihr euch fürchtet," sprach der tapfere Thronerbe, „so reitet zurück; ich aber will bei diesen braven Leuten bleiben und mit ihnen treu aushalten." Indeß wurde doch selbst einem Generale die Sache bedenklich. Er meldete dem Könige die Gefahr, in welcher der Kronzring sei und bat um Befehle. Da sprach der König ernst: „Mein Sohn thut nichts weiter, als seine Schuldigkeit."

Die Verbündeten gingen über die Elbe zurück und bezogen bei Bautzen ein festes Lager. Napoleon aber rückte in Dresden ein, und der König von Sachsen schloß sich fest an ihn; denn er glaubte, der allgewaltige Gebieter könne nicht überwunden werden, und so wolle er sich nur mit dem verbinden, der ihn bisher so sichtlich begünstigt und seine Macht größer gemacht habe. Dem französischen Kaiser war das eine große Freude, denn somit hatte er einen Bundesgenossen mehr.

In großer Hast ließ Napoleon seine Armee durch Dresden marschiren, um den Verbündeten nachzueilen. Sieben Stunden saß er auf einer steinernen Bank, während die Schaaren über die Elbbrücke bei ihm vorbeigingen, und mit innigem Wohlgefallen schien er den Gedanken zu nähren, wie er nun bald die Russen und Preußen ganz vernichten wolle. Denn es war so seine Weise, zu sagen: „Die Feinde werden Fehler machen, dann werde ich mich auf sie stürzen und sie zermalmen." Aber diese ließen ihn ruhig herankommen und wichen der Schlacht nicht aus. Sie entbrannte am 20. und 21. Mai bei Bautzen oder Wurschen. Das Blut floß in Strömen, denn beide Theile fochten mit Wuth und Hartnäckigkeit. Zwar war die Stärke der Heere wieder sehr ungleich, Napoleon führte 150,000 Streiter gegen 100,000 Verbündete, dennoch konnte der Furchtbare nichts Entscheidendes gewinnen, wie sehr er auch tobte. Auf einer Trommel seiner Garde sitzend, trieb er seine Soldaten in den Kampf, denn er dachte, diesmal das Heer des Bundes völlig zu schlagen. Vergebens. Wie Mauern standen Preußen und Russen. Zwar lagen ihrer 12,000 todt, oder verwundet auf dem Schlachtfelde, aber mit ihnen auch 20,000 Franzosen. Endlich geboten Alexander und Friedrich Wilhelm, den Kampf abzubrechen und sich, langsam zurückziehend, den großen Verstärkungen in Schlesien zu nähern. Napoleon triumphirte; was er in der Schlacht nicht gewonnen hatte, das dachte er auf dem Rückzuge zu gewinnen. Noch war am folgenden Tage der Morgennebel nicht gewichen, als der Rastlose aufbrach, damit er das Vordringen seines Heeres mit Hast ausführe. Er sandte Schaar auf Schaar, aber die Verbündeten schlugen alle Angriffe mit beispielloser Tapferkeit zurück und erfochten Vortheil auf Vortheil. Napoleon wüthete, daß man keine Gefangenen, keine Kanonen, keine Fahnen zurückschicke. Er beschloß, nun selbst das Vorbild zu geben, wie man den Feind verfolgen müsse. Da wollte des Himmels Hand nochmals versuchen, ob sich der übermüthige Sterbliche warnen lasse. Eben war er mit einem großen Gefolge, in heftiger Verfolgung der Verbündeten begriffen, auf einer Ecke der Landstraße angekommen, — da sauf't hart hinter ihm her eine Kanonenkugel, zerschmettert einem General das Bein, streckt den Feldherrn Kirchner zu Boden und reißt des Kaisers Günstlinge, dem Marschall Düroc, auf eine schauderhafte Weise den ganzen Unterleib auf. Stumm und starr vor Entsetzen, wendet Napoleon sein Roß, reitet durch einen nahe-

liegenden Bauernhof und steigt hinter dem hohen Korne ab, in stummen Sinnen noch lange die Stelle betrachtend, wo der Liebling gefallen. Sofort wurde die Verfolgung aufgegeben. Man schlug Zelte auf für den Kaiser, aber den floh die Ruhe, und ein innerer Schauder schien ihn zu schütteln. Mit raschen Schritten eilte er zu dem nahe gelegenen Bauernhause und besuchte zum letzten Male den Freund, den einzigen, den er vielleicht hatte, welcher, unter ärmlichem Dache, von Schmerzen gequält, den Tod wünschte und nach wenigen Stunden fand.

Am folgenden Tage begann die französische Armee auf's neue ihr Vordringen. Da gab Blücher ihr einen Denkzettel, der nicht ohne Frucht blieb. Auf dem Wege von Hainau nach Liegnitz legte er eine Masse preußischer Reuterei in ein Versteck, mit dem Gebote, auf die Franzosen loszubrechen, wenn die auf einer benachbarten Anhöhe stehende Windmühle in Brand gesteckt werde. In Massen rückten die Franzosen vor und ahneten nicht das Mindeste von der Gefahr; aber indem flammte die Windmühle auf, und wie der Blitz stürmten die Preußen auf ihre Verfolger. Diese flohen in wilder Unordnung, wurden theils niedergeritten, theils zusammengehauen und verloren 1500 Todte, 400 Gefangene und 11 Kanonen. Den ganzen Tag wagten sie sich nicht aus Hainau hervor, und die Verbündeten zogen ruhig ihrer Straße nach Schlesien. Hier bezogen sie unweit Schweidnitz ein festes Lager. Napoleon betrat wieder den preußischen Boden und besetzte Breslau.

Aengstlich richtete ganz Deutschland seine Augen nach Schlesien und erwartete Nachrichten von Schlachten und Siegen, da erscholl plötzlich die Kunde: Es ist Waffenstillstand! — Napoleon hatte ihn angeboten, und der Bund ihn angenommen. Die Heere der kriegführenden Mächte waren zusammengeschmolzen, sie fühlten alle das Bedürfniß, Zeit zur Verstärkung zu gewinnen. Aber in Deutschland und besonders in Preußen brachte die Nachricht, daß der Kampf ruhe, nur Unmuth und Niedergeschlagenheit hervor. Man fürchtete, Napoleon werde sein altes Spiel wieder treiben und die Verbündeten berücken, und so doch das Vaterland nicht vom harten Joche frei werden. Preußen's ritterlicher König sprach indeß zu seinem Volke: „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten, ich habe ihn angenommen. Dies ist geschehen, damit die Kraft meines Volks sich völlig entwickeln könne. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder erringen. Wir müssen aber jetzt die kurze Zeit dazu benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige — und wir werden auch diesen heiligen Zweck erreichen." — Dieses Wort belebte den Muth, man erkannte die Weisheit der Herrscher. Dazu sah man die furchtbarsten Kriegsrüstungen überall. In Preußen wurde die Errichtung der Landwehr und des Landsturms vollendet. Die Kriegstrompete erklang im ganzen Lande. Schimpflichen Frieden wollte Niemand. Tod oder Sieg, das war die Losung. Und so standen denn bald 200,000 Streiter da, voll Muth und hoher Begeisterung für die gerechte Sache. Nur mochten die Preußen wohl trauern, daß der Mann, welcher so viel für das Heer gethan hatte, nicht mehr lebte. Es war der edle Scharnhorst. Eine schwere Wunde, die er in der Lützener Schlacht erhalten hatte, brachte ihn bald nachher in's Grab.

Die Russen näherten sich in Gewaltmärschen den Grenzen Schlesien's.

Krieger von allen Waffengattungen eilten aus den fernsten Theilen Rußland's herbei, um die Heere zu ergänzen. Aber auch Napoleon war nicht müßig. Die Landstraßen Frankreichs wimmelten von frischen Kriegern, und Geschützeszügen, die der Elbe zueilten. Aus Polen und Italien zogen große Haufen heran; die Fürsten des Rheinbundes mußten herbeischaffen, was sie nur vermochten. Und nun rüstete noch eine Macht, unbestimmt, für wen, aber großen Zuzug leistend dem, zu welchem sie trat. Es war Oestreich. Der Kaiser Franz konnte einen so großen Kampf nicht gleichgültig ansehen. Er bot seinem Schwiegersohne Napoleon zuerst an, Frieden zu vermitteln, und der Gewaltige schien scheinbar damit zufrieden zu sein. In der Wirklichkeit hatte er nie an Frieden gedacht, er wollte nur Zeit für seine großen Rüstungen gewinnen und Oestreich berücken, mit ihm zu halten. So geschah es denn, daß in Prag die Gesandten zum Friedensgeschäfte sich versammelten. Aber Napoleon verlachte höhnisch die Forderungen der Verbündeten, er solle Deutschland bis an den Rhein räumen, vielmehr machte er die unsinnigsten Bedingungen zu neuen Abtretungen von Ländern und Völkern. Als nun alle Vorstellungen bei ihm Nichts halfen, da wurden Preußen und Rußland der Unterhandlungen müde. Oestreich, ergrimmt über solche Hartnäckigkeit, schlug sich zu den Verbündeten, und vereint beschlossen sie die Fortsetzung des Krieges. Auch Schweden vermehrte die Kraft des Bundes gegen Frankreich.

---

## 50. Die zweite Hälfte des Jahres 1813.

An einem für Preußen bedeutungsvollen Tage begann der gewaltige Kampf auf's neue. Es war der Todestag des großen Friedrich, der 17. August. Sein und der erhabenen Luise Geist schwebten als Schutzgeister den preußischen Fahnen voran und walteten günstig für ihr Volk. — Die Verbündeten waren jetzt den Franzosen an Zahl überlegen. Zwar hatte Napoleon 400,000 Mann auf die Beine gebracht, und dazu gehörte ein Geschützeszug von 1300 Kanonen, aber der Bund zählte 470,000 Streiter, und diese waren alle voll Begeisterung und Gottvertrauen. Um gleich von Anfang an den französischen Kaiser so einzuklemmen, daß er nicht, wie sonst, den Gang des Krieges bestimme, sondern warten müsse, was sein Feind beschließe, hatte man die Bundesarmee in drei große Heere getheilt. Das eine stand an der Grenze Böhmen's und sollte über das Erzgebirge nach Sachsen vorgehen. Es war 230,000 Mann stark und bestand aus Oestreichern, Preußen und Russen. Der Feldherr Schwarzenberg führte den Oberbefehl. Die zweite Armee zählte 90,000 Mann und stand in Sachsen. Der edle Blücher und die trefflichen preußischen Generale Gneisenau und York befehligten sie. Das dritte Heer, auch die Nordarmee genannt, führte der Kronprinz von Schweden. Es belief sich auf 150,000 Streiter.

In einem großen Halbkreise umstellten die Schaaren den französischen Kaiser. Und das war sehr schlau ausgedacht. Wollte Napoleon nach alter Weise rasch auf das eine Heer losfahren, so gerieth er dergestalt zwischen die andern, daß er weder zur Rechten, noch zur Linken konnte; wollte er sich zurückziehen, so erdrückten ihn die vereinigten Armeen. So mußte also der rastlose Eroberer zum ersten Male in seinem Leben in schrecklicher Ruhe weilen, um zu sehen, was die Feinde beschließen würden. Die Verbün-

deten ließen ihn nicht lange warten. Der ritterliche Blücher war der Erste, welcher vordrang. Kaum gewahrte dieß Napoleon, so war er voller Freuden, denn dem alten preußischen Helden war er sehr gram, und nun, so meinte er, wollte er ihn mit furchtbarem Schlage vernichten. Garden, Fußvolk, Reuterei und Geschütz mußten in aller Eile aufbrechen, aber kaum erfuhr Blücher den Plan, so zog er sich langsam hinter die Katzbach zurück und erwartete die Feinde. Napoleon aber verbreitete die Nachricht, die Preußen seien vor ihm geflohen, so wie er sich nur gezeigt habe. Wie schlug ihn aber plötzlich die Nachricht nieder, die böhmische Armee unter Schwarzenberg ziehe auf Dresden los, um dort anzugreifen. Im wilden Fluge ging er mit den Garden zurück, dort Hülfe zu bringen; seinen Marschall Macdonald gab er den Oberbefehl gegen Blücher. Dieser vernahm kaum den Abmarsch Napoleon's, als er seine Schaaren ordnete und eine Schlacht bereitete. An der Katzbach trifft er am 26. August die Feinde. Sie ziehen in mächtigen Haufen schon zum Angriffe heran. Mit Freuden gewahrt es der alte Held. Heiter sprengt er durch die Reihen seiner Tapfern und ruft: „Nun, frisch vorwärts, Kinder, jetzt sind genug Franzosen über die Katzbach. Heute gilt's! Ihr sollt beweisen, daß ihr euern König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, zeigt euch als wackere Preußen!" — Die Krieger jauchzen: „Es lebe der König!" und im Sturmschritte geht's vorwärts. Ein dichter Landregen verdunkelt die ganze Gegend, doch das hindert die braven Preußen nicht. Getrost gehen sie auf die Feuerschlünde und die Vierecke der Feinde los. Ein Kartätschenhagel empfängt sie, aber sie wanken nicht. Jetzt sind sie nahe an den Vierecken der französischen Grenadiere; diese stehen wie die Mauern. Beide Theile schauen einander das Weiße im Auge. Da rufen die Preußen: „Drauf, drauf," und mit Blitzesschnelle kehren die Soldaten das Gewehr um und schlagen mit den Kolben drein. An Pardongeben ist nicht mehr zu denken. In wenigen Minuten sind die Vierecke zu Boden geschlagen und in Pyramiden von Leichen verwandelt. Die Batterien machen sich aus dem Staube, eine fürchterliche Unordnung verwirrt das französische Heer. Wo Blücher bei seinen Tapfern erscheint, rufen diese jubelnd: „Hurrah, Vater Blücher, heute geht's gut!" — Da wagt der französische Marschall noch einen wüthenden Angriff, er will Alles dran setzen, um zu siegen. Blücher sammelt schnell seine Reuterei, hoch vorauf sprengt der Held mit geschwungenem Säbel dem Feinde entgegen, hinter ihm her donnernd die Seinen. Wie Spreu vor dem Winde zerstieben die Franzosen, wen das Schwert verschont, der wird in die angeschwollenen Fluthen des Bergstroms gestürzt und in die Wasser gesprengt. Die Preußen gewinnen 18,000 Gefangene, 103 Kanonen, 250 Wagen, 2 Adler und eine Menge Fahnen. Der französische Marschall schreibt verzweiflungsvoll an seinen Kaiser: Die Armee des Bobers ist nicht mehr. Von diesem Tage an nannten die Preußen ihren Blücher den Marschall Vorwärts; der König ernannte ihn zum Feldmarschall und späterhin zum Fürsten von Wahlstatt.

Drei Tage früher war in der Gegend von Berlin eben so glücklich gestritten. Napoleon hatte ein treffliches Heer und einen bewährten Heerführer in die Mark Brandenburg gesandt, mit dem wörtlichen Befehle: Berlin zu nehmen, es koste, was es wolle! Solche Machtgebote suchten seine Diener um jeden Preis auszuführen, und auch der Marschall gedachte,

Alles daran zu setzen, damit er die schöne Residenz erobere. Schon warteten die Franzosen begierig auf den Tag, an welchem sie die Stadt plündern und aussaugen könnten, und als sie am 23. August wirklich bis Großbeeren, 2 Meilen von Berlin, vorgedrungen waren, da verkündeten sie laut den baldigen Siegeseinzug. Man denke sich die Angst der armen Berliner! Doch noch ist es nicht Abend geworden, da ertönt von den Höhen ringsum ein wildes Jubelgeschrei. Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern. Die ganze Gegend scheint lebendig zu werden, und bald sieht man dichte Schlachthaufen gegen Großbeeren sich heranwälzen. Es sind die Heldenschaaren unter Bülow, der wüthend vordringt, um des Feindes Mittelpunkt zu durchbrechen. Sechzig Kanonen sprühen den Franzosen Tod und Verderben entgegen. Regengüsse stürzen zwar vom Himmel herunter, aber Nichts hält die Preußen auf. Die Schwerter und Kolben sausen auf die Feinde ein, die Kanonen blitzen, die Trommeln wirbeln Sturmmarsch. Wie tapfer die Franzosen auch kämpfen, sie können nicht widerstehen. Großbeeren geht für sie verloren, wilde Unordnung kommt über ihre Haufen; in der düstern Heide, in Busch und Sumpf bergen sie sich unter dem Schutze der Nacht. Mehrere tausend Gefangene, 26 Kanonen und 50 Wagen werden den Siegern zur Beute. Das war die Schlacht bei Großbeeren. Die Eroberung Berlin's war durch sie zu Wasser zerronnen, und die Hauptstadt jubelte in unermeßlicher Freude.

Während so in der Mark und in Schlesien die Franzosen siegreich bekämpft wurden, hatte auch die Hauptarmee der Verbündeten gegen Napoleon selbst bei Dresden am 26. und 27. August gestritten. Leider fiel die Entscheidung nicht glücklich für den Bund aus. Das unaufhörliche Regenwetter hatte die Wege fast grundlos gemacht, so daß Kanonen, Pulverwagen und Gepäck nicht zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein konnten. Dazu hatte Napoleon sich meisterlich in Dresden verschanzt, eine große Heeresmacht dort versammelt und mit Umsicht seine Angriffe berechnet. Die größte Tapferkeit der Verbündeten konnte daher Nichts gegen ihn ausrichten, und die an einigen Punkten errungenen Vortheile gingen wieder verloren. Das Unglück wollte es nun noch, daß die Franzosen auf dem einen Flügel mit furchtbarer Wuth auf die Oestreicher stürzten und ihrer 12,000 mit dem Anführer gefangen nahmen. Solche Verluste machten es, daß das Bundesheer den Rückzug nach Böhmen beschloß.

Aber fast hätte Napoleon diesen unmöglich gemacht und das zurückziehende Heer in die größte Gefahr gesetzt, wäre der listige Anschlag geglückt. Es befand sich unter seinen Generalen ein wilder, heftiger Stürmer, Namens Vandamme. Diesem hatte er zu einem waglichen Streiche ausersehen. Er gab ihm 30,000 Krieger, auserlesene Mannschaft, und befahl, mit diesen den Verbündeten über Böhmen hin in den Rücken zu fallen und ihnen so die Straße zu ihrem Rückzuge abzuschneiden. Der ungestüme und ehrgeizige Vandamme brach los, denn es schien ihm diese Gelegenheit sehr erwünscht, um sich den Herzogstitel, oder den Marschallstab zu erwerben. Am 29. August traf er in dem Thale bei Teplitz ein. Hier stand der russische General Ostermann mit 8000 Mann Garden. Nur klein war dies Häuflein gegen die Zahl der Feinde, aber die Russen zagten nicht und hielten den ganzen Tag den blutigen Kampf aus, ohne zu weichen. Die Hälfte der braven Krieger bedeckte das Schlachtfeld, aber ihr Muth war nicht gebrochen! Preußens ritterlicher König entflammte

diesen noch mehr, denn der tapfere Fürst war vorangeeilt, damit er die mögliche Gefahr erkunde, und sah nun mit geübtem Auge bald den gefährlichen Anschlag der Franzosen. Er rief selbst einen Haufen östreichischer Reuterei, welche zufällig des Weges zog, zur Hülfe herbei, und so glückte es denn dem hochherzigen Könige, die Franzosen aufzuhalten und sogar zurückzudrängen. Der 30. August erneuerte den Kampf. Vandamme hatte sich auf die Höhen von Kulm gezogen und versuchte wiederholt, die Reihen der Russen zu durchbrechen und die Straßen zu besetzen. Ihm war die Nachricht zugekommen, daß zwei französische Marschälle über das Gebirge von Nollendorf her Hülfe bringen wollten, und so gedachte er, mit Gewalt den Sieg zu erringen. Das Thal hallte wieder von dem Donner der Kanonen und dem Getümmel der Kämpfenden; bis Mittag stand die Schlacht ohne Entscheidung. Da erschienen plötzlich auf dem Gebirge bei Nollendorf Kriegerhaufen, die sich eilig dem Kampfplatze näherten. Vandamme jubelte, denn er glaubte, es wären die Freunde, welche ihm Hülfe brächten. Wer malt aber seinen Schrecken, als er sah, daß Preußen heranzogen. Es war der General Kleist, welcher, durch des Geschützes Donner angelockt, muthvoll das Gebirge erklettert hatte und mit seinen Schaaren den Franzosen in den Rücken fiel. Nun kamen Schrecken und Verwirrung über die Feinde. Nur wenige schlugen sich durch, die Uebrigen mußten sich ergeben. 12,000 Gefangene, unter diesen Vandamme selbst, 82 Kanonen, 2 Adler und 2 Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Dieser Sieg erfreute die Verbündeten wieder nach jener Niederlage bei Dresden, und als in dieser Zeit auch die Nachrichten von den Siegen an der Katzbach und bei Großbeeren eintrafen, so ordneten die frommen Herrscher in dankbarer Rührung ihres Herzens am 3. September ein großes Dankfest an für die Gnade und Güte des Allerhöchsten, der die gerechte Sache so sichtlich geschützt und den heiligen Kampf gesegnet hatte.

Der Franzosen Jubel wegen des Dresdener Sieges war aber gar sehr niedergeschlagen. Ganz still wurden ihre Prahlereien, in sich gekehrt sprach Napoleon in diesen Tagen wenig, selbst mit seinen Vertrauten. Das war immer ein Zeichen, daß er über neue Plane und Anschläge brüte. Und so war es auch wirklich. Die Siege der Verbündeten wollte er durch ein glänzendes Unternehmen verdunkeln und Furcht und Schrecken über den Bund bringen. Er hatte dazu die Eroberung Berlin's ausersehen. Sie war schon einmal mißglückt, diesmal aber sollte der Schlag unabwendbar sein. Der entschlossenste und erprobteste seiner Marschälle, der Heerführer Ney, erhielt 80,000 Mann vortrefflicher Truppen, und mit diesen sollte er die Hauptstadt wegnehmen. Der kühne Ney ging frisch an's Werk. Den Kronprinzen von Schweden täuschte er wirklich durch schlau angestellte Märsche, und so traf er am 6. September bei Dennewitz nur auf 2 preußische Heerhaufen unter Bülow und Tauenzien. Es waren ihrer 40,000 Mann, aber sie hielten ritterlich den Kampf aus. Wenn sie von der Uebermacht zurückgedrängt wurden, so warfen sie sich mit solcher Wuth wieder auf die Feinde, daß diese ihre Vortheile preis gaben. Man stritt um jeden Fuß breit Land, doch vermochten die Franzosen Nichts zu gewinnen, sondern tobten vergebens gegen die kleine preußische Schaar. Die französischen Heerführer ergrimmten und wagten das Aeußerste. Ney wäre fast in die Gefangenschaft gerathen, mehrere Generale ritten in das stärkste Kanonenfeuer. Aber mehr und mehr weichen die französischen Schaa-

ren, ein Dorf ging nach dem andern für sie verloren. Desto höher stieg die Begeisterung der Preußen. Und obschon ihrer ein Drittheil todt oder verwundet auf dem Platze lag, so drangen sie doch unerschrocken vorwärts und trieben die Feinde vor sich her. Endlich, als der Tag sich neigte, rückte die schwedische Armee heran. Im Glanze der Abendröthe zog sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele daher. Das war für die Franzosen das Zeichen zur völligen Flucht. Sie verloren an 20,000 Mann, 80 Kanonen und viele Wagen. In den Flüchtlingen war kein Halten. Viele liefen über den Harz, einige durch Franken der Heimath zu. Die meisten eilten nach Leipzig und hielten dort im erbärmlichsten Zustande, mit verbundenen Köpfen demüthig auf Kühen reitend, ihren Einzug. Ney aber schrieb an den französischen Kommandanten von Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich selbst aufgelöst." Das war die berühmte Schlacht bei Dennewitz, ganz allein durch Preußen geschlagen. Unser edler König aber legte späterhin dem Generale Bülow den Ehrennamen Bülow von Dennewitz bei, so wie der General Kleist die Ehrenbenennung Kleist von Nollendorf erhielt.

Der Monat September verging, ohne daß man etwas Bedeutendes gegen einander vorgenommen hätte. Nur kleine Gefechte fielen überall vor, in welchen die Franzosen gewöhnlich den Kürzern zogen. Napoleon wollte darüber vor Wuth verzweifeln; wie ein Toller rannte er bald auf die Straße nach Böhmen gegen Schwarzenberg, bald auf die Straße nach Schlesien gegen Blücher. Aber immer wichen diese seinem Schlage aus und ließen ihn unverrichteter Sache abziehen. So mattete denn der furchtbare Kriegsmann seine Schaaren vergebens ab und erreichte doch den Zweck nicht, welchen er beabsichtigte, die Feinde zu einer großen Schlacht zu zwingen. Endlich brach Blücher los, um dem Dinge eine andere Wendung zu geben. In der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober ließ er zwei Brücken über die Elbe schlagen und seine Armee in aller Stille auf das andere Elbufer gehen. Plötzlich stieß er bei Wartenburg auf das 20,000 Mann starke Heer des französischen Generals Bertrand. Beide Theile staunten über dies unerwartete Zusammentreffen, aber es galt hier kein Zaudern. Der preußische General York ordnete sogleich den Angriff. Kein Kugelregen konnte die Preußen aufhalten, noch weniger zurückschrecken. Das zweite Bataillon des Leib-Regiments unter dem General Horn watete durch einen tiefen Morast und schlug die Franzosen aus den Verschanzungen. Ihm nach folgten die andern Schaaren. Der Feind wich, und sein Verlust waren 1000 Gefangene und 13 Kanonen. Als nach dem glorreichen Kampfe das Fußvolk vor dem General York vorüberzog, und jenes Bataillon herankam, fragte der Heerführer: „Ist dies das zweite Bataillon vom Leib-Regiment?" „„Ja,"" rief ein Soldat, und alsbald nahm York mit seinem ganzen Gefolge den Hut so lange ab, bis der letzte Mann des Bataillons vorbei war. — Das war das Treffen bei Wartenburg. Der König ehrte seinen General in der Folge mit dem Namen York von Wartenburg.

Für Napoleon war dies Treffen ein sehr arger Streich; denn Blücher zog nun ungehindert nach den Gegenden der Saale hin, gerade zu in den Rücken des Feindes und vereinigte sich mit dem Kronprinzen von Schweden. Der Feldherr Schwarzenberg bewegte sich von Böhmen auf Sachsen

los und drängte Napoleons Haufen zurück. Eine solche Klemme war noch nicht über den stolzen Machthaber gekommen, und er mochte wollen, oder nicht, es war keines Bleibens mehr für ihn in seinem bisherigen Waffenplatze Dresden. Am 7. Oktober brach er auf nach Leipzig, mit ihm der König von Sachsen, hinter ihm her aber alle Schaaren der Verbündeten. Und ungeachtet der Wahrzeichen, die ihm des Himmels Hand durch die vielen Niederlagen bereits gegeben hatte, glaubte er doch noch so fest an sein altes Kriegsglück, daß er höhnisch lächelte, als die Verbündeten sich um Leipzig sammelten; denn nun, so glaubte er, habe er sie alle auf einem Flecke beisammen und könne sie schlagen, zersprengen, vernichten und siegend wieder Länder und Völker unterjochen. So verblendet war dieser gefühllose Kriegsmann, aber durch diese Verblendung sollte er eben in's Verderben rennen, daß war der Rathschluß der ewigen Versehung.

Viertägige Völkerschlacht bei Leipzig, am 16., 17., 18. und 19. Oktober. — Hart um Leipzig hatte Napoleon seine Krieger versammelt, 180,000 an der Zahl, mit 600 Kanonen; in einem weiten, großen Bogen umstellten ihn die Heere der Verbündeten. Denn da war Schwarzenberg mit dem Hauptheere auf der einen, der Kronprinz von Schweden auf der andern Seite, und Blücher im Mittelpunkt versammelt. Ihre Heeresmassen bildeten eine Zahl von 250,000 Streitern, mit einem Geschützeszuge von 1000 Kanonen. Und allen diesen Kriegern des Bundes schwebte nur ein heiliges Ziel vor: im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache die Dränger zu verjagen und das Vaterland zu befreien. Darum war Jeder voll Muth und Zuversicht und harrte des Zeichens für den beginnenden großen Kampf.

Im Kriegsrathe der Verbündeten beschloß man den Angriff auf den 16. Oktober, denn obwohl der Kronprinz von Schweden noch nicht in die Schlachtreihe gerückt war, so hoffte man doch auf seine Ankunft am Schlachttage. Der König Friedrich Wilhelm und die Kaiser Alexander und Franz waren bei ihren treuen Kriegern gegenwärtig, unter ihren Augen sollte das große Werk geschehen.

Früh Morgens, am verhängnißvollen sechzehnten Oktobertage, fuhr Napoleon auf einen hochliegenden Punkt beim Dorfe Liebertwolkwitz. Eifrig betrachtete er durch ein Fernglas die Stellung der Verbündeten, rief dann nach seinem Pferde und ritt langsam die Höhe herab. Plötzlich fielen drei Kanonenschüsse auf der Linie des Bundesheeres, es war das verabredete Zeichen zum furchtbaren Angriffe. Die Kugeln flogen über Napoleon's Gefolge hinweg, und in demselben Augenblicke fing ein so gräßliches Kanonenfeuer gegen die Franzosen an, daß die ältesten Soldaten aus Napoleon's Garde versicherten, ein solches Krachen nie gehört zu haben, denn abwechselnd erbebte förmlich die Erde.

Um 9 Uhr brachen zuerst die braven Russen und Preußen los. Der Morgen schien düster, und den Himmel hüllte ein grauer Nebel ein. Aber bald theilten sich die Wolken, und heller Sonnenschein erleuchtete den ganzen Tag das grausige Schlachtgewühl. Dies war denn wirklich entsetzlich. Napoleon hatte sich selbst gegen Schwarzenberg und die Hauptarmee gewendet. Mit Muth schlug man sich in den Dörfern Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, bald waren sie in der Verbündeten, bald in der Franzosen Gewalt. Das Blut floß in den Straßen, und Leichenhaufen hatten sich so gethürmt, daß die Kämpfenden über sie wegklettern mußten. Aber

Nichts hemmte den wilden Streit. Die Russen und Preußen schlugen mit begeisterter Kampfbegier alle Feinde zurück, die Oestreicher kamen zu Hülfe, mehrere Regimenter flohen. Da ergrimmte Napoleon, der mit düsterm Ernste bisher in den Kampf geschaut hatte, und er rief: „Vor mit dem Geschütz!" — Es geschah. 150 Kanonen brüllten den tapfern Verbündeten entgegen, französische Heerhaufen drängten wild fechtend nach. Aber doch hielten Russen, Preußen und Oestreicher Stand und wichen fast gar nicht, wenn gleich der mörderische Kampf schon 4 Stunden gegen sie tobte. Napoleon glaubte aber schon einen Sieg erfochten zu haben, da seine Gegner nicht mehr vorzudringen vermochten. Eilboten flogen hin nach Leipzig zum Könige von Sachsen mit der Siegesnachricht; man mußte die Glocken läuten und in den Tempeln: Herr Gott! dich loben wir, singen. Das war Napoleons Weise, seine großen Thaten ausposaunen zu lassen; hier hatte er sich aber sehr geirrt.

Vom Kirchthurme zu Gautsch sah Feldherr Schwarzenberg das schreckliche Toben der Franzosen und seines Heeres Noth. Blitzschnell ließ er Massen auf Massen anrücken, um dem Feinde Einhalt zu thun, damit er nicht die Schlachtreihe durchbreche und so wirklich den jetzt erst eingebildeten Sieg erringe. Im Dorfe Güldengossa erneuerte sich mit Wuth die Schlacht. Im Sturmmarsch, mit gefälltem Gewehr, stürzten sich Preußen und Russen in's Dorf; das Gemetzel war fürchterlich, lange schwankte die Entscheidung, endlich wichen die Franzosen. Der Abend des blutigen Tages war da, er hatte wenig Erfolg auf dieser Seite des Kampfes gebracht. Die Heere nahmen nach zehnstündiger Blutarbeit fast dieselbe Stellung ein, die sie am Morgen gehabt hatten. Nur auf der andern Seite Leipzig's hatte Blücher einen Sieg erkämpft. Er schlug eine fast für sich abgesonderte Schlacht bei Möckern. Napoleon hatte diesem grauen Feldherrn seinen trefflichen Marschall Marmont mit einer ausgesuchten Kriegsmacht entgegengeschickt, um ihn so lange abzuwehren, bis er selbst, der harte Kriegsmann, mit Schwarzenberg fertig sei. Marmont that sein Möglichstes, damit er den Befehl seines Gebieters vollführe, aber die Sache nahm eine ungünstige Wendung. Blücher rückte mit entbrannter Kampflust vor. Gerade als das Leipziger Glockengeläute den vermeinten Sieg des französischen Heeres verkündete, blitzten die preußischen Kanonen auf die Franzosen los, und York und Sacken und Langeron stürzten mit Preußen und Russen unglaublich tapfer auf die Feinde ein. Im Dorfe Möckern wüthete die Schlacht auf's furchtbarste. Dreimal nahmen die wackern Verbündeten das Dorf, dreimal ging es wieder verloren. Denn die Franzosen hatten 40 Kanonen in die Straßen aufgepflanzt und schmetterten Alles nieder, was sich näherte. Da zog York mit seinem letzten Kriegerhaufen heran. Voran sprengte der Feldherr, schwang hoch das Schwert, und mit dem lauten Rufe: Es lebe der König! führt er im Sturmschritt die tapfern Soldaten gegen die furchtbare Batterie. In wenigen Minuten sind die Feuerschlünde erobert und die Franzosen zurückgeworfen. Aber seitwärts zeigt sich eine neue Masse Feinde und eilt zur Unterstützung herbei. Es sind die französischen Seesoldaten, die sich schon in der Schlacht bei Lützen ihres Herrschers Lob erworben hatten. Hier ereilt sie jedoch ihr Schicksal. York ruft: „Brandenburgisches Husarenregiment! Vorwärts! Eingehauen!" — Und auf den Ruf stürzen die braven Husaren herbei, hauen, stechen und reiten Alles ohne Erbarmen nieder, und wilde Flucht kommt über das

feindliche Heer. Es eilt nach Leipzig zurück. Blücher aber hat 2 Fahnen, einen Adler, 43 Kanonen und 3000 Gefangene als Siegesbeute.

Den 17. Oktober wollte Napoleon zu Unterhandlungen benutzen. Hauptsächlich dachte er, seinen Schwiegervater, den Kaiser von Oestreich, vom Bunde zu locken und durch manche trügerische Vorspiegelungen zu umgattern. Vergebliche Mühe; er hatte nun einmal den Glauben verloren, nachdem er so oft die Menschen durch seine glatten Worte bethört. Darauf erbot er sich gegen die Verbündeten, er wolle über den Rhein zurückgehen, wenn man keine entehrenden Dinge von ihm verlange. Aber der Bund wußte schon, daß nur die Noth dem Gewaltigen diese Worte eingab, und daß seines Bleibens in Deutschland nicht mehr sei. Dazu trafen an diesem Tage der Kronprinz von Schweden und der russische General Benningsen mit ihren Heeren auf dem Schlachtfelde ein, und so erhielten die Monarchen einen Zuwachs an Stärke, der sie ihrem Gegner weit überlegen machte. Darum wollte man Napoleon's Vorschläge gar nicht hören, sondern das Schwert entscheiden lassen. Dies hatte an diesem Tage fast überall geruht. Nur der rastlose Blücher jagte mit mehreren russischen Reuterhaufen auf die Franzosen los und trieb sie hart an Leipzig.

Am 18. geschah die Entscheidungsschlacht. Es war ein noch blutigerer Tag, als der sechzehnte. Von allen Seiten drangen die Verbündeten vor. Napoleon hatte bei Probstheida seinen festesten Punkt gewählt, und diesen wollten die Truppen des Bundes nehmen. Vier- bis fünfmal erstürmten die Preußen und Russen das Dorf, und eben so oft ging es verloren. Napoleon setzte seine ganze Kraft dran, diese Stellung nicht zu verlieren, denn brachen hier die Verbündeten durch, so konnte sein ganzes Heer im Nu vernichtet werden. Und so gräßlich wüthete hier die Schlacht, daß am Ende das Geschütz und die Reuter nicht mehr über die Leichenhaufen hinweg konnten. In der Nähe des gräßlichen Kampfes hielten die Monarchen der kämpfenden Heere. Napoleon auf einer Anhöhe bei einer durchlöcherten Windmühle, eine Zeit lang selbst unter dem nahen Galgen; die Herrscher Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm auf der andern Seite an der Sandgrube bei einer sehr hoch liegenden Ziegelscheune. Ihre Gegenwart begeisterte die Kämpfenden. Bis spät Nachmittag schwankte die Entscheidung. Aber nun rückte sie immer näher, denn enger und enger wurde der Kreis, in welchem man die Franzosen zusammendrückte. Ein Dorf nach dem andern ging für sie verloren, eine feste Stellung nach der andern mußten sie aufgeben. Mehrere sächsische und würtembergische Kriegerhaufen verließen sogar mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die französischen Reihen, gingen zu ihren deutschen Brüdern über und reichten diesen freudig die Rechte.

Noch ist der Abend nicht völlig angebrochen, siehe, da sprengt der Feldherr Schwarzenberg den Hügel zu den drei Monarchen hinan und meldet die frohe Kunde: Der Sieg ist errungen, der Feind macht Anstalten zum völligen Rückzuge. Und die erhabenen Herrscher steigen in demselben Augenblicke von ihren Rossen, fallen auf ihre Kniee, heben die Hände zum Himmel empor und geben dankend dem Herrn die Ehre, welcher die Welt regiert, und von dem allein Hülfe und Sieg kommt. Das ganze Gefolge thut rührend ein Gleiches, und ein frommer und dankbar-froher Kreis Menschen liegt mit ihren Fürsten im Staube vor dem Könige aller Könige, dem Herrn aller Herrn. Die goldenen Strahlen der Abendsonne

schienen segnend über die Betenden sich zu ergießen, schützende Engel ihre schirmende Hand auszustrecken. Ein erhabener Augenblick, eine herzergreifende Scene! — Im Munde des Volks ist seitdem der kleine Hügel, auf welchem die Herrscher standen, unter dem Namen der Drei Monarchenhügel bekannt.

Kaum war es dunkel geworden, so suchte Napoleon seine hartbedrängten Schaaren der Feinde Hand zu entziehen und den Rückzug zu ordnen. Durch Leipzig zog nach der einzigen offenen Abendseite hin der unabsehbare Troß von Wagen, Pferden, Gepäck, Soldaten und Geschütz, Alles wild durcheinander, oft über einander her. Da war nun ein Gedränge und ein Treiben ohne Gleichen in der mondhellen Nacht, oft stopfte sich der Ausgang durch Wagen und Gepäck, wildes Geschrei ließ sich überall hören, Angst trieb jeden Franzosen zum Vorwärtsdrängen. Napoleon war in der Nacht vom Schlachtfelde nach Leipzig geeilt. Am Morgen des 19 Oktobertages besuchte er noch in Leipzig den König von Sachsen, wahrscheinlich, um ihm dafür zu danken, daß er der letzte deutsche Fürst sei, der seinen Uebermuthe gefröhnt und ihm treu geblieben. Dann machte er sich auf, um schnell aus Leipzig zu kommen. Seine Garden und besten Haufen hatte er schon vorangeschickt, die übrigen Schaaren sollten die Stadt gegen den Andrang der siegreichen Verbündeten so lange, als möglich, vertheidigen. Doch diese ließen dazu nicht Zeit. Ihre Truppen rückten siegestrunken heran, die Franzosen flohen in wilder Unordnung in und durch die Stadt, vor deren Thoren und Mauern sich Russen, Preußen und Oestreicher zum Sturm bereiteten. Denn nicht so gemächlich wollten sie die Franzosen ziehen lassen. Die Preußen drangen in Leipzig ein, ihre Hörner erklangen freundlich und fröhlich den Bewohnern, aber schrecklich den Fliehenden. Unter diesen war auch Napoleon. Um 10 Uhr wollte er das geängstigte Leipzig verlassen, aber so groß war das Gedränge, daß er nicht durchkommen konnte, sondern auf einem Umwege das freie Feld zu erreichen suchte. Kaum sah sich der große Tyrann in Sicherheit, als er befahl, die Brücke über die Elster zu sprengen, die einzige, welche zu dem rettenden Ausgange führte. Es geschah, und ein Geschrei des Entsetzens und der Verzweiflung stießen alle diejenigen aus, welche noch dahinten waren, denn ihnen blieb jetzt nichts Anderes, als Tod oder Gefangenschaft. Einige suchten sich zu verstecken, aber sie geriethen den vordringenden Preußen und Russen in die Hände; Andere wollten durch den Elsterfluß schwimmen, sie kamen kläglich um. Es mußten sich 15,000 Franzosen, unter ihnen 3 Marschälle, als Gefangene ergeben, 25,000 Kranke und Verwundete blieben den Siegern überlassen, an 1000 Wagen und 300 Kanonen wurden erbeutet.

Um 1 Uhr hielten der edle Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Einzug in die Stadt, welche die Erretter mit lautem Jubelrufe willkommen hieß. Bald darauf traf der Kaiser Franz ein. Umsonst bemühte sich jetzt der König von Sachsen, auf die Seite der Sieger zu treten, die Monarchen ließen ihn nicht zu sich. Vielmehr zeigte man ihm an, daß er Gefangener sei und auf dem Schlosse zu Berlin des Ausganges warten solle. Bald darauf reisete die ganze Königsfamilie nach Berlin ab. Das Land aber wurde zuerst unter die Verwaltung des russischen Fürsten Repnin, nachher unter den preußischen Minister von der Reck gestellt.

Die Leipzigerschlacht war zu Ende, und mit ihr Napoleon's Ueber-

muth. Die Beute bestand in 23 Generalen, 30,000 Soldaten, 400 Kanonen, über 1000 Wagen, 7 Adlern und 21 Fahnen. Die französische Armee war beinahe aufgelöst; in grenzenloser Verwirrung, fast wie in Rußland, zogen Troß, Fußvolk, Reuterei und Geschütz durcheinander hin. Hinterher die Verbündeten, jene Unordnung noch durch die Angriffe mehrend. In Deutschland war nun der Franzosen Bleiben nicht mehr, das erkannte ihr Zwingherr wohl, darum eilte er jetzt, um mit seinen Haufen jenseit des Rheins zu kommen. Aber so ungehindert sollte er dies nicht erlangen.

Mehrere Tage vor der Leipziger Schlacht war der König von Baiern vom Rheinbunde abtrünnig geworden und hatte sich mit den Oestreichern zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes verbunden. Ein östreichisch-baiersches Heer rückte in den Rücken Napoleon's und versuchte, als die Kunde vom Leipziger Siege ihm zukam, den Weg zum Rückzuge zu verrennen. Bei Hanau trafen die Heere aufeinander. Es wurde hier 3 Tage lang hart gestritten, und ob es gleich den Baiern nicht gelang, die Franzosen aufzuhalten, so erlitten die Flüchtlinge doch noch sehr starke Verluste. Am 2 November erreichte Napoleon den Rheinstrom und eilte schnell hinüber, um nach Mainz zu kommen. Er hat diesen deutschen Fluß nie wieder überschritten.

Die Sieger besetzten aber alle Länder am Rheine, der Rheinbund löste sich schnell auf, und seine Glieder traten zu den Verbündeten über, oder machten sich mit dem französischen Kaiser aus dem Staube. Die Schweiz kam in die Gewalt der Oestreicher, der preußische General Bülow drang unglaublich schnell in Holland ein, vertrieb hier die Feinde und machte dies Land frei. Von den rückwärts liegenden Festungen waren den Franzosen am Ende des Jahres 1813 entwunden: Spandau, Pillau, Thorn, Dresden, Stettin, Modlin, Danzig und Torgau.

---

## 51. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden.

In der Neujahrsnacht des Jahrs 1814 trug das tapfre schlesische Heer die siegreichen Fahnen über den Rhein, um den Feind im eignen Lande aufzusuchen. Mit dem Schlage 12 landeten die Preußen am jenseitigen Ufer und begrüßten sich und das neue Jahr fröhlich auf feindlichem Boden. Ueberall zogen die Schaaren der Verbündeten über den herrlichen Strom. Die Oestreicher am Oberrhein bei Basel, die Russen bei Straßburg, die Preußen in der Gegend von Coblenz. Ihnen nach alle die Haufen der übrigen Fürsten, welche zur Sache der Verbündeten übergetreten waren, und so geschah es, daß Hunderttausende den Zwingherrn in seinem Reiche aufsuchten, der zur Plage Europa's nur gar zu oft die Länder durchzogen und die Völker geängstigt hatte. Die Verbündeten hatten in den letzten Monaten des Jahres 1813 große Rüstungen zur Verstärkung der Heere betrieben, damit man Kraft habe, einen dauerhaften Frieden zu erkämpfen. Die Truppen waren voll Muth, denn es galt, den französischen Uebermuth zu demüthigen, der so oft Deutschland und Europa bis auf's äußerste gereizt hatte. Die gerechte Sache flößte Selbstvertrauen ein, und die Hülfe Gottes, welche bis dahin so sichtlich mit dem Bunde gewesen war, ließ einen guten Ausgang erwarten. So eilten Preußen, Russen, Oestreicher und alle die übrigen Schaaren mit Begeisterung in dem Fran-

zosenlande vorwärts und machten, obschon hier das Volk ihnen nicht jauchzend entgegen kam, wie in Deutschland selbst, reißende Fortschritte. Blücher aber redete in seiner schlichten Sprache zu den Bewohnern des linken Rheinufers also: „Ich habe die schlesische Armee über den Rhein geführt, damit Freiheit und Unabhängigkeit der Völker hergestellt, und der Frieden errungen werde. Napoleon hat erklärt, er werde kein Dorf von seinen Eroberungen wieder herausgeben, wenn auch der Feind auf den Höhen von Paris erscheine. Gegen diese Erklärung marschiren die Armeen der Verbündeten. Wollt ihr diese Grundsätze vertheitigen? Wohlan, so tretet in die Reihen Napoleon's und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, welche die Vorsehung so augenscheinlich beschützt. Wollt ihr es nicht, so findet ihr Schutz bei uns. Ich werde euer Eigenthum sichern. Nur bleibe Jeder ruhig in seiner Wohnung und an seinem Platze." — Und wenn nun auch nicht alle Bewohner der französischen Länder, wohin die Bundestruppen kamen, mit Freuden jenem Zurufe folgten, denn Napoleon hatte immer noch sehr viele Anhänger, so hielt doch die Furcht vor der großen Kriegsmacht die wetterwendischen Franzosen in Ordnung, und die Armeen zogen ungehindert ihres Weges. Diese hatten in einer Zeit von zwanzig Tagen, im raschen Zuge Berge und Flüsse überschritten, die dreifache Reihe Festungen, welche Frankreich wie ein eiserner Schild decken, durchbrochen, die Vereinigung der Hauptschaaren zu Stande gebracht und ihren Standpunkt an den Ufern des Seine- und Aubeflusses genommen, 25 Meilen von Paris. Die französischen Marschälle mußten mehr und mehr zurückweichen und einen Ort nach dem andern übergeben. Ihr Herr und Meister war noch nicht im Felde erschienen, und man sah gespannt auf ihn hin, was er unter so mißlichen Umständen beginnen werde.

Napoleon war nach der Flucht über den Rhein nach Paris geeilt, um, es koste, was es wolle, noch einmal das französische Volk zu bethören, damit es für ihn Alles opfere. Mit glatten Worten schmeichelte er den leichtgläubigen Unterthanen und sprach: „Ganz Europa zieht gegen euch und mich, aber seine Kräfte übersteigen die unsrigen nicht. Die Feinde sollen uns ihren Angriffen gewachsen finden. Rüstet euch, Franzosen!" — Darauf forderte er 300,000 Mann neue Truppen und ungeheure Geldsummen, und siehe, die Franzosen gaben, was sie nur konnten, so sehr wurden sie durch ihren Kaiser im Wahne erhalten und durch den Glanz der früheren Siege verblendet. Als die verbündeten Monarchen in Frankfurt am Main, wo sie versammelt waren, von den Vorgängen in Paris Kunde erhielten, sahen sie ein, daß nur die Schärfe des Schwerts den unbiegsamen Eroberer zu zwingen vermöge, und daß die Versicherungen zur Herstellung der Ruhe nur falsche Kunstgriffe seien, durch die er seine Feinde hinhalten wolle. Denn es waren zufällig Friedensunterhandlungen angeknüpft worden, und die großmüthigen Herrscher hatten dem französischen Kaiser zugesagt, seine Herrschaft in Frankreich anzuerkennen und das Land größer zu lassen, als es vor den Zeiten der Revolution gewesen, wenn er alles Uebrige sofort herausgeben werde. Nun aber erkannten sie den Trug des Hinterlistigen und sprachen am 1. Dezember im ernsten Tone, um der ganzen Welt ihre Gesinnungen darzulegen: „Nicht gegen Frankreich kämpfen wir, sondern gegen den Uebermuth, den Napoleon außerhalb der Grenzen seines Reichs übt. Wählt Frankreich jetzt den Frieden, so soll es eine Größe erhalten, wie unter keinem seiner früheren Herrscher, nur wollen

wir nicht, daß es, wie seither, Europa drücke und andern Ländern zahllose Leiden bereite. Darum haben wir uns bewaffnet." — Solche Worte erklangen freundlich in allen Reichen wieder, und selbst in Frankreich und Paris verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Muthige Männer sprachen laut gegen des Kaisers tollkühnes Beginnen, und endlich wagten es mehrere Glieder des Senats, den Stolzen ernstlich zum Frieden zu mahnen. Da gerieth er aber in Wuth, sprach von Aufrührern und Verräthern und stieß am 1. Januar 1814 im Zorn die Worte aus: „Was wollt ihr? Ich stehe an der Spitze von Frankreich, weil es mir gefällt. Seid ihr nicht mit meinen Anordnungen zufrieden, so sucht euch einen andern Fürsten. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ich werde die Feinde aufsuchen und sie schlagen. Ihr wollt Frieden! Wohlan, in drei Monaten sollt ihr ihn haben, oder ich will zu Grunde gehen!" — Und darauf jagte er den Senat und die gesetzgebende Versammlung auseinanderr. Die Befehle aber, die in das Reich ausgingen, und die furchtbaren Anstalten, welche ihnen folgten, zeigten zu deutlich, daß Napoleon Alles an Alles setzen wolle. Ueberall mehrte man die Heere, bildete neue, übte und musterte. Am Ende Januar hatte er wirklich an 130,000 Mann wieder beisammen, die er nach allen Richtungen hin den Verbündeten entgegensendete, und weissagte prahlend, bald werde er die Feinde vom französischen Boden vertrieben haben. Diese näherten sich aber mehr und mehr der Hauptstadt, in welcher Napoleon scheinbar ganz ruhig verweilte, und immer erwartungsvoller richtete man von allen Seiten die Augen nach diesem Punkte. Man erzählt, daß der Kaiser in dieser Zeit oft einsam im Zimmer gesessen, in tiefem Nachdenken versunken die Plane überlegend, die ihm Krone und Reich erhalten und Rache an den Feinden gewähren sollten. Einst sei er entzückt aufgesprungen und habe gerufen: „Ich habe sie; ich halte sie fest; kein einziger soll entkommen." — Solche Reden begeisterten die leichtsinnigen Franzosen und ließen hoffen, ihr Kaiser sei unüberwindlich. Zwar war es auffallend, daß er verordnete, man solle in allen Kirchen für das Glück seiner Waffen zu Gott beten, denn dies war sonst nicht geschehen, man hatte nie an die waltende Vorsehung gedacht; aber die Franzosen priesen ihren Herrscher, wie so sehr demüthig er sei, und wie er schon aus diesem Grunde obsiegen müsse. — Endlich reiste Napoleon am 25. Januar von Paris ab. Seinen Entschluß hatte er meisterlich gefaßt. Zu schwach, die Verbündeten in Masse anzugreifen, wollte er sie einzeln überfallen und schlagen. Zuerst ging er auf Blücher los, um ihn vom Schwarzenbergischen Heere zu trennen. Der alte Held stand bei Brienne, einer kleinen Stadt, in welcher Napoleon als Jüngling auf der Kriegsschule gewesen war, und hatte nur 20,000 Mann bei sich. Ungestüm stürmten die Franzosen mit überlegener Macht auf ihn ein, und der Kaiser selbst feuerte die Schaaren durch Schmeichelworte an. Aber die tapfern Preußen und Russen schlugen alle Angriffe zurück, und die Feinde konnten nicht vordringen. Da schleicht sich auf wohlbekannten Wegen ein französischer General mit einem großen Haufen zum Schlosse von Brienne hin, um es zu nehmen. Blücher und Gneisenau sind mit ihrem Gefolge noch in demselben und gerathen so in Gefahr, daß sie kaum Zeit haben, ihre Pferde zu besteigen, durch den Wald zu sprengen und auf ungebahnten Wegen zu ihren Kriegern zu gelangen. Aber eben aus dieser Lebensgefahr errettet, rückt jetzt Blücher mit den braven Russen gegen den Feind in die Stadt. Wüthend ist das Ge-

fecht, die Franzosen müssen weichen, und aus Noth läßt Napoleon Brienne in Brand schießen. Er sprengt selbst in den Kampf, und kaum rettet er sich vor den Kosaken. Mehrere Marschälle liegen todt zu Boden, die Russen und Preußen sind nicht zu überwältigen, und erst die Mitternachtsstunde endet das gräßliche Gefecht.

Schlacht bei La Rothière, den 1. Februar. — Der Muth der Preußen und Russen war durch diesen mörderischen Angriff nur gehoben, obschon sie viele Leute verloren hatten. Blücher nutzte die Stimmung seines Heeres, zog so viele Verstärkungen, als möglich, an sich und rückte am 1. Februar mit voller Macht beim Dorfe La Rothière so hart an Napoleon, daß dieser den beschlossenen Rückzug aufgeben und eine Schlacht annehmen mußte. Es war die erste, welche er auf dem Boden seines eigenen Reichs kämpfte, und daher bot er alles auf, damit er den Sieg davon trage. Seines Lebens schonte er nicht, wie er doch sonst noch immer gethan hatte, so sehr lag es ihm am Herzen, zu seinen Franzosen sagen zu können: Die Feinde sollen auf Frankreich's Boden nicht Sieger sein. Aber Blücher machte diesen Ruhm zu Schanden. Baiern und Würtemberger fochten mit ruhmwürdigen Muthe und trieben die Feinde zurück. Blücher befahl, das Dorf La Rothière mit Sturm zu nehmen. Es war der Hauptpunkt der Franzosen, und ihr Kaiser befehligte hier selbst. Muthig rückten die braven Russen vor, aber tapfer wurden sie von den Franzosen zurückgeschlagen. Abermals drangen neue Haufen in das Dorf, doch wichen die Feinde nicht, denn ihr Kaiser entflammte sie zur größten Tapferkeit. Er ritt selbst so in's Feuer, daß ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Schon ging es gegen Abend, da sammelte Blücher seine unermüdlichen Preußen und Russen zum abermaligen Sturme. „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts," ruft er laut, „nun will ich euch zeichen, was Vorwärts heißt!" — und mit diesen Worten sprengt er an die Spitze, jagt wüthend voran in das Dorf, gerade auf die Feinde und die sprühenden Kanonen los. Die Truppen mit Hurrahgeschrei hinter ihm her; zur höchsten Begeisterung entflammt schlagen sie Alles vor sich nieder, wild flieht der Feind, das Dorf ist erobert, die Schlacht gewonnen. Kaiser Alexander und unser ritterlicher König waren Augenzeugen der fast nie gesehenen Tapferkeit ihrer herrlichen Krieger, und wohl mochten sie sich ihrer freuen, da die Schaaren, wie die beiden Herrscher, in ganz vorzüglicher Einigkeit und gegenseitiger Liebe mit einander lebten und stritten. An 70 Kanonen, viele Wagen und einige tausend Gefangene waren der Sieger Beute.

Für Napoleon standen die Sachen schlecht, und er gerieth in die Gefahr, ganz nach Paris gejagt zu werden, falls die Sieger in Masse vorrückten. Darum bot er den Verbündeten Frieden an, und diese, gern bereit, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, sendeten ihren Abgeordneten nach Chatillon, einer französischen Stadt, um dort die Unterhandlungen anzufangen. Der Krieg wurde jedoch ohne Unterbrechung fortgeführt. Man beschloß, daß Schwarzenberg am Seineflusse, Blücher an der Marne entlang hinabziehen sollte. Die Noth zwang zu dieser Trennung. Die Wege waren durch Regenwetter und Schneegestöber so grundlos geworden, daß das Heer nur auf getrennten Wegen vorwärts zu kommen vermochte, und die Lebensmittel fingen so sehr an zu fehlen, daß man die Truppen auf einem Punkte nicht versorgen konnte. Dazu glaubte man, Napoleon sei

zu schwach, um einen Angriff zu wagen, und so könne man unbesorgt die Heere theilen. Darin hatten sich aber die Verbündeten sehr geirrt. Kaum erfuhr der französische Kaiser die geschehene Trennung der Heere, als er laut frohlockte und sich nun wie ein Fuchs auf die Lauer legte, um seinen Vortheil schnell wahrzunehmen. Blücher's Heer marschirte haufenweise an der Marne entlang in fast grundlosen Wegen unter vielen Beschwerlichkeiten. Doch war jeder Soldat voll Muth, denn er wußte, es ging auf die französische Hauptstadt los, und Russen und Preußen jubelten oft: „Nach Paris! nach Paris!" — Man eilte in Gewaltmärschen vorwärts, als ob man nicht schnell genug zum Ziele gelangen könne, voran Sacken mit seinen Heerhaufen, dann York und dann Blücher selbst. Nirgends ahnete man Gefahr. Fünfzehn Stunden hatte man noch bis Paris, wo Alles in der größten Bestürzung war. Da sammelte Napoleon eiligst viele tausend alte erprobte Krieger und fiel am 10. Februar der ersten Abtheilung des schlesischen Heeres auf den Hals. Durch Sumpf und Wald waren die Franzosen gezogen und erschienen den Preußen und Russen ganz unerwartet. Ein wüthender Angriff geschah mit großer Uebermacht, dennoch wehrten sich die Verbündeten auf's tapferste, aber sie mußten unterliegen. Ein ganzer Haufen Russen wurde getödtet, zersprengt und gefangen. Am folgenden Tage begann abermals der Kampf. Wieder die größte Tapferkeit der Russen und Preußen, die mit rollendem Kleingewehrfeuer die Garde Napoleon's zurückjagen, aber wieder drückte die französische Uebermacht die Tapfern zu Boden. Sie müssen fliehen. Am 14. trifft Napoleon auf Blücher selbst, der ungefähr 20,000 Mann um sich hat. Sogleich befiehlt der Kaiser den Angriff, um, wie er es verheißt, dem schlesischen Heere den letzten Gnadenstoß zu geben. Das war ein harter Tag für die Russen und Preußen. Mit Muth bildeten sie Vierecke, an welchen sich die wüthenden Angriffe der Franzosen brachen, ruhig marschirten sie rückwärts, und vier Stunden lang war so der Feind abgewehrt. Aber gegen Abend standen rund umher große Massen von Franzosen, und der Rückzug schien abgeschnitten. Da galt's! Sterben, oder durchbrechen, nur dieser Entschluß belebte Alle. Die herrlichen Heerführer Prinz August von Preußen, Blücher, Gneisenau, Ziethen, Müffling, Kleist, die alle hier vereinigt waren, riefen: „Besser sterben, als gefangen werden!" zogen den Säbel und ermuthigten durch Wort und That die Truppen. Diese thaten Wunder der Tapferkeit. Kein einziges Regiment wurde durchbrochen, keins wich aus der Schlachtlinie. Man schlug sich durch des Feindes Massen, und mit Zähneknirschen sahen die Franzosen die schlesische Armee wieder in die feste Stellung hinter der Marne ziehen, denn sie hatten sicher darauf gerechnet, das ganze Heer zu vernichten. Doch war der Verlust der Preußen und Russen hart genug. Es hatten ihnen diese unglücklichen Tage an 8000 Mann und einen Theil des Geschützes gekostet. Napoleons Jubel überstieg alle Grenzen. Siegesboten flogen im ganzen Reiche umher, damit man die großen Thaten des Kaisers verkünde und des Volkes Muth aufrecht erhalte; in Paris frohlockte man ob der Siege, der Gefangenen, der Kanonen, die im Triumphzuge umhergeführt wurden.

Der rastlose Kriegsmann wendete sich nun schnell seitwärts und fiel über den Vortrab der Schwarzenbergischen Armee her, der schon bis auf 10 Stunden an Paris herangekommen war. Das unerwartete seiner Erscheinung wirkte sehr zu seinem Vortheil, er drängte die Oestreicher in raschen

Angriffen zurück, und bald stand das ganze Heer der Verbündeten auf dem Platze wieder, welchen es vier Wochen vorher schon inne hatte. Napoleon rief entzückt: „Mein Herz ist erleichtert, ich habe die Hauptstadt meines Reichs gerettet.“ — Und als bald darauf von Chatillon ihm Briefe eingehändigt wurden, aus denen er sah, daß man mit ihm sogleich Frieden schließen werde, wenn er Italien, Holland und die Schweiz ganz frei geben wolle, zerriß er zornig die Papiere und sprach prahlend: „Ha! Was denken die Feinde! Ich bin jetzt näher an Wien, als sie an Paris!“ — So übermüthig hatten den Stolzen die Vortheile gemacht, die er in den Februartagen errang. Es sollte ihm aber nur zu bald kund werden, daß sein Glücksstern erbleiche, und daß die Zeit bald abgelaufen sei, die er sich am ersten Tage des Jahres gesetzt hatte. Keck und hohnsprechend forderte er damals die Vorsehung heraus; sie nahm die Herausforderung an, denn: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! —

Die Schlacht bei Laon, den 9. und 10. März. — Während Napoleon in großer Siegesfreude triumphirte und seine Feinde ganz niedergeschmettert wähnte, war der rastlose Blücher bemüht, sein Heer wieder zu verstärken, damit er die trügerischen Hoffnungen seines Gegners zu nichte mache. Von Holland her kam Bülow, von Düsseldorf her der russische General Winzingerode gezogen. Beide eilten, um sich mit Blücher zu verbinden. Als Napoleon hörte, daß diese Heerhaufen in vollem Anmarsche wären, brach er schnell auf, um die Vereinigung zu verhindern, und Blücher zu schlagen, ehe jene herankämen. Aber der alte Held war ihm zu schnell gewesen, Bülow und Winzingerode waren glücklich zu ihm gestoßen, und nun bezog das schlesische Heer eine treffliche Stellung auf den Höhen zu Laon. Napoleon hoffte auch jetzt, den Feind zu bezwingen, und am 9. März entbrannte hier die Schlacht. Kaum graute der Morgen, so befahl er den Angriff, und Fußvolk, Reuterei und Geschütz stürmten auf die braven Russen und Preußen den ganzen Tag mit schrecklicher Wildheit und Kraft ein. Aber Nichts brachte das schlesische Heer und seinen Oberfeldherrn zum Wanken. Schon dunkelte der Abend. Die Franzosen glaubten das blutige Tagwerk vollendet und wollten ihre Biwachten suchen: da ertönte plötzlich dicht vor ihnen ein fürchterliches Hurrah. Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs Bruder, machte einen Ueberfall. Alles Schießen war den Soldaten untersagt. „Mit dem Bajonett drauf!“ riefen die Führer. Die Trommeln wirbelten, die Kriegshörner schmetterten, unaufhaltsam drangen die Russen und Preußen vor, den Prinzen Wilhelm und den General Horn an der Spitze. Kaum konnten die Franzosen zum Schuß kommen, da rannten ihnen unsere braven Truppen schon das Bajonett in die Rippen. Und nun wie ein Sturmwind brach Ziethen mit der preußischen Reuterei über die Feinde ein und zerstäubte sie im Nu. Das feindliche Geschütz blieb dahinten, die Zersprengten konnten nicht zum Stehen kommen, denn Ziethen hieb nach, und das Fußvolk folgte im vollen Laufe. Die Franzosen waren in wilder Flucht ganz aufgelöst und verloren 46 Kanonen, 50 Wagen und an 12,000 Mann. Am andern Tage versuchte Napoleon nochmals den Angriff, aber er wurde wieder so zurückgeschlagen, daß er selbst eingestand: „Ich habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden.“

Voll Verdruß über die verlorne Schlacht wendete sich nun der französische Herrscher rasch von Blücher ab und hin gegen Schwarzenberg,

den er zu überraschen gedachte. Im reißenden Zuge stürzte er sich auf die Vorhaufen des verbündeten Heeres und trieb sie zurück; als er aber am 20. März auf das Hauptheer traf, fand er einen so großen Widerstand, daß seine Schaaren zurückgesprengt wurden, und wenig fehlte, so wäre er selbst gefangen worden. Man hielt jedoch allgemein dies Treffen nur für ein Vorspiel zu der Hauptschlacht, die am folgenden Tage geliefert werden würde. Es stellten sich wirklich am 21. beide Heere in Schlachtordnung nahe an einander auf. Erwartungsvoll sahen die Kämpfenden sich an, der Führer Blick ruhte nachdenklich auf den Schaaren. Jeder erwartete das Zeichen zur grausigen Blutarbeit, — da lös'ten sich urplötzlich die französischen Heeresmassen auf und gingen zurück. Das Heer des Bundes staunte bei diesem Beginnen, es wußte sich dies nicht zu erklären. Und wohl war es schwer, den Plan Napoleon's zu errathen. Er war tief und schlau angelegt. Zwischen den feindlichen Armeen durch wollte er nämlich in den Rücken der Verbündeten gehen, sie von ihren Magazinen abschneiden, dann zum Rückzuge zwingen und auf diesem sie vernichten. Zu dem Ende sollten in den rückwärts liegenden französischen Provinzen die Landleute in Masse, wie der preußische Landsturm, aufstehen und bewaffnet werden, die Besatzungen der zahlreichen Festungen diese Massen unterstützen und einer so schweren Heeresmacht die Feinde nicht zu widerstehen vermögen. Das war sehr listig durchdacht und sehr gefährlich für den Bund. Denn Napoleon hatte seit längerer Zeit bereits Boten in jene Gegenden gesendet und das Landvolk aufrührerisch gemacht. Schon wurden von demselben einzelne Züge erschlagen, die Eilboten gefangen, die Zufuhren erschwert. Es fehlte bei den Verbündeten mitunter an Pulver, Blei und Mundvorrath. Als Napoleon dies erfuhr, jubelte er laut und sprach: „Ich will den Feinden die Thore Frankreich's verschließen und ihnen mit einer Mauer von Erz den Rückzug abschneiden. Man hat vom Frieden geredet, aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen!" — Und so beschloß er, statt das Spiel durch eine Schlacht zu entscheiden, seinen Plan rasch auszuführen. Daß er Schwarzenberg und Blücher hinter sich herziehen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Die Verbündeten waren wirklich im ersten Augenblick zweifelhaft, was sie thun sollten, da sie Napoleon's Vorhaben nicht durchschauten. Die Kosaken, welche zur Beobachtung den Franzosen nachgeschickt waren, berichteten in ihrer eigenen Weise: „Der Feind zieht nicht nach Paris, sondern nach Moskau." Was sollte das bedeuten? — In dieser schwierigen Lage half die Vorsehung zur rechten Zeit. Man fing mehrere Eilboten mit Briefen Napoleon's an seine Gemahlinn und andere wichtige Personen in Paris auf, und nun war das ganze Geheimniß den Monarchen und ihren Feldherren enthüllt. Was aber nun thun! — Es war ein wichtiger Augenblick. Doch der Himmel erleuchtete das Herz der Herrscher, daß sie das Rechte erkannten. Auf offener Straße, unter freiem Himmel versammelten Alexander und Friedrich Wilhelm ihre Heerführer um sich, damit ein bündiger Entschluß gefaßt werde. Die Fürsten machten, sich auf Gott und die gute Sache verlassend, den Vorschlag, Kühnheit durch Kühnheit, und Täuschung durch Täuschung zu vereiteln, und, ohne sich weiter an Napoleon zu kehren, raschen Zuges auf Paris loszugehen. Blücher hatte schon immer gesagt: „Nur in Paris müssen wir das Ende des Krieges suchen," — jetzt war dieser Lieblingsplan in Vorschlag, und man nahm ihn allge-

mein an. Eilboten flogen nach allen Seiten hin, das Wort zu verkünden: Auf, nach Paris! Mit Jubelgeschrei vernahmen es die Kreigerschaaren, denn Paris war ihnen von jeher das Ziel aller Anstrengungen gewesen, und jetzt ging es dahin. Damit aber Napoleon Nichts von dem Plan der Verbündeten erfahre und nicht zur Unzeit umwende, schickte man den General Winzingerode mit 10,000 Reutern und 50 Kanonen hinter ihm her, um den listigen Herrscher in dem Glauben zu erhalten, das Hauptheer des Bundes folge ihm.

Am 25. März setzten sich nun hier Blücher, dort Schwarzenberg gegen die stolze Hauptstadt in Bewegung. Sie hatten noch 40 Stunden bis dahin, aber die Krieger freueten sich auf den Zug und schritten begeistert im mildem Strahle der Frühlingssonne unter Jubel und Gesang vorwärts, als ginge es zu einem großen Feste. Unterwegs stießen sie ganz unvermuthet auf zwei französische Marschälle, die mit ihren Heeren Napoleon Zuzug leisten wollten, doch im Hui waren die Feinde zerstreut und flohen erschrocken zurück. Und eine andere Abtheilung Franzosen von 6000 Mann, die viel Geschütz, Pulver, Blei und Mundvorrath ihrem Kaiser zuführen wollte, umzingelte und überwältigte man schnell. Neun Führer mit den Soldaten und Allem, was sie geleiten sollten, wurden die Beute der Sieger. Am 29. standen diese vor dem Ziele so großer Anstrengungen und so lebhafter Wünsche. In der Stadt war aber ein wildes Gewirre. Die an Napoleon hingen, geriethen in heftige Bestürzung, die seine heimlichen Feinde waren, freueten sich, daß jetzt der große Machthaber verloren sei. Die Marschälle, die an 25,000 Mann zusammengerafft hatten, und ein Theil des erhitzten Volks, welchem der alte Stolz und die kecke Prahlerei noch einmal in den Kopf stiegen, bereiteten sich zum Widerstande und zur kräftigen Vertheidigung der Hauptstadt. Kaum gewahrten dies die Verbündeten, als sie mit dem furchtbarsten Angriffe nicht säumten. Am 30. donnerte von allen Seiten ihr Geschütz, die Truppen stürmten die Hügel und Weinberge, mit welchen Paris umgeben ist, und drängten die Franzosen mehr und mehr zurück. Diese fochten noch mit großem Heldenmuthe, um die Schande abzuwehren, daß ihre Stadt, die seit vierhundert Jahren keinen Feind in den Mauern gesehen, erobert werde. Aber um 5 Uhr Nachmittags standen alle Bundesschaaren an den Eingängen der Kaiserstadt und fällten das Gewehr, um mit Sturm einzudringen; — da entsank drinnen den Franzosen der Muth, sie baten um Gnade und gelobten Uebergabe: Um 11 Uhr, am 31. März 1814, hielten Alexander und Friedrich Wilhelm, umgeben von ihren herrlichen Feldherren, den Einzug in Paris, hinter ihnen folgten unter dem Schalle der Siegesmusik, mit fliegenden Fahnen, die siegreichen Truppen, das Fußvolk 30, die Reuterei 15 Mann neben einander. Das war ein herrlicher Anblick, als so mit stolzen Schritten die Krieger durch die Straßen der Hauptstadt des übermüthigsten Volks einhermarschirten, und die beiden erhabenen Fürsten ihren Tapfern den Weg zu der höchsten Ehre und dem herrlichen Ruhme bahnten. Das wetterwendische Pariser Volk aber jauchzte den Einziehenden entgegen, wehete mit weißen Tüchern aus den Fenstern, warf Blumen auf den Weg und rief unaufhörlich: Glück zu dem Kaiser Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm!

Napoleon war indeß mehrere Tage lang dem Rheine zugezogen, Winzingerode mit seinen Schaaren immer dicht hinter ihm, und so glaubte denn

der Kaiser, seine List sei ihm geglückt, und der Feind in die gelegte Schlinge gegangen. Endlich fiel es mehreren Generalen auf, daß sie nur feindliche Reuter und kein Fußvolk sähen, und man schöpfte Verdacht. Doch konnten sie nicht Gewißheit erlangen, bis am 29. März ein Eilbote aus Paris heransprengte und Briefe überreichte. Napoleon hielt auf einer kleinen Wiese am Aubeflusse; bestürzt stieg er ab und öffnete die Papiere. Man denke sich seinen Schrecken, als er las, daß über Paris das Schwert gezückt sei, da er an 50 Stunden entfernt war. Hastig befahl er, daß die Soldaten umkehren sollten; er selbst warf sich in einen Wagen und jagte vorauf, um, wo möglich, durch seine Gegenwart das Unglück abzuwenden. In der Nacht vom 30. auf den 31. langte er bei Paris an. Ein Vertrauter brachte ihm aber hier die Kunde, daß sich die Hauptstadt ergeben habe. Als er dies hörte, hielt er beide Hände vor's Gesicht, sagte fünf Minuten lang kein Wort und ließ dann umlenken nach der Stadt Fontainebleau. Hier sammelte er seine Krieger. Es waren ihrer noch 30,000. Noch einmal wollte er es versuchen, mit Gewalt das Glück an sich zu reißen, Paris stürmen und die Feinde unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben. Schon war er zu Pferde, die Truppen versammelt, — da versagten ihm die Marschälle den Gehorsam und machten ihn mit dem bekannt, was bereits in der Stadt von den Monarchen und dem französischen Senate über ihn beschlossen worden war.

Kaiser Alexander erklärte im Namen seiner Verbündeten schon am 1. April, daß man weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle; es möge sich der französische Senat eine andere Regierung wählen. Da waren nun die Freunde der alten königlichen Familie thätig und spannten alle Kräfte an, Napoleon ganz zu stürzen. Und der Senat von Frankreich sprach schon am 2. April die Absetzung Napoleon's aus und rief den Bruder des hingerichteten Königs Ludwigs XVI., unter dem Namen Ludwig XVIII., auf den königlichen Thron von Frankreich. Napoleon war außer sich, als er dies erfuhr, ein Strom von Thränen stürzte über seine Wangen, und nun versuchte er, seinem Sohne die französische Krone zu erhalten. Auch dies schlug fehl. Da beugte er sich unter die Nothwendigkeit, entsagte dem Throne, auf welchem er mit so großem Uebermuthe gegessen hatte, und zog mit einem Jahrgehalte von 6 Millionen Franken ganz still und ruhig nach der Insel Elba, bei Italien. Was in seiner Seele brütete, ahnete man damals noch nicht; unsere Geschichte wird es uns aber bald erzählen.

Mit dem Könige Ludwig XVIII. schlossen die Verbündeten am 30. Mai den ersten Pariser Frieden. Frankreich wurde sehr schonend behandelt. Es behielt nicht nur seinen ganzen Umfang, den es bei'm Anfange der Revolution gehabt, sondern bekam noch einige Landstriche dazu, bezahlte keine Kontributionen, erhielt alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück und brauchte nicht einmal die überall geraubten Kunstschätze herauszugeben. Nur den Siegeswagen vom Brandenburger Thor zu Berlin, der noch unausgepackt dastand, weil der Platz nicht fertig gewesen, wohin man ihn im Triumphe hatte stellen wollen, mußte von französischen Bauern nach der Hauptstadt unseres Vaterlandes zurückgebracht werden. Unser erhabener König aber redete zu seinem Volke: „Beendigt ist der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff; glücklich geendet durch die Hülfe Gottes, durch unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch den Muth, den

jeder Preuße in diesem Kampfe bewiesen hat. Nehmt meinen Dank dafür! Groß sind eure Anstrengungen und eure Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie und auch Gott, der über uns waltet, hat sie erkannt! — Mit Ruhm gekrönt steht Preußen da, bewährt im Glück und Unglück. Ihr eiltet Alle zu den Waffen, im ganzen Volke nur Ein Gefühl, und so war auch der Kampf! — Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnt Gott! Er hat ihn gelohnt, und wird ihn jetzt noch lohnen durch den Frieden, den er uns gab! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen, er wird säen für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft werden wieder aufleben und die Wunden heilen, die langes Leiden schlug."

Dem Heere dankte der König für seine Treue und Tapferkeit, die Feldherren belohnte er auf würdige Weise durch Fürsten- und Grafentitel und durch große Geschenke. Zugleich befahl er, daß alle diejenigen, welche an dem großen Kampfe Theil genommen, eine Kriegs-Denkmünze aus dem Metalle eroberter Geschütze zur ewigen Erinnerung tragen sollten. Und um die für's Vaterland gestorbenen Krieger zu ehren, machte Friedrich Wilhelm die Anordnung, daß in jeder Kirche des Königreichs Preußen eine Tafel aufgehängt werden sollte, auf welcher die Namen der aus dem Kirchspiele für König und Vaterland Gefallenen verzeichnet ständen. Dann brachen die preußischen Heere auf und wendeten sich der Heimath zu.

Am 7. August 1814 hielt der König den feierlichen Einzug in Berlin. Umgeben von den Prinzen seines Hauses und umringt von den Feldherren des Heeres, führte er die Garden, als die Stellvertreter der ganzen Armee, in die frohlockende Hauptstadt. Auf der Charlottenburger Straße setzte sich der Zug in Bewegung. Als die Krieger sich dem Brandenburger Thore zu bewegten, sank die Hülle, welche den zurückgekehrten und wieder aufgestellten Siegeswagen bis dahin bedeckt hatte. Im herrlichen Glanze prangte die Siegesgöttin wieder und schien freundlich auf das Volk herabzublicken. Das Gemüth der Zuschauer durchströmte ein erhabenes Gefühl der Rührung, und wehmüthige und frohe Empfindungen der Vergangenheit und Gegenwart ließen fast kein Auge trocken. Bis auf den großen, freien Platz am königlichen Schlosse bewegte sich langsam der herrliche Zug. Dort hatte man einen hohen Altar gebaut. Vor ihm standen die Geistlichen aller Bekenntnisse und erwarteten die Einrückenden. Man machte Halt, in sieben Kreisen umgab das Heer den Gott geweihten Altar, in der Mitte den König nebst dem glanzreichen Gefolge. Es begann ein feierlicher Gottesdienst, denn vor Allem dem Herrn der Welt Dank und Ehre zu bringen, das hatte unser frommer, ritterlicher König befohlen. Während Gesang und Rede standen Alle entblößten Hauptes. Und als nun der Geistliche zum Schluß im feurigen Gebete die Hände gen Himmel zu Gott erhob, da sank der König selbst auf die Kniee und mit ihm die vielen tausend Versammelten, und jedes Herz sprach leise: Dank Dir, Allmächtiger, Du warst mit uns! — In diesem herzerhebenden Augenblicke brach die Sonne aus dem bis dahin düstern Gewölk und leuchtete milde auf die Betenden herab. Der gütige himmlische Vater schien seine Nähe und sein gnadenreiches Wohlgefallen offenbaren zu wollen. Dann stimmten Alle den Lobgesang: Herr Gott! Dich loben wir! an, und Kanonendonner und Domgeläute fielen ein. — Freude und Fröhlichkeit verschönerten den übrigen Theil des Tages, von welchem Kindeskinder in den spätesten Zeiten noch reden werden.

## 52. Vom ersten Pariser Frieden bis zum abermaligen Kampfe gegen Napoleon.

Herrlich war der Kampf beendigt, Preußen's Kriegsruhm erhöht, wie noch nie. Jeder im Vaterlande freute sich des errungenen Friedens, und der König, unermüdet im Wirken für sein Land und Volk, suchte nun im Innern des Reichs zu ordnen und zu schaffen. Den oberen Behörden des Staats wurden zweckmäßige Einrichtungen gegeben, die Steuern von Wagen und Pferden, vom Einkommen und Vermögen erlassen, und die Kriegslieferungen den Unterthanen bezahlt. Verarmten Städten half man auf, die Vaterlandsvertheidiger fanden ihre Versorgung. Und damit auch der hochherzige Sinn der Frauen, die sich durch Verpflegung der Verwundeten und kranken Krieger so schön ausgezeichnet hatten, belohnt werde, stiftete der Monarch den Luisenorden und gab so den edlen Bürgerinnen auch durch ein äußeres Zeichen zu erkennen, wie sehr er ihre Anstrengungen schätze. Besonders wichtig ist das Gesetz über die Einrichtung der Kriegsmacht unseres Vaterlandes. Es bestimmt: Jeder Preuße ist mit dem eintretenden zwanzigsten Jahre zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Die bewaffnete Macht soll aus dem stehenden Heere, der Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots und dem Landsturme bestehen. Die junge Mannschaft des Volks vom 20. bis 25. Jahre und die Freiwilligen, welche sich dem Kriegsdienste widmen wollen, bilden die stehende Kriegsmacht. Drei Jahre befinden sich diese Dienstpflichtigen beständig unter den Waffen, die beiden letzten Jahre werden sie in die Heimath entlassen und gehören der Kriegsreserve an. Gebildete junge Leute können sich selbst kleiden und bewaffnen, nach einjähriger Dienstzeit beurlaubt werden und dann in die Landwehr des ersten Aufgebots treten. Diese bildet sich aus den jungen Leuten vom 20. bis 25. Jahre, welche nicht im stehenden Heere dienen, und aus der Mannschaft vom 26. bis 32. Jahre. Zweimal im Jahre wird sie in den Waffen geübt, außer dieser Zeit gehen ihre Glieder, bis auf einige wenige, ihrem bürgerlichen Berufe nach. Das zweite Aufgebot nimmt diejenigen auf, welche aus dem ersten entlassen sind. Sie bleiben dann noch bis zum 39. Jahre diesem Heerestheile verpflichtet. Nur an einzelnen Tagen und in kleinen Abtheilungen üben sich diese Krieger, denn ihre Uebung ist weniger nothwendig, da sie lauter dienstkundige Leute sind. Der Landsturm besteht aus allen Männern unter 50 Jahren.

Diese musterhafte Einrichtung hat uns das Heer geschaffen, auf welches jeder Vaterlandsfreund stolz ist. Wenn die stehende Kriegsmacht mit der ganzen Landwehr vereinigt wird, so stellt Preußen an 500,000 Krieger, welche, wie durch einen Zauberschlag, in wenigen Wochen bewaffnet, und, wohl in der Kriegskunst eingeübt, schlagfertig dastehen. Und rechnen wir dazu den edlen Geist, der in diesem Heere weht, die innige Verbindung zwischen ihm und den Bürgern des Staats, die Zucht und Ordnung, nicht erzeugt durch Furcht, sondern durch das Gefühl der Ehre und des reinen, frommen Sinnes, welcher den Krieger so hoch hebt, so können wir mit Ruhe und Vertrauen auf diesen Grundpfeiler unseres Vaterlandes hinsehen. Denn nicht mehr aus Söldnern ist die Wehr des Reichs zusammengerafft, sondern die Blüthe des Volks steht unter den Waffen, nicht des Soldes wegen, sondern in frischem, kräftigen Geiste mit Gott für König und Vaterland.

Aus dem Kreise der hocherfreuten und liebenden Unterthanen zog der treffliche König an der Seite des kaiserlichen Freundes Alexander von

Rußland im Septembermonate nach der Kaiserstadt Wien. Hier, so war allgemein beschlossen, sollten sich die Fürsten und Herren Europa's versammeln, um zu ordnen, was unerhörte Willkür in den letzten zwanzig Jahren durcheinander geworfen hatte. So vereinigte sich dort ein glänzender Kreis von Herrschern, viele Räthe und Diener, und man erwog reiflich, wie man das Ganze wieder in Ordnung bringe, und welche Landestheile jedem einzelnen Fürsten zufallen möchten. Das war kein leichtes Werk, denn Jeder trachtete darnach, recht viel für sich zu gewinnen und seinen Vortheil auf's höchste zu steigern. Unser König erhielt vorab alle die Länder zurück, die im Frieden von Tilsit verloren gegangen waren. Dazu bekam er einen sehr großen Theil von Sachsen, unter dem Namen eines Herzogthums, große und herrliche Länder am Rheinstrome, das Großherzogthum Niederrhein genannt, in Pommern den bisherigen schwedischen Antheil nebst der Insel Rügen, und in Osten so viel von Polen, daß das Großherzogthum Posen daraus gebildet wurde. An Baiern trat er dagegen Anspach und Baireuth und an Hannover Hildesheim und Ostfriesland ab.

## 53. Der dritte Krieg gegen Napoleon Bonaparte.

Es war am 12. März 1815, Morgens in aller Frühe, als der alte Feldmarschall Blücher vor dem Bette des englischen Gesandten in Berlin stand und diesen mit dem Donnerrufe weckte: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?" Der Britte wußte sich nicht gleich die Frage zu deuten. Da erzählte Blücher, daß Napoleon, ohne von den englischen Wachtschiffen belästigt zu sein, mit 1100 Mann von Elba aus in Frankreich gelandet sei. „Nun," sprach der alte Held, „müssen wir wieder von vorn anfangen!" Und wahrlich, er hatte Recht.

Die Herrscher waren noch in Wien versammelt und in eifriger Berathung über die Vertheilung der Länder und Völker begriffen, als zuerst dumpf, doch bald nur zu laut und gewiß die furchtbare Nachricht ertönte: Napoleon hat seine Insel Elba verlassen und ist am 1. März in Frankreich gelandet. Er kommt, um seinen verlornen Kaiserthron wieder einzunehmen. — Mit lauernden Blicken hatte er von seinem Inselsitze her das Treiben der Völker angesehen und in Frankreich durch seine Anhänger zahlreiche Einverständnisse unterhalten. Die alten Soldaten, welche er so oft zu Raub und Sieg angeführt, gedachten ihres großen Zwingherrn mit Liebe, und die Franzosen erinnerten sich noch mit wohlgefälligem Stolze an die Zeiten, in welchen sie das große und unbesiegbare Volk genannt wurden. Darauf rechnete denn Napoleon, und nicht mit Unrecht.

An einem Sonntage, den 26. Februar 1815, ertheilt er während eines Festes den Befehl, daß seine Leute sich einschiffen sollen. Alles eilt dem Ufer zu. Etwa 1100 Mann seiner alten Garde vertheilen sich mit ihm auf die wenigen Schiffe, segeln von Elba ab, überlisten die englischen und französischen Wachtschiffe, und am 1. März landet der kecke Mann mit seinem Häuflein an der Küste von Frankreich. Selbst das französische Volk staunt im ersten Augenblicke über dies Beginnen. Aber bald jauchzt es dem Wiedergekommenen entgegen, und überall ertönt der Ruf: Es lebe der Kaiser Napoleon! Wohin der Verwegene kommt, öffnen feste Städte ihm die Thore, gehen die Soldaten zu ihm über, und ehren ihn die Landleute als ihren rechtmäßigen Herrn. Ein solch' wetterwendisches Volk sind

die Franzosen. Daher konnte auch wohl Napoleon sagen: „Mein Adler wird von einem Kirchthurme zum andern durch ganz Frankreich vor mir herfliegen und sich auf den Thürmen von Paris niederlassen.“ — Der König Ludwig XVIII. gab Befehle über Befehle an die Truppen, den Räuber und Wortbrüchigen zurückzutreiben und festzuhalten, der Marschall Ney rückte mit einem großen Heerhaufen aus, um, wie er dem guten Könige Ludwig versprach, den Unsinnigen in einem eisernen Käfige nach Paris zu schleppen, — aber alle diese Krieger gingen mit Jauchzen zu Napoleon über, sobald er sich ihnen nur zeigte. Nicht kämpfend, sondern im Triumphzuge zog der Gewaltige daher, und am 20. März hielt er seinen Einzug in Paris. — Der französische König flüchtete bestürzt aus seinem Reiche und begab sich nach den Niederlanden.

Besorglich richtete jedoch Napoleon seine Blicke auf Europa und dessen Fürsten. Das diese eine andere Sprache führen würden, als die leichtsinnigen Franzosen, das sagte ihm sein Inneres. Doch hoffte er durch glatte Worte die Herrscher zu bethören. „Das Unglück hat mich weiser gemacht,“ schrieb er, „und ich werde künftig keinen andern Wetteifer kennen, als den in den Wohlthaten des Friedens, keinen andern Kampf, als den für das Wohl der Völker. Ich bin mit dem jetzigen Umfange Frankreich's sehr zufrieden und werde nie wieder Eroberungen machen.“ — Aber man wußte diese Heuchelei zu würdigen. Die Fürsten zu Wien versammelten sich und gaben die kurze, aber bündige Erklärung: „Mit Napoleon Bonaparte kann weder Frieden noch Waffenstillstand geschlossen werden. Er ist ein Wortbrüchiger. Von allen öffentlichen und bürgerlichen Verhältnissen soll er ausgeschlossen und als ein Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preis gegeben werden. Die Mächte aber, die den Pariser Frieden schlossen, wollen alle ihre Mittel und Kräfte aufbieten, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen.“ — Und solchen Worten folgte die That. Oestreich's Heere rüsteten sich, Engländer, Hannoveraner, Niederländer und die Truppenmassen der übrigen deutschen Fürsten erhoben wieder die Waffen, und Rußlands Kaiser gebot seinen Schaaren, im raschen Marsche nach dem Rheine zu eilen. Manche der russischen Regimenter waren auf ihrem langen Zuge noch nicht bis zur Heimath gelangt, aber fröhlich kehrten sie um, als es hieß, abermals müsse der Kampf gegen die Franzosen beginnen. Vor allem rüstete sich Preußen schnell. Der edle König rief seinem Volke zu: „Wir müssen von neuem in den Kampf, denn den Mann, der zehn Jahre unsägliches Elend über die Völker verbreitete, hat eine verrätherische Verschwörung nach Frankreich zurückgeführt. Er steht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen. Europa ist von neuem bedroht. Von neuem also in den Kampf! Mit euren alten Siegsgefährten verbunden gehet ihr, brave Preußen, in den nothwendigen, gerechten Krieg. Auf denn! Mit Gott für die Ruhe der Welt, für Ordnung und Sittlichkeit, für König und Vaterland!“ — Und das Volk verstand jetzt, wie früher, die Stimme seines geliebten Herrschers. Tausende von Freiwilligen strömten wieder herbei, und in wenigen Wochen war schon ein Theil des Heeres raschen Schrittes dem Rheine zugeeilt. In den Niederlanden sammelte sich zuerst eine große Macht der Verbündeten. Da stand das preußische Heer unter dem verehrten Blücher, an 115,000 Streiter stark, in vier Haufen, von Ziethen, Pirch, Thielemann und Bülow befehligt; neben ihm die Engländer, Niederländer,

Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer unter dem Befehle des englischen Herzogs von Wellington, an 80,000 Mann stark. Am Oberrheine sollten sich die Oestreicher sammeln, und die Russen, welche nicht so schnell aus der Ferne herankommen konnten, über den Mittelrhein in Frankreich eindringen. So war der Plan.

Als Napoleon dies gewahrte, rüstete er sich zum gewaltigen Kampfe. Und in kurzer Zeit hatte er ein treffliches Heer. Die Tausende von Kriegsgefangenen, welche nach und nach aus Europa nach Frankreich heimgekehrt waren, strömten zu seinen Fahnen, viele Neugeworbene verstärkten die Massen, und die alten Heerhaufen bildeten einen kräftigen Stamm. So stellte er an 150,000 Krieger auf, mit 400 Kanonen, wohl eingeübt und von ihrem Herrn und Meister begeistert, um die Schmach früherer Niederlagen abzuwaschen und abermals die Eroberung der Länder und Völker zu beginnen. Die Garden hatten Trommeln, Fahnen und Adler mit Trauerflor umwunden, zum Zeichen, daß nur ein großer Sieg zu dem alten Glanze berechtige, und das Bewußtsein in allen Kriegern lebe, zu siegen, oder zu sterben. In Hast eilten die französischen Heerhaufen den Niederlanden zu, um dort den beiden Heeren der Verbündeten zu begegnen.

In der Nacht des 11. Juni reis'te Napoleon von Paris ab, und am 13. traf er bei seinen Schaaren ein. Die ganze Heeresmasse bewegte sich jetzt den Preußen und Engländern entgegen. Zusammengenommen waren die beiden verbündeten Armeen dem Feinde überlegen; aber wegen des Unterkommens und des Unterhalts hatten die Truppentheile weit auseinander gelegt werden müssen, und dadurch wurde eine schnelle Vereinigung unmöglich. Napoleon eilte, diese Vereinzelung zu benutzen. Links hatte er Wellington, rechts Blücher vor sich. Nach seiner alten Weise beschloß er, blitzschnell über die Preußen herzufallen, sie zu schlagen und dann es eben so mit dem englischen Feldherrn zu machen. So hoffte er, den Sieg über beide im Fluge zu erjagen.

Es war am 15. Juni, als Napoleon mit seinen Kriegern auf zwei Straßen plötzlich gegen die Preußen anrückte. Die preußischen Vorposten wurden überfallen, fechtend zogen sich die ersten Regimenter zurück, und Blücher suchte so schnell, als möglich, seine Krieger zu vereinigen. Drei Heerhaufen, zusammen 80,000 Mann, standen bald bereit, den Franzosen entgegen zu treten, und nun zauderte der alte Held nicht, am folgenden Tage den Hauptkampf zu beginnen. Den vierten Haufen unter Bülow, der am weitesten zurückstand, erwartete man im Laufe des Schlachttages, und die Engländer versprachen Unterstützung.

Die Schlacht bei Ligny, den 16. Juni. — In der dritten nachmittägigen Stunde hatte Napoleon 130,000 Mann gegen 80,000 Preußen zur Stelle und befahl den Angriff. Er war fürchterlich. Die Dörfer und Anhöhen in der Kampflinie wurden gewonnen und verloren, verloren und gewonnen, und immer wüthender entspann sich die Schlacht. Vorzüglich heftig stritt man um das Dorf Ligny; 200 Kanonenschlünde sprühten dort Tod und Verderben. Bald hatten die Franzosen, bald die Preußen den Ort in Besitz. Fort und fort rückten von beiden Seiten frische Truppen in's Feuer. Ligny stand in hellen Flammen, dennoch kämpfte man um die Trümmer. Blücher hatte alle Truppen schon in den Kampf gesendet und erwartete sehnlichst den Bülow'schen Heerhaufen. Er kam nicht. Und auch Wellington konnte nicht zu Hülfe kommen, denn Napo-

leon hatte nach dieser Seite hin seinen trefflichen Marschall Ney mit einer starken Truppenabtheilung geschickt, um die Engländer abzuwehren. Der griff nun einen Theil der brittischen Armee mit solch' furchtbarer Wuth an, daß Wellington Alles aufbieten mußte, damit hier die Franzosen nicht zwischen den verbündeten Heeren durchbrachen und diese dann mit Leichtigkeit zerkeilten. Nach vieler Anstrengung trieb man Ney zurück; der Herzog von Braunschweig fiel hier aber, von einer Kugel durchbohrt, an der Spitze seiner braven Truppen.

Für Blücher gab es keinen andern Ausweg, als sich auf die eigne Kraft und das tapfere Heer zu verlassen und durch die größesten Anstrengungen der Feinde Angriffe abzuschlagen. Die Noth stieg mehr und mehr. Schon war es Abend, und noch immer wüthete unentschieden das gräßliche Morden bei Ligny. Eine Abtheilung französischer Garden schleicht in der Abenddämmerung um das Dorf, große Haufen Reuterei unterstützen das Unternehmen. Sie wollen die Preußen im Rücken erfassen und durch diesen Angriff die Schlacht zu entscheiden. Blücher erkennt den gefährlichen Augenblick, aber er zagt nicht. Rasch sammelte er 6 Schwadronen preußischer Reuter und stürzt sich selbst mit ihnen auf die Franzosen. Aber die Uebermacht behält den Sieg, die Preußen werden zurückgeschlagen, und wüthend sprengt die feindliche Reuterei nach. Eine Kugel durchbohrt Blüchers Pferd; in wilden Sprüngen setzt das edle Roß seinen Lauf noch eine Zeit lang fort, bis es plötzlich todt zu Boden stürzt. Der Fürst, vom heftigen Falle betäubt, liegt unter dem Pferde; von all den Seinen ist Niemand mehr bei ihm, als sein treuer Begleiter, Graf Nostiz, der, fest entschlossen, sein Schicksal mit dem Feldherrn zu theilen, treulich bei ihm aushält. Schon jagen die Feinde heran, aber da verblendet Gott ihre Augen und wacht über das Leben des theuren Greises. In wilder Hast sprengen sie vorüber und, nachdem sie von den Preußen zurückgetrieben worden, noch einmal vorbei, ohne den gefallenen Helden zu bemerken. Jetzt erst wird dem Fürsten Hülfe. Mit Mühe ziehen ihn seine herbeieilenden Krieger unter dem todten Rosse hervor; er wirft sich auf ein Dragonerpferd und kommt glücklich zu seinem Heere. Diesem befiehlt er nun, sich langsam zurückzuziehen. In der besten Ordnung geschieht es, die Franzosen wagen nicht einmal, zu verfolgen. Nur 15 Kanonen, die sich bei'm Abzuge in Hohlwegen verfahren haben, fallen in des Feindes Hand, und eine halbe Stunde vom Schlachtfelde stellt der Feldherr die preußische Armee wieder auf. 15,000 Mann an Todten und Verwundeten hat sie zwar verloren, aber ungebrochen ist ihr und ihres Führers Muth.

Mit Anbruch des folgenden Tages zog sich Blücher nach Wawre zurück, und noch an demselben Abend vereinigte er alle Heerhaufen. Schweigend und in Nachdenken versunken, ging er hier in einem Gärtchen auf und ab, als ein Adjutant zu ihm eintrat und seine Freude äußerte, den verehrten Fürsten so wohl zu sehen. „Wohl?" rief Blücher heftig, „wie kann mir wohl sein, da ich so viele brave Kameraden verloren habe! — Aber ich habe es dem Könige geschrieben, wir wollen es wieder gut machen; das habe ich dem Könige geschrieben!" — Napoleon hielt die Preußen für zerschmettert und gab seinem Marschall Grouchy den Befehl zur Verfolgung, mit den stolzen Worten: „Stürze er die Preußen in den Rhein!"

Die Schlacht bei Schönbund oder Belle Alliance, den 18. Juni. — Dieser Wahn sollte ihn jedoch um Thron und Freiheit

bringen. Denn Blücher dachte nicht einmal an einen fernern Rückzug, sondern ließ dem Wellington sagen, daß er nur wünsche, einige Zeit zu gewinnen, damit er seine Truppen mit Patronen und Lebensmitteln versehe, — dann seien er und sein Heer zum Kampfe wieder bereit. Als der englische Feldherr in der siebenden Morgenstunde erfuhr, daß die Preußen bei Wawre sich gelagert hätten, zog er sein Heer auch etwas zurück und stellte es bei Waterloo auf. Vor sich hatte er mehrere Meiereien, Gehöfte und Anhöhen stark besetzen lassen, hinter sich hatte er zum Schutze den großen Soigner Wald. So wollte er ruhig den kampfbegierigen Napoleon erwarten, wenn die Preußen ihn mit zwei Heerhaufen unterstützen würden, schrieb er an Blücher, und der alte Held antwortete rasch: „Morgen will ich mit meinem ganzen Heere kommen und tüchtig helfen, wenn ihr angegriffen werdet. Und thut dies der Feind nicht, so wollen wir beide vereinigt ihm übermorgen auf den Hals fallen." — Nach solcher Zusage beschloß Wellington den Kampf.

Mit 90,000 Mann und drüber rückte Napoleon von der Meierei la Belle Alliance aus am 18. Juni den Engländern entgegen. Nichts fürchtete er mehr, als daß ihm die Feinde entwischen möchten. Denn er zweifelte nicht im geringsten, daß die ganze englische Armee seine Beute werden müsse, da Grouchy schon die Preußen zurückjagen werde. Als er deshalb am Morgen früh die feindliche Linie gewahrte, rief er froh: „So finde ich sie denn endlich, diese Engländer!" Die Anstalten zur Schlacht begannen. Der Regen stürzte furchtbar vom Himmel, und erst um 10 Uhr fing die Blutarbeit an. Haufen auf Haufen schickte Napoleon gegen die Meiereien und Anhöhen, aber tapfer vertheidigten sich die Engländer und wichen nicht. Mit Gewalt wollten die Franzosen die Mitte des englischen Heeres durchbrechen, und mit der größten Tapferkeit stürmten sie auf die feindlichen Vierecke ein; aber die Engländer und ihre Verbündeten hielten den Anfall aus, obgleich Tausende der Ihrigen bereits der Kampf verschlungen hatte, und immer dünner ihre Reihen wurden. Schon waren alle Haufen im blutigen Kampfe gewesen und sehr ermattet von den fürchterlichen Angriffen; Napoleon hatte aber noch viele frische Truppen und ließ Sturm auf Sturm gegen den Feind richten: da war es nur des englischen Heerführers Entschlossenheit, welche einigermaßen dem Feinde einen Damm entgegensetzte. „Kinder," rief er seinen Soldaten zu, „wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England sagen?"

So schwankend stand gegen 4 Uhr Nachmittags die gräßliche Schlacht. Immer schwieriger wurde Wellington's Stand, und ängstlich sich die Hände reibend, sagte er: „Wenn doch die Nacht da wäre, oder die Preußen!" — Da blitzte fast in demselben Augenblicke das Feuer einer Batterie auf und ein fürchterlicher Kanonendonner erhob sich in der rechten Flanke der französischen Linie. Mit Thränen in den Augen sah Wellington nach der Gegend hin, und froh rief er: „Nun Gott Lob, da ist der alte Blücher!", — Und er was es.

Blücher war am frühen Morgen mit seinem Heere aufgebrochen, um es abermals zum Kampfe zu führen. Den dritten Heerhaufen hatte er gegen Grouchy geschickt, damit dieser zurückgehalten werde und sich nicht in den Rücken der preußischen Armee ziehe. Die Wege waren fast grundlos, und mit unsäglichen Beschwerden zogen die Preußen ihre Straße. Nur langsam konnte sich der Zug bewegen, und in der Mitte des Nach-

mittags erreichten die ersten Regimenter das Ziel. Man meldete Napoleon die Ankunft großer Truppenmassen, die man noch nicht deutlich erkennen könne. „Nun," sagte er, „es wird Grouchy sein." Aber gleich darauf sprengte ein Offizier mit der Donnernachricht heran: „Die preußische Armee ist da." Der Zwingherr erblaßte und konnte nicht begreifen, wie Blücher hieher käme, da er so gewiß geglaubt hatte, Grouchy werde mit Leichtigkeit die flüchtigen Preußen verjagen. Rasch befahl er seinem Generale, die Feinde zurückzuhalten, bis er mit den Engländern fertig sei. Doch Blücher griff wüthend an, drängte immer heftiger die Franzosen zurück, und immer mißlicher wurde das Spiel für Napoleon. Er kochte vor Wuth. Im Galopp sprengte er zu seinen Gärden, bildete aus ihnen einen furchtbaren Keil, von Geschützen unterstützt, und führte selbst diese Masse gegen den Mittelpunkt der englischen Armee. Dort wollte er durchbrechen, es koste, was es wolle, und so die Schlacht gewinnen. Der Preußen Ankunft hatte Wellington's Muth gehoben, und ruhig ließ er den Sturm heranbrausen. Er kam und war schrecklich. Ein mörderisches Kartätschenfeuer trieb die Franzosen rückwärts, die englische Reuterei haute wüthend nach und richtete ein entsetzliches Blutbad an. Sie umringte einen Theil der Garde und forderte Ergebung. „Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!" war die heldenmüthige Antwort, und schrecklich ward ihr dies bereitet. Wild stob alles zurück, Schutz bei der Nachhut zu suchen; aber hier hatten die Preußen aufgeräumt und jeden Widerstand vor sich niedergeschlagen. Im Sturme waren den Franzosen die Dörfer entrissen, wo sie Schutz zu finden hofften, unter Trommelschlag sprengten die wackern Preußen die französischen Vierecke und trieben die feindlichen Schaaren in wilder Flucht vor sich her. „Es rette sich, wer da kann; rettet die Adler!" schrie man von allen Seiten, und jegliche Ordnung löf'te sich im Heere der Franzosen auf. Sie hatten die Schlacht verloren, wie fast nie eine Schlacht verloren worden war. In einzelnen verworrenen Massen rannte Alles davon, Kanonen, Wagen und Gepäck im Stiche lassend.

An demselben Taze hatte auch der dritte preußische Heerhaufen unter dem General Thielemann bei Wawre einen harten Stand gehabt. Grouchy fiel mit 40,000 Mann über ihn her und drängte ihn hart. Boten über Boten flogen nach Blücher, um Hülfe bittend, aber der alte Held erwiederte fest: „Thielemann mag sich wehren! Wir Alle müssen jetzt vorwärts, um den Feind zu vernichten! Fort also!" — Und Thielemann vertheidigte sich ritterlich bis tief in die Nacht, und wacker hielten die Schaaren gegen die Uebermacht Stand, bis denn am folgenden Tage Grouchy die Donnernachricht erhielt: Napoleon's Heer ist geschlagen. Da lenkte er plötzlich um und suchte nur zu entkommen

Napoleon's Flucht und Verfolgung. — Mit mildem Scheine beleuchtete der Mond das gräßliche Schlachtfeld bei Waterloo, viele Tausende schliefen den Todesschlaf, und eben so viele Tausende von Verwundeten ächzten und jammerten. Die noch rüstigen Sieger jauchzten ob ihrer herrlich gewonnenen Schlacht, und die Franzosen stoben mit Furcht und Schrecken und geängstigt vom bösen Gewissen tiefer in's Land. Durch eine anmuthige Gunst des Schicksals trafen in der Nacht Blücher und Wellington auf der Meierei la Belle Alliance oder Schönbund zusammen und fielen einander freudevoll in die Arme. Auf diesem Platze hatte Napoleon während des Kampfes verweilt, jetzt sollte diese schöne Vereinigung

zwischen den beiden Feldherren und deren Heeren durch eine bedeutsame Benennung verewigt werden. Denn Blücher befahl, die Schlacht künftig die Schlacht bei Belle Alliance zu nennen. Und nun drang der alte Feldherr auf die rascheste Verfolgung des Feindes. Sie wurde den Preußen anheim gegeben. „Ich werde," sagte Wellington, „diese Nacht in Bonaparte's Hauptquartier zubringen," — „„und ich,"" erwiederte Blücher, „„werde ihn diese Nacht aus seinem heutigen vertreiben!"" Seit drei Nächten hatte der greise Held fast kein Auge zugethan, aber rüstig versammelte er seine Offiziere und sprach: „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß aufgeboten werden, denn jagen wir sie nicht die ganze Nacht hindurch, so haben wir sie morgen wieder auf dem Halse." — Rasch stürmt jetzt Alles vorwärts. Gneisenau übernimmt die Anführung, das ganze Heer folgt, und die entsetzlichste Jagd beginnt, vom hellsten Mondschein begünstigt. Der Schall der preußischen Flügelhörner verbreitet Todesschrecken unter den Feinden. Was nicht fliehen kann, wird niedergemacht, oder gefangen genommen. Im Städchen Genappe versucht es der Feind, sich zu widersetzen. Vergebens. Einige Kanonenschüsse, ein Hurrah! und die Stadt ist genommen. Hier wäre Napoleon selbst beinahe den Preußen in die Hände gefallen. Beim gräßlichen Verluste der Schlacht war er vom fürchterlichen Gewirr mit fortgerissen und in den Ostgarten eines Meierhofes gedrängt worden. Hier fanden ihn zwei Gardereuter und brachten ihn nach Genappe. Dort stand sein Wagen. Ganz ermüdet warf er sich hinein und war eben eingeschlummert, als die Preußen schon heranstürmten und der Pferde Zügel ergriffen. Kaum hatte er Zeit, aus dem Wagen zu springen, ohne Hut und Degen erst davonzulaufen, dann sich auf ein Pferd zu schwingen und im Galopp wegzusprengen. Wagen, Hut, Degen, Kaisermantel, Krone, Juwelen, Kleidungsstücke und viele andere Kostbarkeiten, mehrere Millionen Thaler an Werth, wurden der Sieger Beute. Den Hut und den Degen des gefürchteten Kaisers sendete Blücher sogleich seinem Könige.

So ging die Verfolgung des Feindes fort. Von seiner ganzen Armee retteten sich kaum 30,000 Mann, und diese waren ohne Gewehre, ohne Gepäck, zersprengt und wild umherlaufend. 40,000 Mann waren verwundet oder getödtet, 300 Kanonen, alle Pulverwagen, alles Gepäck und 15,000 Gefangenene in der Sieger Hand. Blücher aber sprach zu seinem Heere nach solchen denkwürdigen Tagen: „Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Vier und Zwanzig Stunden nach einer verlornen Schlacht tratet ihr euren Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren. Alle große Feldherren haben stets gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan. Empfanget meinen Dank! Ihr habt euch einen großen Namen gemacht. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen des preußischen Reichs, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Töchter euch gleichen." —

Einnahme der Stadt Paris und zweiter Pariser Frieden — Den Kopf mit einem Tuche umwunden, war Napoleon aus Genappe geeilt, und so schnell, daß er zuerst die Trauerpost von der verlornen Schlacht nach Paris brachte. Zehn Tage nachher standen die Preußen

und Engländer in der Nähe der treulosen und übermüthigen Hauptstadt. In derselben herrschten Schrecken und Verwirrung. Man wußte nicht, wie man den feindlichen Andrang hemmen wollte. Die Vornehmsten und Mächtigsten der Volksvertreter und Reichsgroßen drangen in Napoleon, zum Wohle Frankreich's abermals die Krone niederzulegen, und der eiserne Mann, der einsah, wie er nun einmal nicht vermögend sei, sich als Kaiser zu behaupten, dankte zum zweiten Mal ab. Schnell eilten Botschafter mit dieser Nachricht zu den Feldherren, um ihnen zu bedeuten, daß der Urheber des Krieges nicht mehr ihr Beherrscher sei, und daß man daher Waffenstillstand, oder Frieden schließen möge. Aber Wellington antwortete kurz, er wisse schon schon seit funfzehn Monaten, daß Bonaparte abgedankt habe, und Blücher: „Ohne Auslieferung des wortbrüchigen Mannes ist an keine Ruhe zu denken." Man sendete die Abgeordneten zu den Monarchen, welche selbst auf der Reise nach Paris begriffen waren; doch ungestört verfolgten die Sieger ihren Weg, und so sah Paris abermals die Waffen der Verbündeten vor den Thoren. Anfangs machte die Stadt wieder Anstalt, sich zu vertheidigen, doch Blücher ging schnell über die Seine, damit er von einer ganz andern Seite her Paris in's Gedränge bringe. Die Kühnheit dieses Anschlags erregte Furcht und Schrecken, man erkannte, es sei das Beste, sich zu ergeben. Am 3. Juli bot man die Uebergabe an, und am 7ten zogen Preußen und Engländer zum zweiten Male durch die Thore der Hauptstadt, die vor wenigen Monaten unter Jubel und Freude der Einwohner ihren alten Zwingherrn aufgenommen hatte.

Für solche Leichtfertigkeit und wortbrüchige That wurden aber die Pariser jetzt gezüchtigt. Die Preußische Armee wurde in der Stadt einquartirt, „denn," sagte Blücher, „die Franzosen haben viele Jahre ganz angenehm in Berlin gelagert, die Preußen sollen nun auch Paris bewohnen und gerade so verpflegt werden, wie der französische Soldat in unserer Residenz." Und so wie der alte Held es sprach, mußte es ohne Widerrede geschehen. Mit Kartätschen geladene Kanonen fuhren an den Straßenecken auf, dabei standen Kononiere mit brennenden Lunten in der Hand, jeden Augenblick bereit, die Widerspenstigen niederzuschmettern. Das brachte Gehorsam, und eilig befolgten die leichtsinnigen Bürger, was ernst und deutsch der alte Feldherr befahl. Der ließ aber nicht nach, die Pariser recht zu demüthigen. Der Befehl, 100 Millionen Franken Kriegssteuer zu zahlen, war ein neuer Donnerschlag. Aber noch schmerzlicher war dem Franzosenstolz die Herausgabe aller geraubten Kunstschätze. Schon gleich hatten die Pariser Abgeordneten versucht, die Zeichen so vieler Siege und Triumphe zu bewahren; aber Blücher hatte kräftig geantwortet: „Mit nichten, ich werde Alles zurücknehmen, was preußisches Eigenthum ist." Und bald ging es an's Ausräumen. Was aus den Städten des preußischen Landes nach der stolzen Kaiserstadt geschleppt war, packte man ein und sandte es dem heimischen Herde zu, und nicht eher hörte man auf, bis man auch das kleinste Stück zurückgenommen hatte. Als aber die übrigen Völker solche kräftige Maßregeln gewahrten, bedachten sie sich nicht lange, ein Gleiches zu thun. Oestreich, Kassel Braunschweig, Spanien, Italien, sie alle traten auf, nahmen ihr rechtmäßiges Eigenthum und schickten es hin nach den Städten, aus welchen die freche Räuberhand es geraubt hatte. Laut jammernd standen die Franzosen von ferne, aber sie

wagten nicht, Einrede zu thun, denn drohende Bajonette machten Widerstand unmöglich.

Am 8. Juli kehrte der geflüchtete König Ludwig XVIII. in die wortbrüchige Residenz zurück. Mit ihm schlossen die verbündeten Monarchen am 20. November den zweiten Pariser Frieden. Frankreich mußte mehrere Landestheile an den Grenzen Deutschland's abtreten, 700 Millionen Franken Kriegssteuer zahlen und eine Reihe Festungen auf 3 bis 5 Jahre dem Bunde übergeben, in welche 150,000 Mann Bundestruppen zur Sicherung der Ruhe und Ordnung stehen bleiben sollten, von Frankreich besoldet und unterhalten. Das war die Strafe für den unerhörten Wankelmuth, welchen das Franzosenvolk bewiesen, das die Plage, die in so wenigen Tagen Ein Mann über das ganze Land gebracht hatte.

Aber des Himmels gerechte Hand strafte den Urheber des Blutvergießens, den Mörder so vieler Tausende nicht minder. Denn ewig bleibt es wahr, was die Bibel verheißt: „Es ist eine große Gnade, daß Gott den Sündern steuert, auf daß sie nicht fortfahren, sondern er ist bald hinter ihnen her mit der Strafe." — Nachdem Napoleon am 25. Juni aus Paris abgereiset war, eilte er an die Meeresküste, um von dort zu Schiffe nach Amerika zu entkommen. Die Engländer hielten aber strenge Wache, und so sehr listig er auch seine Flucht einrichten mochte, immer wurde sie verhinderrt. Näher und näher rückte die Gefahr, in die Hände der heraneilenden Preußen zu fallen, und, so geängstigt von allen Seiten, übergab er sich am 10. Juli den Engländern. Sie sollten ihn, so meinte er, nach England überschiffen, dort wollte er dann ganz ruhig leben. Doch England's Regent konnte darüber nicht allein entscheiden. Die Monarchen des Bundes berathschlagten gemeinschaftlich und faßten den Beschluß, den Störer der Ruhe Europa's nach der einsamen Felseninsel Sankt Helena, 800 Meilen von unserm Erdtheile, abzuführen. Zornig widersprach Napoleon anfangs diesem Beschlusse, ja er versicherte, man werde ihn nicht lebendig aus dem Schiffe bringen. Als er aber sah, daß der Willen der Monarchen unerschütterlich war, beugte er sich und landete am 15. Oktober auf dem fernen Eilande. Sechs Jahre hat er dort einsam und voll Verdruß über seinen tiefen Sturz gelebt, denn Reue ist nicht in seine Brust gekommen. Der Stolze vermag selten, diese lindernde Empfindung in sich aufkommen zu lassen. Am 5. Mai 1821 starb er in seiner Verbannung am Magenkrebs, und sein Tod ist von den Völkern nicht weiter beachtet worden.

---

## 54. Die Regierung Friedrich Wilhelm's III., von 1815—40.

Der König kehrte am 19. Oktober 1815 mit seinen siegreichen Kriegern in die jubelnde Hauptstadt zurück. Auf seinen Befehl wurde am 18. Januar 1816 das Friedensfest gefeiert. Welch' eine Freude Jeder hatte, daß er nun in Frieden sein Brot essen und unter den angestammten Fürstengeschlechte die Frucht seiner Arbeit genießen werde, das läßt sich nicht beschreiben. Und der König, welcher Alles daran gesetzt, dem Lande die Freiheit wieder zu erringen, bemühte sich nun auch, im Königreiche jeglichen Zweig zu ordnen und die Landeswohlfahrt treu zu fördern.

Die Landesverwaltung. — Der jetzt 5092 □Meilen umfassende und mit 15 Millionen Einwohnern bevölkerte Staat wurde im Jahre 1815 in Provinzen getheilt. Ihre Namen sind: Preußen, Posen,

Pommern, Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westphalen und die Rheinprovinz. Das Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz bildet einen für sich bestehenden Theil. Jede Provinz theilte man wieder in Regierungsbezirke, jeden Regierungsbezirk in Kreise. Jedem Kreise steht ein Landrath mit dem Kreis-Secretair vor. Diese Behörde sorgt für Ordnung und Sicherheit, für die Straßen und Wege, für Kirchen- und Schulgebäude, für die Verwaltung des Gemeinde- und Armen-Vermögens, für die Vertheilung der Steuern und für die Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste. Dem Landrathe sind in den Geschäften die Bürgermeister, oder Amtmänner, und diesen die Vorsteher in den Dörfern behülflich. In einigen Provinzen bestehen statt der Amtmänner Dorfgerichte, zu welchen der Dorfschulze und die Gerichtsmänner gehören. — Polizeidiener und Gensd'armen helfen ebenfalls die Ordnung und die Befolgung der Gesetze überwachen!

Die größeren Städte werden nach der Städte-Ordnung verwaltet. Der Magistrat ist die erste Behörde. Die Bürger haben ihn und die Stadtverordneten zu wählen.

In jedem Regierungsbezirke ist eine königliche Regierung. Sie hat für ihren ganzen Bezirk alles das zu bearbeiten, was dem Landrathe für seinen Kreis obliegt. Die Sorge für Ordnung und Sicherheit, für Kirche und Schule, für die Verwaltung der Forsten und Staatsgüter, für die Vertheilung und Erhebung der Abgaben, für Straßen und Wege, für die öffentlichen Bauten, für die Gesundheitspflege und für die Aushebung der Jünglinge zum Soldatendienste ist ihre Sache.

Jede Provinz steht unter einem Oberpräsidenten. Dieser führt die Aufsicht über die Regierungen und alle anderen Beamten und beschäftigt sich mit allen Angelegenheiten der Provinz. Er reiset fleißig umher, um das recht kennen zu lernen, was den Leuten nützlich sein kann.

Damit nun aber der König und seine höchsten Räthe in Berlin und in den Provinzen erfahren möchten, was die Unterthanen wünschten und wie ihnen in ihren Erwerbszweigen könnte fortgeholfen werden, so richtete Friedrich Wilhelm III die landständische Verfassung ein. In jedem Kreise wählen nämlich die Einwohner Männer aus ihrer Mitte, welche Kreisdeputirte heißen. Sie sind aus dem Adel, aus dem Bürger- und Bauernstande und versammeln sich jährlich. Jeder kann ihnen sein Anliegen sagen, und sie theilen es auf der Kreisversammlung zur Berathung mit. Diese Berathungen werden den oberen Behörden vorgelegt. — Früher alle drei Jahre, jetzt alle zwei Jahre versammelt sich der Provinzial-Landtag, welcher aus Abgeordneten vom Adel, vom Bürger- und Bauernstande besteht. Alle Anordnungen, welche zum Wohle der Unterthanen gemacht, alle neuen Gesetze, welche gegeben werden sollen, legt man dem Landtage zur Beurtheilung vor. Dazu sprechen die Landtagsabgeordneten die Wünsche und Bitten aus, welche sie zum Besten der Provinz haben. Dies Alles erhält der König, und er giebt darauf Antwort. Diese Antwort heißt der Landtagsabschied.

Eine andere Versammlung zur Berathung über wichtige Landesangelegenheiten und zur Beurtheilung neuer Gesetze setzte der König in Berlin ein. Sie heißt der Staatsrath. Zu demselben werden einsichtsvolle Männer aus allen Theilen des Reichs berufen. Erst dann, wenn die Gesetze

die Zustimmung des Staatsraths erhalten haben, oder die Landesangelegenheiten wirklich heilsam befunden worden sind, führt man sie durch.

Die Minister zu Berlin sind die nächsten Rathgeber des Königs. Alle Beamten stehen unter ihnen. Von ihnen erhalten sie die nöthigen Befehle und haben auch an dieselben über Alles Bericht zu erstatten. Die Minister reisen dann und wann im Lande umher, um selbst zu sehen und zu hören, wie das, was befohlen wurde, ausgeführt ist, und das, was vortheilhaft für die Unterthanen sein kann, eingerichtet wird. — Den Ministern gab der König unmittelbar die Befehle.

Die Thätigkeit des König's. — Friedrich Wilhelm war ein sehr fleißiger Mann. Des Morgens stand er früh auf und arbeitete eifrig des Tages über in seinen vielen Geschäften. Hiervon ließ er sich durch Nichts abhalten. Einst erschien er und die Königinn bei einem Feste, das ein Staatsminister gab, sehr spät. Die Ministerinn empfing die Ankommenden. Die Königinn sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, daß wir so spät gekommen sind, mein Mann hatte noch Geschäfte." — Der König war die Seele der ganzen Landesverwaltung. Die hauptsächlichsten Sachen mußten ihm die Minister vortragen und er entschied. Dazu sah Friedrich Wilhelm auch überall selbst nach und griff, wenn es Noth that, selbst ein. Seine von Zeit zu Zeit wiederholten Reisen bald in dieser, bald in jener Provinz machten ihn auf das aufmerksam, was für die Landeswohlfarth zu thun sei, und wo er solches kennen lernte, da ließ er es auch in's Werk setzen. Außerdem konnte sich Jeder im Reiche an den König wenden und ihm seine Beschwerden, sein Anliegen, seine Bitte vortragen, und der gute König half so gern, wo er nur konnte und gewährte so willig, wenn's ihm möglich war. Das wußte auch Jeglicher im Lande und darum genoß Friedrich Wilhelm bei allen Unterthanen eines solchen Zutrauens, wie solches so leicht nicht ein König wird wieder erlangen.

Die Sorge des Königs für die Erwerbszweige im Lande. — Die ganze Landesverwaltung sollte nach des Königs Willen nur dazu dienen, das Wohl der Unterthanen zu befördern. Darum gab sich überall ein Streben nach dem Bessern kund. Es war von großen Folgen, daß unter des Königs Regierung sich ein ganz freier Bauernstand bildete. Das Gesetz über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse bestimmte, wie Jeder Landmann nach festen, billigen Preisen Zins, Zehnten, oder sonstige Gefälle an die Gutsherren abkaufen könne. Dies benutzten viele hundert Landleute und sitzen jetzt als freie Leute auf ihrem Erbe. Die Theilung der Gemeinheiten vermehrte den Anbau des Ackerlandes.

Zur Beförderung des Garten- und Ackerbaues und der Viehzucht wurde kein Geld, keine Mühe gescheut. Die Schafzucht lieferte die schönste, feinste Wolle in großer Menge, denn Preußen hat gewiß 11 bis 12 Millionen Schafe. Dem Bergbaue und dem Anbaue des Holzes, des Obstes, des Weinstocks widmete man große Sorgfalt, und überall sind alle diese Zweige im gesegnetsten Gedeihen. Vorzüglich sind Gewerbe, Fabriken und Manufakturen im Lande so im Flor, daß sie selbst dem Volke, welches sonst darin das erste war, den Engländern, den Vorrang abgewinnen. Unsere im Lande verfertigten Waaren übertreffen oft die englischen. Wir haben viele und herrliche Fabriken und Manufakturen in Leinwand, in Wolle, in Baumwole, in Seide, in

Eisen, in Kupfer, Gold, Silber, Leder, Papier, Tabak, Zucker, Seife, Bier, Branntwein, Essig, Glas, Porzelan und Steingut. Denn jeder Unterthan kann seine Kräfte frei gebrauchen und die Frucht seiner Mühe und seiner Betriebsamkeit ungestört genießen. Große Handelsgesellschaften senden die preußischen Erzeugnisse in die fernsten Theile der Erde. Der König schloß mit vielen Staaten außerhalb Deutschland Bündnisse zum freien Handelsverkehr, und so vermag der Preuße seine Waare auszuführen und die Erzeugnisse seiner Betriebsamkeit gut und schnell zu verkaufen. Besonders ist der große Zollverein bemerkenswerth, welchen Preußen zum freiern Verkehr und zur Belebung des Handels und der Gewerbe in Deutschland zu Stande brachte. Dieser Zollverband umfaßt jetzt die Staaten: Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hohenzollern, Großherzogthum Hessen, Baden, Churfürstenthum Hessen, Großherzogthum Weimar, die Herzogthümer Nassau, Sachsen-Coburg-Gotha, Altenburg und Meiningen-Hildburghausen, die Herzogthümer Anhalt-Deßau, Köthen und Bernburg, die reußischen Fürstenthümer, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Detmold, Waldeck und die freie Stadt Frankfurt am Main. Von Jahr zu Jahr treten Staaten diesem Vereine bei und so wird fortwährend der Verkehr freier und größer. Darum ist aber auch nach allen Seiten hin ein reges, lebendiges Wirken und Treiben im Handel. Die Städte Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Stettin, Danzig, Königsberg, Breslau, Magdeburg, Naumburg, Elberfeld, Köln und Aachen stehen an der Spitze der Handelsthätigkeit. Die großen Flüsse im Innern, die Schiffbarmachung der Lippe und Ruhr und die Kanäle erleichtern den Verkehr. Dazu sind die preußischen Posten so vervollkommnet, daß andere Staaten sich die Einrichtung zum Muster genommen und dadurch ihre Vortrefflichkeit am schönsten erkannt haben. Ganz besonders wurde der Bau der Kunststraßen durch königliche Freigebigkeit gefördert. Im Jahre 1816 waren in unserm Vaterlande erst 524 Meilen Straßen gebaut, im Jahre 1840 an 1900 Meilen. Nach allen Richtungen des Reichs hin führen herrliche Wege, und wo sie noch fehlen, da ist man auf's thätigste in der Ausführung derselben begriffen. Auch ist Preußen der erste Staat in Deutschland, welcher eine Telegraphenlinie angelegt hat. Sie geht von Berlin nach Koblenz. In gewissen Entfernungen hat man auf dieser Strecke Telegraphenthürme errichtet, von welchen aus man durch eigene Zeichen in wenigen Minuten eine Nachricht von Berlin nach Koblenz und umgekehrt von Koblenz nach Berlin mittheilen kann. — Und nun hat man in der neuesten Zeit Eisenbahnen gebaut und baut täglich noch mehr, so daß durch dieselben zwischen den bedeutendsten Städten des Reichs der Verkehr ungemein gehoben werden wird.

Sehen wir hin auf die Handhabung der Gerechtigkeit, so müssen wir sagen, daß sie so vorzüglich, wie in keinem Lande war. Der König selbst, der Gerechteste im ganzen Staate, ging mit dem löblichsten Beispiele voran. Ihm war jede Ungerechtigkeit fremd, der geringste Unterthan konnte seine Ansprüche gegen den Staat, gegen den edlen Herrscher geltend machen. Schnell und pünktlich wurde Jedem sein Recht, ohne Ansehen der Person. Land- und Stadt-Gerichte, Ober-Landes-Gerichte, Ober-Appellations-Gerichte, Ober-Tribunale und das Kammergericht zu Berlin sind die bestehenden Gerichtsbehörden. Für die rheinischen Länder, in denen bis jetzt noch die französischen Gesetze gelten, ist ein eigner Ge-

richtshof in der Hauptstadt eingesetzt. Und um die Gesetzgebung mehr und mehr zu vervollkommnen, berief der König kenntnißreiche Männer in seine Nähe, die mit Sorgfalt prüfen und wählen sollten, was zur bessern Ausübung der Gerechtigkeit dienlich sei.

So unablässig wirkend für die Begründung, Beförderung und Vermehrung der Landeswohlfahrt, hat der König seit 1814 bis 1840 über hundert und fünfzig Millionen Thaler allein zum Besten des Landes angewendet. Mit königlicher Milde erhielten Unglückliche reiche Unterstützungen. Als im Sommer 1816 große Theurung einbrach, gab Friedrich Wilhelm hochherzig 2 Millionen Thaler her, um die Provinzen mit der nöthigen Brotfrucht zu versorgen. Und noch im Jahre 1829, als die Weichsel, der Pregel und die Memel durch furchtbare Ueberschwemmungen viele hundert Menschen unglücklich machten, war der König der Erste, der eine Million Thaler zur Unterstützung hinsandte. Das Land aber, durch des edlen Fürsten Beispiel angefeuert, beeiferte sich ganz allgemein, den unglücklichen Mitbrüdern beizustehen. Ohne Aufforderung gab Jeder, was er zu geben vermochte, und so sah man überall einen Gemeinsinn, wie ihn ein Volk zeigt, in welchem ein Jeglicher den Andern in brüderlicher Eintracht umschlingt. Und dieser Sinn hat sich auch fortwährend bewährt. Die schlechte Ernte des Jahres 1830 ließ Theurung und Hungersnoth fürchten. Da sorgte nun der König, daß Vorräthe von Getreide angeschafft wurden, und gab selbst Hunderttausende her, um den Armen Korn, Kartoffeln, Salz, Flachs und Holz unentgeltlich zu verschaffen. Es vereinigten sich im ganzen Lande edle Männer zur Unterstützung der Nothleidenden, und es geschah viel. So überstanden wir mit Gottes Hülfe und des Königs und edler Menschen Fürsorge auch diese schwere Zeit.

Die Anordnung der Abgaben und der Staatseinkünfte. — Sparsamkeit war ein Hauptgrundsatz des Königs. Doch setzte er dabei nie Gerechtigkeit und Billigkeit aus den Augen; und niemals wurden die Ausgaben zu ängstlich beschränkt, welche der Vortheil, oder die Würde des Staats erforderten. Für den königlichen Hof bestritt der Fürst die Ausgaben fast aus dem eigenen Vermögen. — Die vielen Kriege hatten unaussprechliche Anstrengungen verursacht und eine große Schuldenlast auf das Land gehäuft. Kaum war der Frieden da, als die Staatsschulden geordnet, ihre allmählige Tilgung bestimmt und eine eigene Hauptverwaltung zu diesem ernsten Zwecke eingesetzt wurde. Dies hat man denn fortwährend treulich ausgeführt, und so vermindern sich mit jedem Jahre die Schulden des Reichs. Ja, wir sind jetzt schon so weit gekommen, daß unser Staat nur 4 Thaler Zinsen vom Hundert bezahlt, während andere Länder 10 bis 12 geben müssen. Unser Papiergeld steht der klingenden Münze gleich; welches Reich kann sich deß rühmen? Oeffentlich wird die ganze Berechnung des Staatshaushalts dem Lande vorgelegt, und wir sehen mit Freuden, wie der Wohlstand steigt. In den letzten 25 Jahren des Friedens wurden die Abgaben ganz umgeformt, vereinfacht und fest bestimmt. Alle Willkühr ist verschwunden, und jeder weiß, welche Steuern er tragen muß. Die Abgaben, welche wir im Lande haben, sind: die Zölle und die Verbrauchssteuer, die Abgabe von Salz, die Stempel-, die Gewerbe- und die Grundsteuer, die Steuer auf Wein, Bier, Branntwein und Tabak, die Klassensteuer für das platte Land, die Schlacht- und Mahlsteuer für die

größern Städte. Durch eine weise Verwaltung beläuft sich das ganze Staatseinkommen auf 55 Millionen Thaler.

Das preußische Kriegswesen. — Es ist schon vorhin erzählt worden, auf welche zweckmäßige Weise der König aus den eigenen Unterthanen ein Heer gebildet hat, welches, wenn die ganze Volksbewaffnung aufgerufen wird, eine halbe Million Krieger zählt. Ganz besonders bemerkenswerth ist aber hierbei noch, daß diese Heeresmasse innerhalb 14 Tagen, wie durch ein Zauberwort, ganz schlagfertig dastehen kann. Kleidungsstücke und Waffen aller Art sind in den Vorrathshäusern in großen Massen aufgehäuft und dürfen nur herausgenommen werden, um die Armee völlig auszurüsten. Die Dienstpflichtigen, welche einberufen werden können, sind größtentheils ganz eingeübt, und so steht nicht nur ein gerüstetes, sondern auch ein ausgebildetes Heer da. Alles, was zum Kriegsdienste gehört, vom Größten bis zum Kleinsten, ist vollständig und in Menge vorhanden. Kanonen, Kugeln, Pulver, Wagen, kurz All und Jedes steht bereit, um erforderlichenfalls gleich zur Wehr zu dienen. Jährlich ließ der König von der Linie und von der Landwehr große Uebungen ausführen, denen er selbst, oder einer seiner Söhne, die Prinzen, beiwohnte. Es ist unmöglich, daß ein Feind unser Vaterland überrumpele; er würde nur zu bald gezückte Schwerter vor und neben sich sehen. Die alten Festungen sind sämmtlich ausgebessert und verstärkt, Saarlouis, Wesel, Koblenz und Ehrenbreitstein Hauptfestungen geworden, Minden, Deutz und Köln zu neuen festen Plätzen geschaffen. Im Jahr 1830 hat man den Grundstein zu der neuen Festung Posen gelegt.

Ganz besonders richtete man das Augenmerk auf die Ausbildung der Soldaten. Nicht nur einzelne Krieger wurden unterrichtet, nicht nur die Offiziere in Kadettenhäusern und andern Bildungsanstalten herangebildet, nein, jedem Soldaten gab man Gelegenheit, zu lernen und seine Kenntnisse zu mehren. Kompagnie-, Batallions-, Regiments- und Brigadeschulen sind überall zahlreich vorhanden und gedeihen mehr und mehr so herrlich, daß ihr gesegnetes Wirken immer größer wird.

Unter denen, die seit 1815 von den preußischen Heerführern in's Grab sanken, merken wir uns wohl mit Recht den Fürsten Blücher. Er erkrankte im Anfange Septempers 1819 auf seinem Gute Kriblowitz in Schlesien sehr schwer. Die Hoffnung zur Genesung schwand bald. Der König, welcher sich gerade in Breslau befand, eilte hin, um ihn zu besuchen. „Sie können überzeugt sein," sprach der bewegte Monarch, „daß Niemand mehr Theil an Ihrem Wohle nimmt als ich; ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen schuldig sind." Und Blücher, von solchen gnädigen Ausdrücken tief gerührt, dankte seinem edlen Fürsten, der ihm noch einmal die Hand drückte und mit einer Thräne im Auge von den sterbenden Feldherrn schied. Am 12. September endete das thatenreiche Leben des Helden. Er ist, wie er selbst angeordnet, unweit Kriblowitz unter den dort am Wege stehenden drei Linden beerdigt; ein Invalide bewacht die Grabstätte des verehrten Heerführers. Der König hat ihm aber neben seinem Palaste zu Berlin ein schönes Standbild aus Erz, so wie den Generalen Scharnhorst und Bülow zur Seite der Königswache Statüen aus weißem Marmor errichten lassen. Das dankbare Vaterland, für welches die Helden lebten und kämpften, wird ihr Andenken stets in Ehren halten.

Um das ganze preußische Volk wegen seiner Treue und Ausdauer zu

ehren, befahl Friedrich Wilhelm die Aufstellung eines echten Volksdenkmals bei Berlin auf dem Kreuzberge. Den Grundstein dazu legte der König selbst in Gegenwart des kaiserlichen Freundes Alexander, welcher gerade in Berlin zum Besuche anwesend war. Man lies't an dem prachtvollen, aus Gußeisen verfertigten Denkmale folgende Worte als Inschrift: Der König dem Volke, das auf seinen Ruf Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nachahmung.

Dem Könige Friedrich Wilhelm III. machte es, obschon er eine so große und treffliche Armee hatte, gar kein Vergnügen, Krieg zu führen und Land und Leute zu erobern. Er hatte seine Unterthanen viel zu lieb, als daß er sollte ihr Blut leichtsinnig vergießen. Darum erhielt er auch mit weiser Hand in unserm Vaterlande den Frieden. An unsern Grenzen in Westen und Osten ist zu verschiedenen Malen viel Krieg und Kriegsgeschrei gewesen. Im Jahre 1830 erhoben sich die Franzosen und Belgier in wilder Empörung, nachher ebenfalls die Polen. Der König mußte zum Schutze des Landes Regimenter an die Grenzen senden. Und obschon nun in den Nachbarlanden der Krieg tobte und wüthete, obschon in Deutschland selbst hier und da Unruhen auf Unruhen entstanden: wir Preußen lebten in der größten Ruhe und im beglückendsten Frieden. Und nicht nur der Frieden seines Volks, sondern auch der Frieden anderer Völker lag ihm am Herzen. Verbündet mit den größten Mächten Europa's suchte er die empörten Länder zu beruhigen; die Völker erwählten ihn zum Vermittler. Mit fester, kräftiger Hand drückte er die Kriegswuth unter den Staaten nieder, mit Ehrfurcht nannte man ihn den Friedensstifter Europa's.

Die Sorge für die Kirchen und Schulen. — Keiner der vorigen hohenzollerischen Regenten hat in dieser Hinsicht so viel gethan, als Friedrich Wilhelm III. Im ganzen Lande müssen überall Städte und Dörfer es rühmen, vom Könige zur Wiederherstellung, oder zum Neubau der Kirchen und Schulen Tausende erhalten zu haben. Es war des guten Fürsten ernstlicher Willen, daß Kirche und Schule würdig ausgestattet werde. Darum nahm er sich beider mit königlicher Milde an. Die Kirche hat durch seine Fürsorge der Segnungen viele erfahren. Als am 31. Oktober 1817 das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation eintrat, da forderte der König das Land auf, zur Verherrlichung dieses Festes die Scheidewand, welche die sogenannten Reformirten und Lutheraner trenne, niederzureißen, damit der Tag näher kommen möge, an welchem nach dem Worte des Herrn Ein Hirt und Eine Heerde sein werde. Zum äußeren Vereinigungszeichen solle man den Namen evangelische Christen und evangelische Kirche annehmen. Und als nun der Herrscher an dem Feste selbst mit so schönem Beispiele voranging, als er selbst mit seinem königlichen Hause nach Wittenberg reis'te, um den Grundstein zu einem Denkmale Luther's zu legen: wie hätten da die Unterthanen säumen sollen, gleichen Sinnes zu sein und den Willen des geliebten Fürsten nachzukommen? Ueberall vereinigte man sich in christlicher Liebe, und bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, am 25. Juni 1830, geschah fast allgemein im Lande die Vereinigung, und herrlich wurde der Wunsch des Königs ausgeführt.

Um nun aber auch der evangelischen Kirche in ihren Dienern einen

würdevollen Glanz zu geben, so ernannte Friedrich Wilhelm mehrere ehrwürdige Geistliche zu Bischöfen und im Jahre 1829 in den verschiedenen Provinzen General-Superintendenten. Er befahl, in jeder Gemeinde einen Kirchenvorstand zu bilden, die Prediger in Kreis- und Provinzialsynoden zu allgemeiner Berathung für der Kirche Wohl zu versammeln, und ließ eine neue Liturgie ausarbeiten und deren Einführung empfehlen, damit die bisherige Willkür und Verschiedenheit in Anordnung des Gottesdienstes aufhöre. Man hat überall diese Liturgie angenommen.

Mit nicht weniger Sorgfalt hat der König für die katholische Kirche gesorgt. Es sind für dieselbe 2 Erzbisthümer, zu Köln und Gnesen, und 6 Bisthümer: Münster, Paderborn, Trier, Kulm, Breslau und Ermeland, errichtet, und Kirche und Geistlichkeit mit vieler Freigebigkeit ausgestattet.

Die Schulen und die Lehrer können dem Könige nicht genug Dank sagen für Alles, was er an ihnen gethan hat. Denn der Ausbildung der Jugend, und insbesondere der Volksjugend, widmete er Aufmerksamkeit, die früher in diesem Maße nich Statt fand. Als Preußen nach dem Tilsiter Frieden so viel verloren hatte, da sprach Friedrich Wilhelm: „Zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken; aber wir müssen dafür sorgen, daß wir an innerer Macht und innerem Glanze gewinnen. Und deßhalb ist es mein ernstlicher Willen, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde, denn der Einfluß der Volksschulen auf die Wohlfahrt des Staats ist von der größten Wichtigkeit, weil sie den Menschen und den Bürger bilden." — Und selbst während der schweren Jahre 1807 — 12 geschah viel für die Schulen. Vorzüglich nahm man diese wichtige Angelegenheit seit dem Jahre 1815 in Acht. Das ganze Erziehungs- und Schulwesen erhielt eine neue Einrichtung, deren wohlthätige Folgen sich überall zeigen. Der Gymnasien sind im ganzen Staate 114, und ihr Zustand ist sehr lobenswerth. Ueberall liefern treffliche Schullehrerseminarien Lehrer, welche die erforderlichen Kenntnisse besitzen, die Volksjugend zweckmäßig heranzubilden. Der Lehrerstand ist geachtet, und seine Glieder werden durch Zulagen unterstützt, erfreut und belohnt. Fast jedes Dorf hat seine Schule, und mit Strenge wird darauf gesehen, daß die Kinder ohne Ausnahme zweckmäßig unterrichtet und regelmäßig zur Schule gehalten werden. Wenn die eigenen Mittel der Gemeinden zu den nöthigen Schulzwecken nicht ausreichen, so hilft der Staat. Gewerbe-, Handlungs-, Bürger- und Industrie-Schulen geben Gelegenheit, daß sich Jeder für den erwählten Beruf passend vorbereiten kann. Für die unglücklichen Taubstummen und Blinden bestehen in größern Städten bedeutende Anstalten, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt. Und so ist in den Schulen des preußischen Landes ein so reges Leben, ein solches Streben nach dem Bessern, wie wir es nur in sehr wenigen andern Staaten finden.

Die Sorge für Wissenschaften und Künste. — Der König stiftete, als Trübsal und Noth ihn umgaben, zwei Universitäten: Berlin und Breslau. Am 18. Oktober 1818 befahl er die Einrichtung der Universität Bonn für die Rheinprovinzen. Mit der Hochschule zu Halle an der Saale wurde die zu Wittenberg vereinigt, und alle diese hohen Bildungsanstalten stattete man mit freigebiger Hand aus. Wir haben in unserm Lande jetzt 7 Universitäten, auf welchen über 6000 junge Leute studiren, in Berlin allein an 2000. Unter des Königs Schutz und Hülfe bildeten sich im Lande Gesellschaften, welche die Wissenschaften pflegen, und

alle diese Vereine fanden Anerkennung und Unterstützung von unserer Regierung. Für die Künste sorgte Friedrich Wilhelm sehr. Es bestehen Bau-, Maler-, Bildhauer- und Musik-Akademien; Künstler wurden beschäftigt, ermuntert und belohnt. Die herrlichen Bauten, welche der König überall ausführen ließ, setzten eine große Menge geschickter Menschen in Thätigkeit. Vorzüglich verschönerte er Berlin. Dort sind herrliche Kirchen, das prächtige Museum, die Königswache und noch manche andere Bauwerke auf Kosten des Regenten entstanden. In den Provinzen verwendete man große Summen aus den Regierungskassen zur Erbauung von Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden. Dies Alles gab ein reges Leben und beförderte den Verkehr. Es trieb aber auch Handwerker und Künstler sehr zur Vervollkommnung an, da nur Geschicklichkeit auf Verdienst Anspruch machen, und durch diese die Hoffnung erst begründet werden konnte, zu erwerben, was da dient zur Nahrung und Nothdurft des Leibes.

Das ist in schwachen Zügen die Darstellung dessen was Friedrich Wilhelm als Regent ausgeführt hat. Mit Recht nennen wir ihn den Wiederhersteller des Vaterlandes, den Schöpfer einer ganz neuen Gesetzgebung. Sein Regentenwerk ist: Er hat ein Königreich gebildet, 5092 □Meilen groß, bewohnt von 15 Millionen Einwohnern, trefflich geordnet in allen Verwaltungszweigen, herrlich im Wohlstande und blühend in allen Erwerbsquellen, jährlich an 55 Millionen Thaler Einkünfte bringend und beschützt von 500,000 tapfern Kriegern.

---

### 55. Das häusliche Leben des Königs, seine Krankheit und sein Tod.

Friedrich Wilhelm war schlank gewachsen und ein großer, schöner Mann. Er hatte eine gerade und kräftige Haltung. Sein Angesicht und sein ganzes Aeußeres zeigten Ernst und Festigkeit, dabei aber ließen seine Züge das edle Wohlwollen wahrnehmen, welches seinem Herzen so ganz eigen war. Krankheiten haben den Monarchen wenig getroffen, seine Gesundheit war sehr dauerhaft. Bis in sein Alter besaß er große Rüstigkeit und Kraft. Solche treffliche Gesundheit erhielt sich Friedrich Wilhelm durch eine regelmäßige, einfache Lebensweise. In seinem Palaste lebte er nicht wie ein König, sondern schlicht und recht, wie ein Hausvater unter den Seinen. Mäßig war er im Essen und Trinken. Seine Kleidung bestand gewöhnlich in einem schlichten, grauen Oberrocke, welchen er bis oben hin fest zuknöpfte. Auf dem Haupte trug er eine gewöhnliche Feldmütze. So haben ihn seine Unterthanen fast immer gesehen, und wenn man sich den König vorstellen wollte, so geschah es nur in dieser Bekleidung. — Fuhr er aus, so nahm er dazu eine höchst einfache, gelbe Kutsche, vom Volke gewöhnlich „die gelbe Kalesche" genannt. Sie war nur mit zwei Pferden bespannt. Jeder kannte den einfachen, gelben Wagen, und wer ihn von fern kommen sah, der freute sich. Er konnte seinen Landesvater sehen und grüßen. Diese Begrüßung hatte der König gern. Es war ihm unangenehm, wenn Jemand bei ihm vorüberging, ohne die Mütze abzunehmen. Der König grüßte aber auch Jeden wieder. Bei ihm im Wagen saß gewöhnlich nur noch ein Adjutant. Nie hat man seinen Wagen von Wachen umringt gesehen. Im Jahre 1798 kam der König nach der damals preußischen Stadt Warschau. Die Polen wunderten sich sehr, daß er keine militäri-

sche Begleitung bei sich habe. Man wollte ihm eine solche geben, aber Friedrich Wilhelm sprach: „Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen begleiten zu lassen, und ich bin weit entfernt zu glauben, andere als ähnliche Gesinnungen der Liebe bei Ihnen zu finden.“

Die Geisteskräfte des Königs waren von großer Stärke und Lebhaftigkeit. Er faßte Alles sehr scharf und sehr schnell auf und hatte ein gutes Gedächtniß. Dinge und Ereignisse, welche Andere nicht einmal beachteten, behielt der König. Einst fuhr er im Thiergarten bei Berlin spazieren, als seine Blicke auf eine Familie fielen, die ruhig in einer der Alleen wandelte und ehrfurchtsvoll den König grüßte. Die gelbe Kalesche hatte die Spaziergänger schon weit hinter sich gelassen, als der König, der seit dem Begegnen in Nachdenken versunken schien, plötzlich Befehl gab, umzukehren. So wie er bei der Familie wieder angelangt war, stieg er aus und ging gerade auf dieselbe los. „Sind Sie nicht der und der aus Königsberg?“ fragte er. „„Ja, Ew. Majestät,““ antwortete der Vater. „Und Sie sind in Berlin und besuchen mich nicht? haben mich wohl schon vergessen? Ich aber vergesse die Treue und Liebe nicht, welche Sie mir und der seligen Königinn bei unserm Aufenthalte in Königsberg vielfach erwiesen haben. Wo wohnen Sie?“ „„In der Stadt Rom, Ew. Majestät.““ „Gut“ und damit bestieg der König wieder seinen Wagen. Bei der Rückkehr in das Gasthaus fanden die Königsberger einen Hofbedienten des Königs, welcher die ganze Familie auf den andern Tag zur Tafel einlud. Am folgenden Tage empfing der König die Gäste oben an der Treppe, wie er sonst nur bei Fürsten that, ließ die Mutter und die älteste Tochter neben sich sitzen, erzählte seiner Familie den Grund seiner Dankbarkeit und entließ nachher die Reisenden mit Geschenken überhäuft.

Seit dem Jahre 1815 lebte der König gewöhnlich im Sommer zu Potsdam und auf den Lustschlössern in der Nähe, im Winter aber im Palaste zu Berlin. Auf einige Wochen reisete er in der schönen Jahreszeit nach dem lieblich gelegenen Schlosse Erdmannsdorf in Schlesien. Noch im Jahre 1839 hielt er sich dort eine Zeitlang auf. Ueberall gab er seine Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit und Wohlthätigkeit kund. — Prinz Ludwig, der Bruder des Königs, hatte einem armen, redlichen Fischer in Schwedt versprochen, ihm ein Haus bauen zu lassen. Der Bau begann. Bald nachher starb der Prinz, aber auch der Fischer, und der Bau blieb liegen. Man sagte der Wittwe des Fischers, daß der Bruder des Prinzen jetzt König geworden sei und den Bau vielleicht fortsetzen würde. Die Frau merkte sich dies. Sie ging nach Berlin, meldete sich im königlichen Palaste und verlangte den Bruder des Prinzen Ludwig zu sprechen. Der König ließ sie vor sich und sie fragte ihn: „Is he de Broder von den Prinzen Ludwig?“ Der König bejahete es und sie fuhr fort: „Sein Broder was en ehrlick Mann un ick denke, he wert et ok sein, un wiel he nu wat worden is, wert he mi min Hus buen laten.“ — Friedrich Wilhelm lächelte und ließ sich die Sache erzählen. Er versprach der Frau den Hausbau, ließ einen Befehl ausfertigen und händigte ihr denselben ein. Sie erkundigte sich, ob die Herren in Schwedt auch den Befehlen gehorchen würden und ging auf die Versicherung des Königs fort. In Schwedt wurde der Befehl pünktlich befolgt. Sogleich eilte die Wittwe wieder nach

Berlin und verlangte abermals den Bruder des Prinzen Ludwig zu sprechen. Der König erschien. Die Frau sagte: „Wiel ick sehe, dat he eben son ehrlick Mann is, als sien Broder, so bring ick em hier en kleen Fat Nienoogen vor siene Möje.“ Der König nahm es freundlich an, beschenkte die Fischerinn und trug das Faß Neunaugen zu seiner Gemahlinn und sagte: „Sieh einmal, Luise, da habe ich als König schon etwas verdient.“ —

Im Jahre 1826 hatte der König das Unglück, das Bein zu brechen, Zu dieser Zeit kam der Sohn des vormaligen Obersten von Massenbach, welcher wegen seiner Angriffe und Schmähungen auf den König und die Königinn zu Festungsstrafe in Glatz auf Lebenslang verurtheilt war, nach Berlin zum Kriegsminister und bat, den König sprechen und ihm im Namen seines Vaters den tiefsten Dank für die demselben wiedergeschenkte Freiheit aussprechen zu können. „Wie?“ rief der Kriegsminister verwundert aus, „Ihr Vater ist nicht mehr auf der Festung Glatz? Wo ist er denn?“ „„Seit acht Tagen zu Hause bei seiner Familie.““ „Auf wessen Befehl?“ „„Seiner Majestät des Königs.““ Der Kriegsminister, welcher von Nichts wußte, wurde bestürzt und vermuthete einen verfälschten Befehl. Er eilt zum Könige und trägt die Sache vor. Der König, noch krank, lächelt und spricht: „Es hat seine Richtigkeit so. In der vergangenen Woche hatte ich eine schmerzvolle, schlaflose Nacht. Endlich schlief ich ein. Wie ich erquickt und gestärkt erwache, kommt mir der schöne Bibelspruch in's Gedächtniß: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen u. s. w. Da dachte ich: Wer mag dir wohl im Leben am feindseligsten begegnet sein, dich am bittersten gekränkt haben? den möchtest du wohl vergeben und ihm eine Freude machen! Massenbach fiel mir ein und ich schrieb sogleich selbst nach Glatz, ihn auf freien Fuß zu setzen.“

Einst kommt der Kriegsminister zum Könige und findet denselben sehr erzürnt über einen so eben empfangenen Brief. „Lesen Sie,“ ruft er und reicht den Brief hin, „mir so zu schreiben!“ Der Brief war von einem verabschiedeten Officier mit starker Familie, dem es nicht gelungen war, eine Versorgung zu erhalten. Er schrieb, Der König heiße der Gerechte, doch er könne ihm diesen Namen nicht geben, denn ein gerechter König würde einem Manne, welcher Blut und Leben für ihn eingesetzt, nicht so vergelten, daß er Hungers sterben müsse. Es ginge im preußischen Staate nach Willkür und Partheilichkeit. — Der König befahl, immer noch sehr aufgeregt, eine Untersuchung der Sache; doch forderte er den Brief vom Kriegsminister zurück. Den andern Tag berichtete dieser, daß jener Officier wirklich nicht das liebe Brot habe. Es sei zu beklagen, daß der Mann stets mit Bewerbern zusammen getroffen, welche größere Berechtigung und Befähigung zu den Aemtern gehabt hätten, als er. Doch müsse er wegen des ungebührlichen Schreibens bestraft werden. Der König antwortete: „Nein, ich habe mich besonnen. Der Mann ist entweder in Folge seines Unglücks krank und dann dürfen wir Nichts gegen ihn thun, oder er ist gar in seinem Rechte gegen uns und dann haben wir schwere Verantwortung. Stellen Sie ihm diese 100 Friedrichsd'or von mir zu und benachrichtigen Sie ihn, daß für seine Anstellung gesorgt werden wird.“ —

Als der König einst auf dem Fußsteige der Hohenwegstraße zu Pots-

dam mit einem Adjutanten spazieren ging, sprang dieser plötzlich vor, um einen Schwarm fröhlicher Knaben, die auf den glatten, breiten Steinen Kreisel spielten, aus einander zu treiben und dem Könige Platz zu machen. Aber Friedrich Wilhelm trat schnell auf den Fahrweg, hielt den Adjutanten am Arme zurück und sprach: „Haben wohl nie Kreisel gespielt! Kinder darf man nicht stören und betrüben. Jugend kurz."

Solche Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte hatte beim Könige ihre Wurzel in wahrer christlicher Gesinnung. Friedrich Wilhelm III. war ein frommer König. Er hatte Gott und unsern Herrn Jesum Christum lieb. Fleißig besuchte er das Gotteshaus und genoß oft das heilige Abendmahl. Er unterstützte die Bibelgesellschaften, damit das heilige Schriftwort verbreitet werde; er nahm sich der Missionsgesellschaften an, damit man den Heiden die Gnade und Erlösung predige. „Gott mit uns!" das war des Königs Wahlspruch, wenn er ein schweres Werk begann; „Gott allein die Ehre!" wenn das Werk glücklich ausgeführt war. — Als der König und die Königinn nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit von Berlin am 23. Decbr. 1809 in die Hauptstadt zurückgekehrt waren, wünschte der Magistrat, daß der König am Abend in das Opernhaus und in die Oper kommen möge, damit das Volk ihn und die liebe Königinn sehen und seine Gefühle der Freude und Treue ihm kund machen könnte. Doch fest sprach der Monarch: „Mein erster Gang in Berlin ist in die Kirche." —

Nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland, ja in der weitesten Ferne sah man in dem Könige den Schutz- und Schirmherrn der evangelischen Kirche. Er nahm sich derselben überall an. Von nah' und fern bat man ihn um Unterstützung zur Gründung evangelischer Gemeinden und zum Neubau evangelischer Kirchen und nie wurden solche Gesuche zurückgewiesen. Als vor mehreren Jahren im Zillerthale zu Tyrol an 400 bis 500 evangelische Christen in ihren Religionsübungen gehindert wurden, und die östreichische Landesregierung diesen Leuten die Erlaubniß gab, aus dem Vaterlande zu ziehen: da wendeten sich die Zillerthaler an den König und er nahm sie freundlich auf, wies ihnen bei Erdmannsdorf in Schlesien Wohnsitze an und ließ ihnen Häuser, Kirche und Schule bauen.

Friedrich Wilhelm glänzte wegen seiner Regierung und wegen seines lieblichen häuslichen Lebens unter allen Fürsten Europa's hervor. Das ganze Preußenland sah mit Stolz, mit Liebe und Vertrauen auf seinen guten, alten König. Jeder Unterthan wünschte und hoffte, daß er noch lange sein Volk regieren möge. Gott fügte es unerwartet anders. Im Monat May 1840 wurde der König krank. Seine Kräfte nahmen sehr ab. In den ersten Tagen des Juny vermehrten sich Fieber und Ermattung; es stellten sich Brustkrampf und ein bedenklicher Husten ein. Es war Lebensgefahr da. Kaum verbreitete sich diese Nachricht in Berlin, als Jeder tief betrübt wurde. Tausende umlagerten den königlichen Palast, um Nachrichten über den Zustand des geliebten Kranken zu erhalten. Diese Nachrichten wurden von Stunde zu Stunde trüber. Alle Kinder des Königs, auch seine Tochter, die Kaiserinn von Rußland und selbst der Kaiser, waren auf die Kunde von der schweren Krankheit des Königlichen Vaters herbeigeeilt. Der gute König hatte alle Seinen um sich. So in der Mitte seiner Lieben, die Hand dem Kronprinzen reichend, hauchte Friedrich Wilhelm am 7. Juny seinen Geist aus, so ruhig und sanft, daß die

anwesenden Leibärzte erst den Umstehenden ein Zeichen geben mußten, daß ihr Königlicher Vater bereits einer bessern Welt angehöre. Der Kronprinz drückte dem Vater die Augen zu. Nun sanken alle Anwesenden auf die Knieen um das Sterbebette und beteten und fielen dann laut weinend einander in die Arme. Als sich die Todesnachricht im Lande verbreitete, waren überall nur Thränen und Trauer.

Friedrich Wilhelm III. entschlief im Glauben an den Erlöser am 7. Juny 1840, Nachmittags $3^1/_2$ Uhr, im 70. Jahre seines Alters und im 43. Jahre seiner gesegneten Regierung.

Den 10. Juny wurde die königliche Leiche aus dem Palaste nach dem königlichen Schlosse gebracht und in dem Thronsaale aufgestellt. Prunklos lag der hohe Entschlafene in einem einfachen Sarge, in der Uniform des ersten Garde-Regiments, auf dem Haupte die schlichte Feldmütze, der Körper umhüllt von dem Mantel. Am Abende schloß man den Sarg.

Den 11. Juny war das feierliche Leichenbegängniß. Von nah' und fern hatten sich Theilnehmende eingefunden, um dem dahingeschiedenen Landesvater die letzte Ehre zu erweisen. Ein mit schwarzem Tuche belegter Weg vom Schlosse bis in die Domkirche zeigte die Richtug, welche der Leichenzug nehmen werde. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags trugen zwölf Obersten den Sarg aus dem Zimmer die Treppe hinunter auf den Leichenwagen. In tiefer Trauer folgten der neue König und die Königinn, der Kaiser von Rußland, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, viele königliche und fürstliche Verwandte, die Geistlichkeit und Tausende von Menschen. Während dieses Zuges sang man das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," wie solches der Hochselige selbst verordnet hatte. In der ganzen unzählbaren Menschenmasse herrschte nur das Gefühl der Trauer und des Schmerzes.

In der Domkirche stellte man den Sarg vor den Altar. Der Ober-Hof-Prediger hielt die Leichenpredigt und sprach den Segen über die königliche Leiche. Der neue König und die königliche Familie knieeten um den Sarg und beteten. Dann fielen die Hohen Leidtragenden sich einander laut weinend in die Arme. Mit Thränen und Schluchzen ging die Versammlung auseinander.

In der folgenden Nacht brachte man die sterbliche Hülle des Königs nach Charlottenburg und stellte dieselbe in dem dort erbauten Begräbnißtempel neben den Sarg der Königinn Luise. Am 19. July, am Todestage der Königinn, hielt man im ganzen Lande die Gedächtnißpredigt über die Schriftworte: Jakobi 1 v. 12: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfahen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben."

Schlafe der vielgeliebte König in Frieden von seinem ruhmvoll vollendeten Tagewerke bis zum großen Tage der Auferstehung! —

---

### 56. König Friedrich Wilhelm IV. Von 1840 bis jetzt.

Der jetzt regierende König wurde den 15. Oktober 1795 geboren. Der junge Prinz zeigte von früh an, daß Gott ihn mit ausgezeichneten Anlagen gesegnet hatte. In alle dem wohl unterrichtet, was er wissen

mußte, um dereinst sein Volk gut zu regieren, ließ ihn sein königlicher Vater, so bald als möglich, an manchem Regierungsgeschäfte Theil nehmen. Der Kronprinz bereisete die Provinzen, er musterte die Soldaten und so lernte er denn Land und Volk und alle Zweige der Regierung kennen. Und der königliche Thronfolger durschauete Alles so richtig, führte die Aufträge des Vaters so weise aus und bewies sich Jedem so freundlich und herablassend, daß alle Unterthanen mit Liebe an dem Königssohne hingen und seine Reisen wahre Triumphzüge waren. Am 7. Juny 1840 bestieg Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Königsthron. Unsere Königinn Elisabeth ist eine Prinzessinn von Baiern. Sie wurde schon im Jahre 1823 mit dem Könige vermählt. Kinder hat das königliche Ehepaar nicht. Der Prinz Wilhelm, welcher jetzt Prinz von Preußen heißt, ist Thronerbe.

Am Todestage des Königs Friedrich Wilhelm III. wurden dem neuen Könige zwei Papiere eingehändigt, welche der treue, gute Vater schon am 1. December 1827 mit eigener Hand geschrieben und für den Sohn bestimmt hatte. Es sind diese beiden Papiere unter dem Namen: „Das Testament des Königs Friedrich Wilhelm III." wohl Jedermann bekannt. Die schönen Worte des Testaments erschütterten tief den neuen König. Er sprach also:

„Ich befehle, zwei kostbare Documente der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche Mir, nach dem Willen Meines in Gott ruhenden Vaters und Herrn, am Tage Seines Hinganges eingehändigt worden, wovon das eine bezeichnet ist:

„Mein letzter Wille"

das andere mit den Worten

„Auf Dich, meinen lieben Fritz,"

anfängt und welche beide von Seiner eigenen Hand geschrieben und vom 1. December 1827 datirt sind.

Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu Seiner Ruhe an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volkes, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, übergehen lasse, der Ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des theuren Kleinods, das Er uns im Schweiße seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat; und das weiß Ich — sollte dies Kleinod je gefährdet werden, — was Gott verhüte — so erhebt sich Mein Volk wie Ein Man auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.

Solch' ein Volk ist es werth und fähig, Königliche Worte zu vernehmen, wie die, welche hier folgen und wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regiments durch keinen schöneren Act, als die Veröffentlichung, bezeichnen kann.

Sans-souci den 17. Junius 1840

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Am 10. September 1840 empfing der König in der Stadt Königsberg die Huldigung. In dem Schloßhofe standen die Abgeordneten der Provinzen Preußen und Posen und viele Tausende vom Volke Der König saß auf dem Throne. Alle leisteten den Huldigungseid. So wie das Amen den Schwur geschlossen hatte, trat der Monarch raschen Schrittes an den Rand des Sitzes und sprach, daß in dem weiten Raume es dem Letzten durch das Herz ging, mit einer Stimme voll Manneskraft, voll Liebe und Begeisterung, die rechte Hand gen Himmel erhebend: „Und ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen Allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war. Gesegnet sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern — und ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt! Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele — nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wahrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. — So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten! Mannichfach und doch Eins, wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edeles ist — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.“

Unaussprechlicher Jubelruf ertönte, als der geliebte König endete und mit Thränen in den Augen nach dem Throne zurückging. In den Augen aller Anwesenden standen Freudenthränen. Darauf ward, während die aufgestellten Geschütze donnerten, das Lied: „Nun danket alle Gott“ gesungen. Der König sang es, am vordersten Rande des Sitzes stehend, aus vollem Herzen mit.

Es ist gewiß, auf einen Fürsten, der so denkt und spricht, sehen wir mit Freuden und mit Vertrauen hin. Neben dem Könige steht in eben solcher schönen Gesinnung unsere vortreffliche Königinn Elisabeth. Sie ist eine Versorgerinn der Wittwen und Waisen, eine Schützerinn armer, verlassener Kinder. Wohlzuthun und mitzutheilen macht ihr die größte Freude. Sie ist eine wahre Landesmutter. Möge Gott unser Königspaar segnen! Mögen wir unter ihrer Regierung ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit! Die heilige Schrift spricht: „Fürchte den Herrn und den König und menge dich nicht unter die Aufrührerischen, denn ihr Unfall wird plötzlich entstehen.“ Und auf einer andern Stelle: „Richte nicht Aufruhr an in der Stadt und hänge dich nicht an den Pöbel, auf daß du nicht tragen müssest zwiefältige Schuld, denn es wird keine ungestraft bleiben. „Wer solch' Wort Gottes vergisset, der kommt zu Falle. Davon haben wir ja in unserm Lande ein schreckliches Beispiel. Ein wegen seiner schlechten Amtsverwaltung vom Dienste entlassener Bürgermeister, Namens Tschech, hatte den König schon zu mehreren Malen gebeten, ihm wieder Brod zu geben. Diese Bitte konnte nicht gewährt

werden, da Tschech seine Amtsentsetzung selbst verwirkte und darum erhielt er zur Antwort, das ginge nicht. Das böse Herz dieses Menschen erfüllte sich nun mit Rachegedanken und er beschloß ganz im Stillen, den König todt zu schießen. Niemand wußte von diesem gräßlichen Entschlusse. Im July wollte der König und die Königinn eine Reise nach Schlesien machen. Am Morgen der Abfahrt hatten sich Tausende von Menschen beim königlichen Schlosse zu Berlin versammelt, um die geliebte Königsfamilie zu sehen und ihr ein Lebewohl zu zurufen. Auch Tschech hatte sich unter die Menschenmenge gemischt, eine mit Kugeln geladene Doppelpistole unter seinem Rocke versteckt und sich in die Nähe des königlichen Wagens gestellt. Die Königinn stieg zuerst in den Reisewagen. Kaum war der König auch eingestiegen, als Tschech die Pistole hevorzog und blitzschnell hintereinander zwei Schüsse auf den König abfeuerte. Die erste Kugel hatte den Hut der Königinn gestreift, die zweite den König wirklich getroffen, aber ihm eben die Brust berührt, so daß nur ein rother, aufgeschwollener Fleck nachher zu sehen war. Gottes Schutz bewahrte wunderbar den guten Landesvater.

Alle umstehenden Menschen befiel ein unaussprechliches Entsetzen und glühender Zorn. Der König dachte erst gar nicht an etwas Uebles. Er meinte, es habe ein Unbesonnener einen Freudenschuß gethan. Darum rief er aus dem Wagen: „Es ist Nichts, Kinder! Es ist nur ein dummer Spaß!" Aber bald erkannte er die abscheuliche Absicht. Da sprang er im Wagen auf, warf den Mantel auseinander und rief dem vor Schreck zitternden Volke zu: „Ich bin ganz unversehrt! Beruhigt euch, Kinder!" Darauf fuhr der Wagen davon.

Der Bösewicht war unterdeß längst ergriffen und das vor Wuth schäumende Volk hätte ihn gewiß in Stücken gerrissen, wäre nicht die Schloßwache dazwischen gekommen und hätte ihn in Sicherheit gebracht. Er wurde den Gerichten übergeben und zum Tode verurtheilt und demnächst in Spandau hingerichtet.

Als die schändliche That im Lande kund ward, bebte Jedermann vor Entsetzen. Im ganzen Reiche beeilte man sich, dem Könige Theilnahme zu bezeigen und die Freude über seine Erhaltung auszusprechen. Und als der König solche Gesinnungen der Treue und Liebe von allen Seiten her vernahm, sprach er: „Ich danke meinem Volke für solche Liebe und Theilnahme bei der wunderbaren Errettung, die Gott, der Herr, mir hat erfahren lassen. Solcher Liebe gewiß lege ich getrost mein Haupt in den Schooß jedes einzelnen meiner Unterthanen im Lande."

Der König hat fast alle Einrichtungen im Lande stehen lassen, wie sie sein Hochseliger Vater angeordnet hatte. Mit Eifer nimmt er sich aber auch selbst des Landeswohles an. Wo er zu helfen vermag, da ist er bereit. Jeder, auch der Geringste, kann sich an ihn wenden und der Beachtung seines Gesuchs gewiß sein. Er reiset viel im Lande umher, um selbst zu sehen, was seinen Unterthanen Noth thut und wie ihr leibliches und geistiges Wohl zu befördern ist. Er hat dem Lande einen Steuernachlaß bewilligt und diesen auf den Wunsch der Landstände dadurch ausgeführt, daß das Salz im Preise herabgesetzt ist. Die Landstände läßt er alle zwei Jahre versammeln, um die Wünsche und Bitten des Volks desto schneller und genauer zu erfahren. Große Bauten beschäftigen Handwerker und Künstler und bringen viele Geldsummen unter die Leute. Um die Gewerbe recht zu ermuntern, fleißig weiter zu streben, wurde eine große Ge-

werbeausstellung in Berlin für Waaren aus ganz Deutschland veranstaltet, welche sehr vortrefflich ausfiel. Der König hat die fleißigsten Gewerbtreibenden durch Auszeichnungen belohnt. — Wo Noth und Elend ist, wie in Schlesien unter den Garnspinnern und Leinwandwebern, und in Preußen unter den von der Ueberschwemmung der Weichsel und Memel betroffenen Landleuten, da sendet der König Tausende von Thalern zur Unterstützung hin. Künste und Wissenschaften fördert er, für Kirche und Schule werden keine Ausgaben gespart.

Wir beten: Gott wolle des Königs und seiner Diener treues Bemühen um das Landeswohl segnen! Gott erhalte und segne unsern König! Gott segne und erhalte das ganze königliche Haus und gebe, daß wir und unsere Nachkommen im Schatten dieses Hauses glücklich wohnen!

Dazu spricht ein Königreich in seinen Millionen ein freudiges Amen!

# Kurze Uebersicht
der
# brandenburgisch-preußischen Geschichte.

## Die ältere Geschichte.
### Von den ältesten Zeiten bis auf die Hohenzollern.
Bis 1415 n. Chr. Geb.

Aeltester Zustand der Mark Brandenburg.
Die ersten Bewohner des Landes. Sueven. Semnonen. Longobarden. Zustand dieser Völker. Ihre Religion.
Die Auswanderung der Semnonen und Longobarden.
Um 550. Einwanderung slavischer Völker. Wenden. Zustand dieser Völker. Ihre Religion.
789. Kaiser Karl der Große und die Wenden.
926. König Heinrich I, der Finkler.
Gründung der Markgrafschaft Nordsachsen, Nordmark. Markgrafen. Brennabor.
946. Kaiser Otto I. Bisthümer zu Brandenburg und Havelberg. Markgraf Gero.
980—1133. Markgrafen der Nordmark aus verschiedenen Familien.
Die erblichen Markgafen der Nordmark.
1133—1320 Die anhaltische Linie.
1133—1168. Albrecht der Bär, erster erblicher Markgraf.
Besiegung der Wenden.
1143. Markgraf von Brandenburg.
Einführung des Christenthums und der deutschen Sprache.
1168—1184. Markgraf Otto I.
Erzkämmerer des deutschen Reichs.
1220—1267. Die Markgrafen Johann I. und Otto III.
Die Neu- und Ukermark an Brandenburg.
1267—1308. Otto IV. mit dem Pfeile. Kriege mit Magdeburg.
1304—1319. Waldemar. Das nordische Bündniß.
Verfaßung und Zustand der Mark Brandenburg.
1324—1373. Die baiersche Linie.
1324—1351. Markgraf Ludwig I. Der falsche Waldemar.
1351—1365. Markgraf Ludwig II.
1356. Churfürst von Brandenburg.
1365—1373. Churfürst Otto, der Finner.
1373—1415. Die luxemburgische Linie.
Des Kaisers Karl Vormundschaft und Regierung.
Churfürst Sigismund.
Verpfändung der Mark an Jobst von Mähren.
1411. Friedrich VI., Graf von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, Pfandinhaber der Churmark.
1415. Verkauf der Churmark Brandenburg durch Kaiser Sigismund an den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg.
Zustand des Churfürstenthums.

## Die mittlere Geschichte.
### Die Churfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.
Von 1415 bis 1688.

Ursprung des hohenzollerischen Hauses. Konrad, erster Burggraf von Nürnberg. Johann IV. u. Friedrich VI. Anspach und Baireuth.

1415—1440. Churfürst Friedrich I. von Brandenburg.
Seine Regierung. Hussitenkriege.

1440—1470. Churfürst Friedrich II., genannt Eisenzahn oder mit den eisernen Zähnen.
Ankauf der Neumark. Krieg mit dem Herzoge von Pommern.

1470—1486. Churfürst Albrecht, genannt Achilles.
Seine Tapferkeit. Kriege mit Pommern und Hans von Sagan. Albrecht's Haus- und Erbverordnung.

1486—1499. Churfürst Johann, genannt Cicero. Sein Charakter und seine Regierung. Bierziese.

1499—1535. Churfürst Joachim I., genannt Nestor.
Sorge für die öffentliche Sicherheit. Stiftung der Universität zu Frankfurt an der Oder. Das Kammergericht. Die Reformation.

1535—1571. Churfürst Joachim II., genannt Hektor.
Sein Uebertritt zur lutherischen Kirche. Kirchenordnung. Das Interim. Erbvertrag mit dem Herzoge von Brieg und Liegnitz. Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen.
Joachim's Bruder, Johann, Herr der Neumark.

1571—1598. Churfürst Johann Georg.
Seine Sparsamkeit. Seine Regierung.

1598—1608. Churfürst Joachim Friedrich.
Der Geraische Vertrag. Vormundschaftliche Regierung über Preußen. Sorge für die Ausbildung der Unterthanen. Geheimer Staatsrath.

1608—1619. Churfürst Johann Sigismund.
Jülich-Clevischer Erbschaftsstreit mit Neuburg. Vergleich zu Xanten, 1614. — Das Herzogthum Preußen an Brandenburg, 1618. — Johann Sigismund's Uebertritt zum schweizerischen Bekenntnisse.

1619—1640. Churfürst Georg Wilhelm.
Graf Adam zu Schwarzenberg. Der dreißigjährige Krieg. 1618.
Bedrängniß der Mark Brandenburg. Wallenstein.
Gustav Adolph, König von Schweden, 1630. Die Schweden vor Berlin. Magdeburg's Zerstörung. Schweden, Brandenburg und Sachsen verbündet. Schlacht bei Breitenfelde. Schlacht bei Lützen, Frieden zu Prag. Schrecklicher Zustand des Landes.

1640—1688. Churfürst Friedrich Wilhelm, genannt der große Churfürst. Seine Jugendgeschichte. Waffenstillstand mit Schweden.
Der westphäl. Frieden, 1648. Ländererwerbung. Krieg mit den Polen. Schlacht bei Warschau. Vertrag zu Wehlau. Preußen als unabhängiges Herzogthum an Brandenburg, 1657.
Kriege gegen Frankreich.
Einfall der Schweden in Brandenburg, 1674.
Schlacht bei Fehrbellin, 1675. Derflinger.
Frieden zu Saint Germain.
Einwanderungen fremder Völker in Brandenburg.
Posten. Kanäle. Stehendes Heer.

---

## Die neuere Geschichte.

### Die Könige von Preußen.

Von 1688—1845.

1688—1713. Friedrich, als Churfürst III., als König I.
Das Herzogthum Preußen zum Königreiche erhoben.
Die Königskrönung, 18. Januar 1701.
Schwarzer Adlerorden.
Der spanische Erbfolgekrieg, 1701.
Friedrich's Ländererwerbungen. Friedrich's Regierung.
Wartenberg. Wartensleben. Wittgenstein.

Künste und Wissenschaften in Flor. Universität Halle.

1713—1740. König Friedrich Wilhelm I.
Seine Sparsamkeit. Vielfache Aenderungen in der Verwaltung, in den Staatseinkünften, in den Ausgaben. Einwanderung der Salzburger. Bauten. Ausbau der Stadt Potsdam. Das große Potsdam'sche Militär-Waisenhaus. Liebe zum Militär. Militärpflichtigkeit. Das Riesenregiment.
Der nordische Krieg. Ländererwerbung.
Krieg gegen Frankreich.

1740—1786. König Friedrich II., der Große genannt.
Seine Jugendgeschichte.
Der erste schlesische Krieg, 1740—42.
Mollwitz. Czaslau.
Frieden zu Breslau. Ländererwerbung.
Der zweite schlesische Krieg, 1744—45.
Hohenfriedberg. Sorr. Kesselsdorf. F. Leopold v. Anhalt.
Frieden zu Dresden.
Der siebenjährige Krieg 1756—63.
Lowositz. Prag. Kollin. Hastenbeck. Roßbach. Leuthen. Zorndorf. Hochkirch. Minden. Kunersdorf. Maxen. Liegnitz. Torgau. Lager bei Bunzelwitz. Bukersdorf. Freiberg.
Frieden zu Hubertsburg.
Die erste Theilung Polen's. Der baiersche Erbfolgekrieg.
Der deutsche Fürstenbund.
Friedrich als Regent. Seine Thätigkeit. Seine Sorge für die Staatseinkünfte. Accise.
Seine Sorge für den Wohlstand des Landes, für Gewerbe und Handel. Fabriken. Manufakturen. Kanäle. Seine Wohlthätigkeit. Seine Gerechtigkeitsliebe. Gesetzbuch. Müller Arnold. Friedrich's Sorge für das Militär. Seine Bauten. Seine Sorge für die Ausbildung der Unterthanen.
Friedrich als Mensch.

1786—1797. Friedrich Wilhelm II.
Neue Einrichtung in der Verwaltung.
Das allgemeine preußische Landrecht.
Das Kriegswesen. Bauten.
Der holländische Krieg, 1787.
Der Krieg gegen die französische Republik, 1792 — 95.
Pirmasens. Kaiserslautern. Mainz. Frieden zu Basel.
Die zweite u. dritte Theilung Polen's. Ländererwerbung.
Die brandenburgisch-fränkischen Länder an Preußen.

1797—1840. König Friedrich Wilhelm III.
Aufhebung des Restitutionsedikts und mehrerer Steuern.
Die Oberrechenkammer. Tilgung der Landesschulden.
Ländererwerbung im Frieden zu Lüneville.
Napoleon Bonaparte. Hannover an Preußen. Länderabtretung an Frankreich.
Der erste Krieg gegen Napoleon Bonaparte, 1806 und 1807.
Die Dopelschlacht bei Jena und Auerstädt und ihre Folgen. Eilau. Friedland. Frieden zu Tilsit.
Ganz neue Gesetzgebung. Minister Stein. Staatskanzler Hardenberg. Universitäten zu Berlin und Breslau. Neue Einrichtung d. Heeres. Scharnhorst.
Tod der Königinn Luise, 19. Juli 1810.
Frankreich's Krieg gegen Rußland.
York's Waffenstillstand mit den Russen.
Der zweite Krieg gegen Napoleon Bonaparte, 1813 und 1814.
Verbündung mit Rußland. Große Rüstungen in Preußen. Freiwillige Krieger. Unaussprechliche Begeisterung des preußischen Volks. Landwehr. Landsturm. Orden des eisernen Kreuzes.

Möckern. Großgörschen. Bautzen.
Waffenstillstand. Friedensunterhandlungen zu Prag.
Wiederanfang des Krieges. Oestreich und Schweden im Bunde gegen Frankreich.
Katzbach. Großbeeren. Dresden. Kulm, Dennewitz. Wartenburg.
Viertägige Völkerschlacht bei Leipzig. Hanau. Schlacht bei La Rothiere. Unglücksfälle des schlesischen Heeres. Laon. Uebergabe der Stadt Paris. Einzug in Paris. Napoleon auf Elba. Erster Pariser Frieden.
Gesetz über die Einrichtung des Heeres. Kongreß zu Wien. Ländererwerbungen.
Der dritte Krieg gegen Napoleon Bonaparte, 1815. Schlacht bei Ligny und bei Belle Alliance. Uebergabe der Stadt Paris. Napoleon nach St. Helena.
Zweiter Pariser Frieden.
Friedensfeier in Preußen, 18. Januar 1816.
Neue Einrichtung der Landesverwaltung. Provinzen. Oberpräsidenten. Regierungsbezirke. Regierungen. Kreise. Landrath. Kreis-Secretair. Amtsbezirke. Amtmann. Dorfgerichte. Städteverwaltung. Staatsrath. Minister. Landständische Verfassung. Kreistag. Provinzial-Landtag. Landtagsabschied.
Die Thätigkeit des Königs.
Die Sorge für die Erwerbszweige im Lande.
Freier Bauernstand. Gemeinheitstheilungen. Garten- und Ackerbau. Viehzucht. Fabriken. Manufacturen. Handel. Zollverein. Posten. Kunststraßenbau. Eisenbahnen.
Handhabung der Gerechtigkeit. Land- und Stadtgerichte. Ober-Landesgerichte. Ober-Apellationsgerichte.
Anordnungen der Abgaben und der Staatseinkünfte.
Das preußische Kriegswesen. Festungen.
Stürmische Bewegungen mehrerer Völker in Europa. 1830 und 1831. Ruhe und Frieden in Preußen.
Die Sorge für Kirchen und Schulen. Evangelische Kirche. Bischöfe. Synoden. Katholische Kirche. Die Schulen. Gymnasien. Volksschulen. Seminarien.
Die Sorge für Wissenschaften und Künste. Universitäten. Bauten.
Das häusliche Leben des Königs. Die Geisteskräfte des Königs. Seine Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit und Wohlthätigkeit. Seine Frömmigkeit. Die Zillerthaler.
Die Krankheit des Königs. Sein Tod und sein Begräbniß. Das Testament.

1840—1845. König Friedrich Wilhelm IV.
Bekanntmachung des Testaments. Huldigungsfeier. Die Königinn Elisabeth. Des Königs Regierung.
Steuernachlaß. Bauten. Gewerbeausstellung. Unterstützung der Nothleidenden in Schlesien und Preußen. Förderung der Wissenschaften und Künste. Sorge für Kirche und Schule. Der Königsmörder Tschech.

---

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Im Verlag von **Friedlein & Hirsch** in **Leipzig** erschien ferner:

**Vormbaum, Friedr.**, Kurze Darstellung der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Für die Schüler in den mittleren Schulen bearbeitet. 8. 1840. 11¼ Ngr.

— — Lehrreiche und anmuthige Erzählungen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Ein Büchlein für christliche Volksschulen. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1845. 5 Ngr.

— — Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, der Gerechte und Weise. Ein Erinnerungsbuch für alle Preußen, insbesondere für den preußischen Bürger und Landmann. 8. 1841. 11¼ Ngr.

---

**Kohlrausch, Fr.**, Die deutsche Geschichte für Schule und Haus. In drei Abtheilungen. Zwölfte, verbesserte und stark vermehrte Auflage. gr. 8. 1844. 1 Thlr. 22 ½ Ngr.

— — Die deutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815. Achte, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1841. 7½ Ngr.
(Besonderer Abdruck der dritten Abtheilung des vorstehenden Werkes.)

— — Chronologischer Abriß der Weltgeschichte, mit zwei synchronistischen Tabellen der alten Geschichte und der neuern Staatengeschichte. Zunächst für den Jugend-Unterricht, sowie zur Benutzung neben den Geschichtswerken von Becker, Pölitz, Rotteck, Schlosser, Volger u. A. Dreizehnte, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 4. 1845. 12½ Ngr.

Der zu diesem Werke gehörende Atlas erschien unter dem Titel:

**Möller's A. W.**, kleiner historischer Atlas zu der allgemeinen Weltgeschichte für den Schulgebrauch. Zunächst zu dem „Chronologischen Abriß der Weltgeschichte von F. Kohlrausch" nach dessen Angaben entworfen. Dritte Auflage, von 25 Charten auf 10 Blättern ganz neu gezeichnet und mit einem erläuterndem Texte begleitet von Karl Friedrich Muhlert. Mit einem Vorworte des Herrn Ober-Schulraths F. Kohlrausch in Hannover. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

---